Erzählungen

und

Novellen.

Fremd und Eigen

von

Kathinka Zitz-Halein.

Zweites Bändchen.

Nürnberg
Verlag von Friedrich Campe
1845.

Inhalt.

Ruysch. Eine holländische Geschichte aus dem siebenzehnten Jahrhundert, nach Roget de Beauvoir .. 1

Die Epaven. 1720. Nach dem Französischen der Madame Charles Reybaud 117

Die rothe Nase. Nach Lord Feeling 225

Der Notar. 1722. 1733 243

Ruysch.

Eine holländische Geschichte aus dem siebenzehnten Jahrhundert, nach Roger de Beauvoir.

I.

Ein Seemann und ein Arzt.

Eines jener zweimastigen Schiffe, Buurtschippen genannt, welche die Holländer besonders auf dem Zuydersee gebrauchen, und die ohne Unterbrechung zwischen Lemmer, Harlingen, Utrecht, Leyden oder andern Städten hin- und herfahren und selbst bis in den Hafen von Amsterdam gehen, lud am 15. März 1667 seine Passagiere an einem der Kais von Amsterdam aus.

Auf dem Vorderdeck des Schiffes stand, ruhig seine Pfeife rauchend, ein Mann zwischen fünfzig und sechzig Jahren, der wahre Typus des Holländers aus jener Zeit, mit violetter Gesichtsfarbe, den Hals zwischen den Schultern steckend und den Bauch in Gestalt eines Vorgebirges. Er war zudem, nach der Mode jener Tage, mit Bandschleifen und Nestelschnüren überladen, die er theils an dem Stichblatte

seines Degens, theils an seinen Manchetten und auf seinem Filzhute trug. Sein Anzug bestand in einer großen Perrücke, welche sehr nachlässig auf seiner linken Schulter ruhte, oder vielmehr darauf gezerrt war, einem Leibrock von braunem Sammet mit goldenen Knöpfen, worauf ein Anker eingegraben war, einer Halsbinde von den feinsten Spitzen und in Beinkleidern aus abgetragenem Utrechter Sammet. Seine trichterförmigen Stiefel mit hohen Absätzen waren von starkem Leder, jenen ähnlich, welche der Maler van der Meulen den Feldherren in seinen Schlachtstücken giebt. Die Stirne dieses Mannes war mit tiefen Furchen bedeckt. Von Zeit zu Zeit kräuselte er mit seiner behandschuhten Hand die linke Seite seines langen Schnurrbartes. Man konnte leicht bemerken, daß weite Reisen ihn so gebräunt hatten. Seine Gebehrden waren voll Kraft und Energie, und er stampfte mit seinem Stocke, mit einem Elfenbeinknopf und einer alten, ganz staubigen Goldquaste verziert, auf die Bretter des Schiffes.

„Hat Mynheer Furcht, daß das Schiff Wasser geschöpft hat?“ fragte ihn der Schiffspatron spöttisch.

Er antwortete nichts; gegen eine der grün angestrichenen Thüren des Roefs gelehnt, aus welchem die Passagiere hervorkamen, schien er, trotz des rings um ihn herrschenden Lärmens, in das tiefste Nachdenken versunken. Immer rauchend folgte er mit dem Finger den verwirrten Linien einer Seekarte,

die er ausgebreitet hatte. Ein Beobachter würde diesen Mann auf diesem gemeinen Fahrzeuge gänzlich deplacirt gefunden haben; er hatte ganz das Ansehen eines Hochbootsmannes einer Fregatte. Er rauchte ohne auszuspucken, welches einen Menschen anzeigt, der an alle Arten von Tabak gewöhnt ist. Während der Fahrt hatte er die Achseln mehr als einmal mit verächtlicher Miene gezuckt, und die Tölpel, welche mit dem Takelwerk beschäftigt waren, auf gut Holländisch ausgescholten. Der Ton der Ueberlegenheit, dessen er sich gegen sie bedient hatte, konnte nicht das Resultat der Anmaßung, sondern mußte das der Gewohnheit seyn. Seit einigen Stunden jedoch und in dem Maße, als sich das Schiff dem Hafen näherte, schien er es zu bereuen, daß er gesprochen hatte, und er beobachtete das eigensinnigste Stillschweigen. Wenig geneigt, sich mit den Leuten auf dem Schiffe in ein Gespräch einzulassen, hatte er sich die ganze Zeit über an dem Roef gehalten (einem bedeckten Platze auf dem Verdecke), von da aus sein Teleskop nach Norden richtend und nicht ermangelnd, seit dem Beginn der Reise jeden Damm und jede Schleuße mit der größten Aufmerksamkeit zu prüfen. Besonders aber schienen die Kriegsschiffe in dem Hafen seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Er prüfte ihr Takelwerk, ihre Segel und Matrosen. Es befanden sich nur noch wenige Schiffe wegen nothwendiger Ausbesserung in dem Hafen von Amsterdam, denn

seit dem Monat Februar 1665 hatte Carl **II.** Holland den Krieg erklärt. In der Nähe des Dammweges von Y, und sobald er die Stadt genau unterscheiden konnte, die in der ganzen Kraft ihrer Glokkenspiele erklang, wurde die Stirne des Mannes finsterer und er verbarg sein Fernrohr und sein Teleskop wieder in seine Rockschöße. Vielleicht, daß in diesem schwergebauten Manne eben ein innerer Kampf statt fand, denn eine Thräne rann über die Wangen des Seemannes, als sie an dem Kai der Heringspackerei landeten. Aber sein rauher Charakter gewann bald wieder die Oberhand, und er rief einen Namen durch die Thüre des Roefs auf eine Weise, daß er von der betreffenden Person vollkommen verstanden werden konnte. „Sara!“

Eine zarte weiße Hand, die Hand eines sechszehnjährigen Mädchens ergriff die seinige: „Das ist also Amsterdam, mein guter Vater? Mein Gott, wie schade, daß der verwünschte Nebel mich am Sehen hindert. Werden wir lange da bleiben? Seitdem ich um Euch bin, bin ich stets nur auf den Brettern eines Schiffes gewandelt. Das Meer und immer das Meer! Wißt Ihr, daß das anfing langweilig zu werden? — O die drolligen Brücken,“ fuhr Sara fort, indem sie vor Freude mitten unter den Leuten hüpfte, „sie schreien von selbst, wenn wir darüber gehen. Und welche Thürme, welche Kirchen! Das muß ein frommes Land seyn, Väterchen!“

„Vor allem, Sara, bitte ich Dich, den Kärner, der unser Gepäcke führt, nicht aus den Augen zu verlieren. Trotz der guten Verordnungen unserer Bürgermeister, läuft man in diesem Lande oft Gefahr, die Kruyers, welchen man seine Sachen anvertraute, niemals wieder zu sehen.“

„Warum haben wir denn die gute Luzie nicht mitgenommen, die mich auferzogen hat?“

„Das fehlte mir! eine alte Schwätzerin, die nicht ermangelt hätte, meinen Namen überall laut auszurufen, während ich im Gegentheile... Aber ich sehe von hier aus das Stadtviertel meines Freundes Caspar Stock.“

„Hier diese häßlichen Straßen, die der Nebel verhüllt?“

„Grade diese, und ich habe Eile, dahin zu kommen. Sara, ich will nicht haben, daß Du meinen Namen hier nennest... Diesen Namen nenne ich nur bei dem Freunde, zu dem ich gehe, und nur um Deinetwillen gehe ich zu ihm.“

Diese Rede, welche Sara sich nicht die Mühe gab zu ergründen, schien den Seemann von einer großen Last zu befreien. Er gab dem Kinde den Arm, und beide gingen schweigend weiter. Der Mann hatte die breiten Locken seiner braunen Perrücke noch tiefer in die Stirne gezogen; traurig und gebeugt verfolgte er seinen Weg, sich ohne Zweifel auf das beständige Geräusch der Straßen und auf den Ne-

bel verlassend, um nicht erkannt zu werden. Aber gleichsam wie aus einem Kontrast naiver Hofart ließ das junge Mädchen im Gegentheile sein reizendes Köpfchen im vollen Lichte sehen; sie hatte ihren Schleier abgeworfen, ihr blondes Haar aus dem Gesichte gestrichen, und trotz der Kälte dachte sie nicht daran, ihre Hände in den rosenfarbenen Muff zu verbergen, den sie an ihrer Fingerspitze hin- und herwiegte.

Der lärmende Anblick, den Amsterdam zu jeder Stunde des Tages darbietet, war gewiß von der Art, um Eindruck auf Sara's Gemüth zu machen. Hier Krämer in Barchenthosen, die ihre Eßwaaren wie auf einem Jahrmarkte ausriefen; etwas weiter ein Schneiderschild zu der gestickten Weste. Der Meister war erst vor Kurzem aus Paris angelangt und nannte sich Kleidermacher Sr. Majestät Ludwigs **XIV.**, so wie die Modehändlerinnen des Tages sich Modistinnen der Herzogin von Lavalliere nannten. Trotz ihrer anscheinenden Strenge hatten die holländischen Sitten ganz unbewußt schon etwas von den englischen und französischen Trachten angenommen. Die breitgeränderten Filzhüte, welche die ehemaligen Bürger Ludwigs **XIV.** trugen, wichen wenig von denen ab, welche Rembrandt seinen holländischen Rathsherren gab, die um einen Tisch vereinigt sind in dem herrlichen Gemälde, welches man noch in dem Museum jener Stadt bewundert.

Andererseits war der englische Anzug des Chevaliers Temple fast der der ehrenwerthen Mitglieder der Generalstaaten. Dieselbe Halskrause, dasselbe Wamms und dieselben Manchetten. La Pays, ein Schriftsteller aus dem 17. Jahrhundert, spricht viel von feuerfarbenen Krägen, Bändern und Strümpfen, welche er zuerst in den Straßen und auf den Kais von Amsterdam sah. Regnard, der im Monat April 1681 Holland bereiste, nennt Amsterdam die Stadt der Städte; er spricht von ihren geräumigen Straßen, ihren Kanälen und schön angestrichenen Häusern. Die Menge Lutheraner, Armenier und Juden, welche die Stadt bewohnten, rief ihm das unruhige Volk der großen Städte Spaniens und Italiens in das Gedächtniß zurück. Alles, bis auf die Hauben, welche die Holländerinnen trugen, erinnerte ihn an die Frauen des Südens, welche er auf seinen Reisen gesehen hatte. Diese Nachahmungen, welche jedem andern als dem Künstlerauge unerfaßbar sind, machten mehrere mit dem Nationalcharakter festverwebte Sonderbarkeiten nur um so auffallender. In dieser Straße, zum Beispiel, in welcher ein Wind von böser Vorbedeutung die Fensterläden zusammenschlug, trug ein armer Professor seine einzige Tulpe unter einer Glasglocke davon, wie einst Anchises seine Götter forttrug; in dieser andern bebte eine Magd vor Frost, die man in ihrem besten Sonntagsstaate in Prozession durch die Stadt führte, weil

sie im letzten Monate einstimmig als die beste Putzerin ihrer Vorstadt erklärt worden war. Vor ihr ging ein kleiner Junge her, der einen Sack trug, in welchem sich das Schaalenpulver befand, Schulpzand genannt, dessen sich die holländischen Mägde bedienen, um das Holzwerk zu reiben. Anderwärts wurde bei Geigenklang und einem Festmahle eine silberne Hochzeit gefeiert. In den Straßen und auf den Brücken war dieselbe Regsamkeit, derselbe Lärmen; die Stadt trieb ihr Volk aus allen Oeffnungen aus.

Sara's Führer schenkte diesem Tumulte nur wenig Aufmerksamkeit. Er verdoppelte den Schritt, als er vor dem Stadthause vorüberkam, welches damals in die Admiralität umgewandelt worden war; ja, er drückte sogar seinen Hut tiefer in den Kopf vor dem Gitterthore dieses massiven Gebäudes, und hielt erst an der Ecke eines Platzes an, wo er nach einem Seiler Namens Kaspar Stock fragte.

„Ach, lieber Herr!" erwiederte ihm eine alte Frau, die am Fluweelen Burgwal wohnte, „ach, der würdige Stock ist für uns längst todt; seit länger als einem Jahre hat er seine Seele dem Teufel verschrieben. Er ist... er macht..." Die Alte bekreuzigte sich dreimal und murmelte ein Ave. „Um offen mit Euch zu reden," hob sie wieder an, „so muß ich Euch sagen, daß Ihr ihn nur um Mitternacht besuchen könnt. Er wohnt weit von hier, in der Kalver Straat."

„Wenn ich ihn nur wieder finden kann, so habe ich schon Gott zu danken. Ich, der früher Seiler war und eines Seilers Sohn bin, weßhalb ich nicht erröthe, Mutter, ich hätte vor allem meinen wackern Stock gerne umarmt. Fünfzehn Jahre seines Lebens habe ich ihn im Seedienste zubringen sehen, und er hat den Engländern manche gute Kugel geschickt. Aber ich habe nicht Zeit zu warten, und werde mich begnügen müssen, ihm zu schreiben. Sagt mir wenigstens, wo der Doktor Ruysch wohnt.“

„Am Kloveniers Burgwal, lieber Herr!“

Der Mann, der Sara begleitete, verdoppelte seinen Schritt, und durch den bevölkerten Stadttheil hindurch, den man jetzt den Neumarkt nennt, gelangten sie an ein Labyrinth von kleinen Strassen, wie man sie nur in Amsterdam findet, Straßen, welche durch ihre Stille bestimmt scheinen, den verwirrten Lärm der andern zu mildern. Diese feuchten, ungesunden Straßen bilden einen wahren Kontrast mit den übrigen durch die nachläßige Art, womit sie in Ordnung gehalten sind. Es ist stets ein Ueberfluß von Kranken und Fieberhaften darin, und das Haus des Doktors erhob sich vielleicht nicht ohne Absicht in einer geringen Entfernung von denselben. Konnte es auch dem bösartigen Einflusse des Stadtviertels nicht ganz entgehen, so war es, wenn der Frühling kam, doch einigermaßen durch die blühenden Linden auf dem Kai davor geschützt.

Die Vorderseite des Hauses war nett und reinlich, wie alle holländischen Häuser, und an einigen Stellen mit Marmor und ausgehauenen Medaillons eingelegt. Augenscheinlich war es noch nicht lange erbaut, denn es trug auf seinem grauen Anstriche die Jahrszahl 1650. Einer jener Fensterspiegel, Judas genannt, die zu Amsterdam im Gebrauche sind, um die Vorübergehenden abzuspiegeln, war vermittelst eines eisernen Armes an einem der Fenster des Doktors angebracht, und war ein Gegenstand des Neides für alle Nachbarn; denn diese Art Spiegel, damals noch nicht so allgemein wie heut zu Tage, kamen aus der von Ludwig **XIV.** gegründeten Manufaktur. Bis zu jener Zeit hatten Frankreich und Holland noch keine andere als venetianische Spiegel gehabt.

Die Thüre des Doktors, die eine Art Grotte bildete und in jenem sonderbaren Geschmacke gehalten war, der nur den Holländern eigen ist, war mit zwei prachtvollen magellanischen Muscheln geschmückt. Ein doppeltes Gitter verwahrte ihren unteren Theil. Das Haus stand dem anatomischen Theater fast gegenüber, einem Gebäude von rothen Ziegelsteinen, das man noch heute zu Amsterdam sehen kann und das die sehr philosophische Inschrift trägt: **Huc tentimus omnes**, welche von einer verwitterten Büste des Hippokrates überragt wird.

Eine Menge Pflanzen und Stauden erfüllten die Vorhalle, in welche Sara und ihr Führer einge-

lassen wurden. Die Magd, welche ihnen öffnete, trug die Werkzeuge der Reinlichkeit noch in ihrer Hand, auf welche Holland so stolz ist und welche im Falle eines Aufruhrs wohl zu sprechenden Waffen werden könnten, nämlich einen Schwamm, einen Besen und eine Wasserspritze. Der Anschein von heiterer Ruhe, welche in diesem Hause herrschte, schien den beiden Besuchern nur durch die traurige und widrige Musik zweier Uhren unterbrochen zu werden, von denen die eine mit dem Geräusche eines Mühlenganges die Stunden und die andere die Viertel ableierte. Es ist wahr, daß der Doktor es für klug erachtet hatte, sie auf das Treppenhaus zu stellen, um durch ihr schnarrendes Räderwerk nicht in seinen Studien unterbrochen zu werden. Sie waren von prachtvollen Rahmen umgeben, in welchen sich Schmetterlinge und exotische Pflanzen befanden, hin und wieder mit Versen und lateinischen Sprüchen untermischt. An der Decke hingen ausgestopfte Seekälber und Wallfischknochen.

Der Seemann wartete nicht, bis er angemeldet war, sondern trat plötzlich in das Gemach, in welchem sich der Doktor befand. Es war das Eßzimmer, ein holländisches Zimmer, glänzend wie ein Spiegel, das aber nicht günstig für den Appetit seines gelehrten Besitzers zeugte, denn es wurde von keinem Geruch nach Brühen und feinen Speisen erfüllt. Der ehrliche Professor saß vor einigen rohen

Kräutern und hielt ein weich gesottenes Ei zwischen den Fingern, das er bei dem Anblicke des Mannes, der sich selbst bei ihm einführte, in seinen Eierbecher aus gegossenem Glase fallen ließ.

„Michel!“ rief er aus: „Nein, ich irre mich nicht, es ist wirklich Michel!“ und mit der Serviette um den Hals umarmte der Doktor den Seemann aus Leibeskräften. Er berührte ihn, drehte ihn hin und her und betrachtete ihn von allen Seiten, wie ein Alterthumsforscher eine Reliquie von Neapel betrachten würde. „Glücklicherweise habe ich, wie gewöhnlich, nur rohe Kräuter und Eier gefrühstückt, sonst, Michel, würde mir die Freude eine Unverdaulichkeit zugezogen haben. — Aber Du antwortest nicht... Du willst mich vielleicht im Geheimen sprechen? Wenn dieses ist, so will ich meiner Tochter Rachel sagen, das schöne Fräulein, das Du bei Dir hast, ein wenig zu unterhalten, und wir bleiben hier. — He! he!“ fuhr er fort, indem er Sara auf die Wange klopfte, „obgleich Scaliger irgendwo sagt: **Batavia insalubris et brevis aevi**, so scheint das liebe Kind doch nicht krank zu seyn; sie straft die Verleumder unsers Hollands Lügen. — Ich hoffe, sie wird sich während unserer Unterredung bei Rachel nicht langweilen.“

Der Seemann dankte dem Doktor durch ein bejahendes Zeichen dafür, daß er ihn verstanden hatte.

Ruysch öffnete den Schieber in dem Speisezimmer und rief Rachel.

„Hier ist mein Kind, mein einziges Kind," sagte er zu dem Seemann, als sie erschien. „Du wirst entschuldigen, daß ihr Anzug und ihre Fausthandschuhe mit gelbem Ocker befleckt sind; aber sie ist ohne Zweifel beschäftigt, Blumen zu malen. — Meine Rachel besitzt wahres Talent," flüsterte er dem Seemanne in die Ohren, „doch wollte sie mich niemals verlassen, nicht einmal um sich zu verheirathen. — Nun, mein Kind, umarme Michel, meinen Freund und Spielkameraden. Gott sey gelobt! Das ist Einer, auf den ich stolz bin."

Ruysch würde ohne Zweifel so fortgefahren und seinen Freund genannt haben, hätte ihm dieser nicht mit den Augen gewinkt, gleichsam um ihn zu bitten, es nicht zu thun. Rachel Ruysch, die ihre Palette noch in der rechten Hand hielt, empfing einen Kuß von den dicken Lippen des Seemannes. Dann zog sie die schöne Sara mit sich fort, welche selbst nicht wußte, was sie über den Anfang dieses Besuches denken sollte, die aber schon vor Verlangen brannte, die schönen Blumen zu sehen, welche Rachel malte. Beide entfernten sich, und Ruysch blieb mit seinem Freunde allein.

„Laß Dich nochmals ansehen, Michel! Du, der Du als der Aeltere und Stärkere mich auf der Schule zu Leyden beschütztest, und auf den ich seitdem so

viele lateinische Verse gemacht habe. Ich habe Dich nicht mehr gesehen, Herr Vice-Admiral, seitdem Du nach der Küste von Afrika segeltest. Während Deiner letzten Expedition war ich zu Löwen, in dem Haag, und was weiß ich wo? überall lehrend und studirend, denn das ist unsere Kunst, und meine Feinde mit lateinischen Schriften erdrückend, wie Du Deinen Engländern Arme und Beine abschneidest. Aber Du, beim Himmel! Du würdest mit Deinen Heldenthaten das ganze Leben eines Dichters in Anspruch nehmen! Da, willst Du meine lateinische Ode auf Deinen Angriff von Sale sehen? Doch Du scheinst betrübt, Michel?"

„Ich bin traurig, Ruysch, weil Du von mir sprichst, von dem Niemand hier sprechen sollte. Um mich über und über roth zu machen, dürftest Du meinen Namen nur an einem Fenster des Stadthauses aussprechen. Weißt Du denn nicht, daß ich mit Tromp geschlagen worden bin? durch die überlegene Zahl geschlagen? durch diese verfluchte englische Flotte erdrückt worden bin? Aber Geduld! es soll nicht gesagt werden, daß Holland in diesem Jahre Friede mit diesen lumpigen Rothröcken geschlossen habe; sie haben mir zu viele wackere Leute getödtet."

„Aber Du sagst nicht, daß Du ihnen dagegen Berkley getödtet hast, wofür Dir, nebenbei gesagt, Dein Freund Ruysch herzlichen Dank sagt. Stelle Dir vor, Michel, daß die Generalstaaten mir die

Ehre erzeigt haben, mich zu wählen, um den Körper des englischen Admirals auszuspritzen. Meiner Treu! es war ein schönes Geschenk, das sie mir da machten! Als ich ihn auf der Marmortafel des Amphitheaters vor mir liegen hatte, glaubte ich nach dem alleinigen Geruche des Leichnams, daß man mir einen Verpesteten gebracht hätte. Beim Himmel! Du zielst gut! Welch einen Schuß hatte er in der Brust! Die Generalstaaten haben seine Leiche nach London zurückgeschickt. Nur wirst Du mir verzeihen, Bruder, daß ich auf den Glassarg, der ihn umschloß, meinen Namen unter den Deinigen schrieb."

„Du läßt leben, Ruysch, und ich tödte; ein Jeder hat sein Handwerk. Das Deinige ist edel, Freund; aber an einem sonnigen Tage ist das meinige auch schön. Du, der Herz hat, Du, den man, während die Pest im Haag herrschte, Kranke auf seinen Schultern tragen sah, Du, Ruysch, wirst den Kummer Deines alten Michel begreifen. Ich ersticke in dieser Stadt, ich fühle mich unbehaglich darin, meine Füße brennen auf ihrem Pflaster. Ich möchte schon todt seyn und unter Deinem Skalpel liegen."

„Tröste Dich, Michel! Du hast die Vergangenheit für Dich, Deine Feldzüge in Indien, Deine beiden Seesiege über Schweden. Der König von Dänemark hat Dich geadelt, und Du bist Vice-Admiral."

„Ich bin der Seiler Michel Ruyter und nichts mehr Er glitt über meine Lippe, der Name, den ich

gestern noch mit stolz erhobener Stirne gehört hätte und unter dem ich jetzt das Haupt senke... Geschlagen, Ruysch, geschlagen! Die Kanoniere von Amsterdam haben nicht auf mich geschossen, als ich vorüberfuhr, und ich bin gezwungen, gleich einem Flüchtlinge die Nase in meinen Mantel zu stecken. Ich bin ein schlechter, verfaulter Strick, Doktor, ein Tau, das man in das Feuer wirft!"...

Er ging in dem Zimmer auf und ab, daß der Fußboden unter seinen schweren Stiefeln dröhnte. Ruysch ergriff die Hand des Vice-Admirals; sie war mit kaltem Schweiß bedeckt.

„Aber es handelt sich nicht darum," hob Ruyter wieder an; „ich darf den Grund meines Besuches nicht vergessen. Ich bin nicht gekommen, um mich zu erweichen, sondern um Dich zu bitten, mir behülflich zu seyn."

„Ich höre Dich an, guter Michel! Beweise mir schnell, daß ein armer Arzt einem Vice-Admiral auf eine andere Weise nützlich seyn kann, als um seinen Körper auszuspritzen und ihn ausgestopft in sein Land zurückzuschicken. Du erschreckst mich! Solltest Du die Gicht haben? Die Nächte sind wohl sehr kühl auf dem Meere? Du siehst noch älter und hinfälliger aus, als ich, armer Michel! Doch lese ich niemals meinen Plutarch, ohne an die gefürchtete Faust zu denken, welche so gewichtige Schläge austheilte, um mich auf den Kermessen zu beschützen. Du bist nicht

nur mein Orest, sondern mein Scipio, mein Hannibal! Tröste Dich... lies Xenophon und den Rückzug der Zehntausend."

„Wenn Du immerfort sprichst, so laufe ich Gefahr, den Hafen von Vließingen, wohin ich beschieden bin, vor Ende der Woche nicht zu erreichen. Ruysch, lieber Ruysch, ich verlange nichts für mich, über den die erste englische oder französische Batterie baldigst verfügen wird, so Gott mich erhört. Was ich Dir anvertraue, ist nicht mein Körper, dieses elende entmastete Fahrzeug, das keine Pfeife Tabak oder keine Tonne Brantwein werth ist, sondern einen Engel, Ruysch, einen Engel an Jugend und Schönheit will ich unter Deine heilige Obhut stellen. Dieser Engel ist meine Tochter Sara, welche das Meer und das Schiff, das mich trug, niemals verlassen hat; ein Kind, das ich seit sechszehn Jahren an Bord meines Schiffes aufwachsen sah, und das immer wie durch ein Wunder vor dem Kugelregen bewahrt wurde; Sara, die ich ganz klein in meinen Armen trug von Plymüth an auf meiner schönen Fregatte Danae, bis an die Küste von Barbadoes auf meiner Brigg Concordia! Willst Du Sara übernehmen, Ruysch?" Da er den Fragen zuvorkommen wollte, welche der Doktor ohne Zweifel im Begriff war, an ihn zu richten, so erhob sich Ruyter plötzlich von seinem Sitze und sagte: „Sie ist meine Tochter. Ich vertraue sie Dir nicht nur als dem

Freunde meiner Kindheit, sondern auch als dem tugendhaftesten und gelehrtesten Arzt von ganz Amsterdam an. Zwischen Dir und Rachel kann Sara's Seele endlich ihre Fittige ausbreiten. Sie ist eine Taube, Doktor, welche die Flüche und das Leben meiner Seeleute allzusehr verwildern könnten. Es ist Zeit, daß sie sich mit dem Oelzweige auf die Erde niederläßt. Trotz unserer letzten Unfälle werde ich wieder in See stechen, um den verfluchten Frieden zu verhindern, den die Mächte sich vorgesetzt haben zu Breda zu schließen. Der Friede, Ruysch, ist des Seemanns Tod. So lange ich lebe, werden die holländischen Löwen ihre Pratzen in die englischen und indischen Fluthen schlagen, denn ich will einst als Groß-Admiral zu euch zurückkehren. Dann werde ich mich nicht wie heute verbergen und wie ein schamhafter Bettler nach dem Hause des ersten Arztes von Amsterdam, nach dem Manne fragen, dem Peter der Große täglich so schöne lateinische Briefe schreibt. Nein, wir werden dann vielmehr durch die ganze Stadt miteinander spazieren. Ruysch, glücklicher Doktor, warum ist es mir nicht vergönnt, mit euch unter demselben Dache zu bleiben! Ich würde Sara schön und klug wie Deine Rachel werden sehen; ich würde sehen, wie ein zurückgezogenes Leben und die Bibel ihren armen Kopf beruhigen würden, der nur von Abentheuern träumt. Du begreifst, Doktor, daß die Bretter eines Schiffes ein gefährli-

cher Boden für die Füße eines jungen Mädchens sind. Auch darf sie nicht an meiner Seite bleiben, Ruysch, denn ich habe geschworen, mich diesmal tödten zu lassen."

Der Vice=Admiral, dessen Stimme bewegt war, fuhr nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort: „Ziehe das Kind auf und bewahre mir es Es ist noch nicht lange, daß ich sie bleich und zitternd in der vergoldeten Gallerie meines Schiffes sah, als Berkley's Flotte mir eine Bresche schlug. Sie betete zu Gott und der Jungfrau, denn ihre Mutter war katholisch; o, wie schön war sie, als sie so betete, Doktor! Ich werde alt, aber als ich sie so beten sah, kehrte mir mein ganzes Jünglingsblut zurück. Bewahre sie mir also, Ruysch! Bedenke, daß Ruyter eines Tages wiederkehren und sie als ein anvertrautes Gut zurückverlangen wird. Guter Ruysch, Du bist der Schutzpatron der Armen und Verlassenen; ich vertraue Dir Sara an. Wirst Du mir sie wiedergeben?"

„Ich schwöre es Dir, Michel, ich schwöre es Dir bei unserer alten Freundschaft!" sagte der Doktor. „Sara wird in meinem Hause nur gute und heilsame Beispiele finden. Ich werde sie wie mein Kind, wie meine Rachel erziehen. Michel, wie bin ich glücklich! Ich werde jetzt zwei Töchter haben."

Der Vice=Admiral nahm die Hand des Doktors in seine Hände und die beiden Männer umarmten sich.

*

„Jetzt reise ich ruhig ab, da Du mir versprochen hast, sie zu behüten und mir wiederzugeben. Später, guter Doktor, werden wir abrechnen. Ich gehe, ohne Abschied zu nehmen, denn es steht geschrieben, daß ein Vice=Admiral nicht weinen soll. Ich würde weich werden, und habe doch keine Zeit dazu, denn morgen muß ich in Vließingen seyn.“ Er drückte die Hand des Doktors und entfernte sich, in seinen Mantel eingehüllt, der sein Gesicht bis an die Augen versteckte.

II.

Das Haus des Doktors Ruysch.

Trotz unserm Widerwillen gegen weitläufige Beschreibungen, müssen wir doch den Fortgang dieser Geschichte schon bei ihrem Beginnen hemmen, um den Leser mit dem Orte der Begebenheit bekannt zu machen.

Das Haus des Doktors Ruysch, dessen Außenseite wir gesehen haben, bestand in zwei Abtheilungen: in dem Flügel aus rothen Ziegelsteinen, der auf den Kanal hinausgeht, dessen Fenster nur künstlich, zu dem Zwecke zu täuschen, gemalt sind, denn in Wirklichkeit war nur ein einziges vorhanden, durch welches ein graues Licht fiel, ein Licht der Einsamkeit und des Nachdenkens, das von den Bäumen auf dem Kai noch verdunkelt wurde. Dieses lange Ge=

bäude, welches nur ein Fenster auf den Kanal und drei in den innern Hofraum hat, ist das Laboratorium des Doktors Ruysch. Hier hört man zuweilen um Mitternacht das Geräusch von einigen Sandsteinchen, welche von unten gegen dieses einzige Fenster geworfen werden, an welchem eine Winde hängt; aber Sara und Rachel, welche den Theil nach dem Hofe zu bewohnen, sind ohne Zweifel unbekannt mit der Ursache dieses nächtlichen Geräusches. Der Flügel, welcher auf den Kai geht, bildet eine Art äußern Pavillons, welcher gänzlich von Ruysch eingenommen wird, der sich gleichsam als Schildwache dort hingestellt zu haben scheint. Die Mitte des Hauses, die nach Norden zu geht, enthält sein kostbares anatomisches Kabinet. Ein kleiner Garten, der mit Tulpen und hochaufgeschossenen Lilien besäet ist, die sich aus mit Buchs eingefaßten Blumenbeeten erheben, giebt dem Hofe ein ruhiges, behagliches Ansehen, welches ganz in Uebereinstimmung mit der bescheidenen Haltung des Professors steht. Neben der Thüre der Abtheilung, welche Ruysch bewohnt, hängt eine Glocke, ähnlich denjenigen, womit die Maler die Klausen der Einsiedler zu schmücken niemals vergessen.

Nach der gewöhnlichen Einsamkeit dieser Wohnung zu schließen, ist es erlaubt zu vermuthen, daß sie von der Wissenschaft und der Arbeit bewohnt wird; allein ihr einfaches Aeußere läßt die Schätze

nimmermehr erwarten, welche in ihr verborgen sind. Manchmal lassen Fremde, vornehme neugierige Leute, welche durch Amsterdam reisen, ihre Wagen vor diesem Hause anhalten; an gewissen Tagen des Jahres kommen arme Studenten von Leyden in abgetragenen Röcken, oder auch reiche Aerzte mit Stöcken mit Elfenbeinknöpfen, in reicher Kleidung und Allonge-Perrücken. Oberhalb des Kabinets, welches, wie wir schon gesagt haben, sich in der Mitte des Hofes befindet und zu welchem der Doktor allein den Schlüssel hat, sind die zwei Worte auf einer Marmortafel eingegraben: **Veni et vide.** In der Vorhalle sieht man noch einen Stuhl, auf welchem Ruysch sich an Regentagen in das Amphitheater von Amsterdam tragen läßt, und einen Narresleede, das ist einen Schlitten, für die Zeit des Schlittschuhfahrens, ein alterthümliches Werk, welches die Magd Gudula sorgfältig mit einem Ueberzug von Serge umhüllt hatte, um die Malereien und gefirnißten Felder zu schützen. Dieser Schlitten war das einzige Lustgeräth, welches der Doktor besaß; er befand sich neben der Hütte eines sehr schönen neufundländischen Hundes, welchen der Professor Tulp im Jahre 1660 seinem guten Freunde und Collegen Ruysch zum Geschenk gemacht hatte.

Das Stadtviertel, in welchem das Haus gelegen, ist, wie wir schon gesagt haben, ziemlich ungesund; aber sie sind es alle zu Amsterdam. Die Fieberkran-

ken dieses Landes, die ehrlichsten Leute von der Welt, haben zu gleicher Zeit gute Gesichter und ein schlechtes Aussehen, wie es schon im Jahre 1624 ein gewisser Wundarzt, Chalais, bemerkte, ein spaßhafter Mann von Natur, welcher von der Facultät zu Paris den Auftrag erhalten hatte, die Schulen von Amsterdam und Leyden zu prüfen.

In dem Monate, in welchem sich unsere Geschichte zuträgt, lag Schnee auf den Zweigen der Bäume auf den Kais, und die vielen von Kälte erstarrten Apotheker, die man des Sonntags in Müffen, mit ihren rothen Nasen und in ihren Perrücken darüber gehen sieht, bildeten den lächerlichsten Kontrast mit den Baroninnen von Utrecht in ihren langen Schleppkleidern. Die dicken Bürger vom Dam, mit ihrer gleich einem Mastbaum aufgesteckten Feder auf ihren Filzhüten, und einige derbe Bäuerinnen aus der Gegend von Alkmaer in ihrer reichen Tracht bildeten den Haupttheil dieses beständigen Panorama's, von welchem Sara übrigens nichts sehen konnte, weil sie das an das anatomische Kabinet angrenzende Zimmer nach dem Hofe zu bewohnte.

Dieses alterthümliche Gemach war mit Feldern von Eichenholz getäfelt und hatte keinen andern Schmuck, als ein einziges Portrait. So wie es Nacht wurde, führte der Doktor in einem alten Schlafrocke von orangefarbigem Lampas (eine Art chinesischen Seidenzeug), seine Hornlaterne in der Hand tragend,

nach der Abendmahlzeit das junge Mädchen dahin zurück. Jeder Abend führte auch dasselbe Gespräch herbei, das sich fast immer um den Thee drehte, den Rachel bereitete, und um das an der Wand hängende Bild.

Es war dieses das Portrait einer Frau von etwa dreiunddreißig Jahren, von schmächtiger Gestalt, mit zart gerundeten Schultern; sie trug einen Handschuh an der rechten Hand und stützte sich auf einen Tisch mit einer sammetnen Decke. Ihr Kopf war mit einer Art verachtender Aristokratie nach hinten zu gebeugt. Unterhalb dieser Figur, und zwar auf der Leinwand selbst, waren einige Verse von dem holländischen Dichter Johannes Vos zum Lobe dieses schönen Gesichtes angebracht.

In Sara's Zimmer, und wahrscheinlich, um den kahlen und traurigen Anblick desselben zu erheitern, pflegte die Gesellschaft sich zu versammeln und ihren Thee einzunehmen. Seine gerösteten Semmelschnitte in der Hand, verharrte der Doktor gewöhnlich im Schweigen und ließ die Mädchen am Kamine miteinander plaudern. War seine dritte Tasse geschlürft, so ergriff er einen der beiden Leuchter auf dem Tische und betrachtete einige Zeit lang stehend das große Gemälde. Da dieses Gemach lange Jahre unbewohnt war, und man auf seinen Befehl jetzt das Holzwerk abgewaschen und gereinigt hatte, so brachen seine Klagen nach jedem Thee hervor wegen

der Sprünge in dem Firniß und der Rauchwolke, womit die Zeit und das Torffeuer die Malerei geschwärzt hatten. Dieses von Van der Helst gemalte Bild ist ein wahres Meisterstück.

„Sollte man sagen, daß es schon sechszehn Jahre sind, als der treffliche Bartholomäus Van der Helst dieses Bild gemalt hat! Er hatte eine herrliche Manier. Rachel, hier diese Kante schuppt sich, sieh doch einmal nach. Seit sechszehn Jahren bin ich nicht in diesem Zimmer gewesen!... Sechszehn Jahre!“ murmelte der Professor, indem er einen traurigen Blick über jedes Gesimse dieses alten Gemaches gleiten ließ. Während der Theekessel an dem Feuer brodelte und die Mädchen sich in der Nähe der brennenden Holzscheite hielten, fuhr der Doktor fort: „Sechszehn Jahre! Ich habe Euch mein schönstes Zimmer gegeben, Fräulein Sara! Vor sechszehn Jahren kam Van der Helst täglich mit seiner Palette her. Er hatte damals seine berühmte Constanze Reins noch nicht gemalt!... Nun, meine Täubchen, es ist Zeit zum Schlafengehen. Ich werde meine Nacht damit zubringen, gegen diesen Esel von Bilsius zu schreiben... Ich möchte viel lieber bei Euch bleiben und Euch schöne Geschichten erzählen... Schlaft wohl und les't in Eurer Bibel, liebes Fräulein Sara! Die Bibel und die Anatomie sind die einzig guten Dinge!“... Dann ließ er sich durch

Rachel leuchten, nicht ohne die Augen noch einmal auf das Bild geworfen zu haben.

Sara's kleine Lampe und ihre Bibel mit grossen Beschlägen wurden von diesem Augenblick an die einzige Zerstreuung ihrer Betrübniß. Gleich einem schönen Schwan, den Kopf auf eine ihrer Schultern stützend, horchte das Mädchen noch einmal auf das Geräusch der zurückgezogenen Riegel und auf das Anstreifen des seidenen Schlafrockes des Doktors an dem Treppengeländer. Manchmal ging es wie mit Gespensterschritten durch den Gang, und Sara bebte. Und doch war es nur die alte Gudula, welche, gleich einer alten Druidin, noch einige Zweige Rebholz auf das Feuer in jedem Kamine warf; war dieses geschehen, so ließ die Magd den Hund los, den Expensionair des Professors Tulp, und ging an das andere Ende des Hauses schlafen.

Zu gewissen Stunden der Nacht, wenn Sara nicht schlief, vernahm ihr Ohr jedoch zuweilen ein anderes Geräusch, dessen Ursache ihr unerklärlich scheinen mußte; es war ein sonderbares Gekrach, dumpfe, knarrende Töne, die aus dem anstoßenden Gemache zu kommen schienen, welches, wie wir wissen, nichts anderes, als das anatomische Kabinet des Doktors war. Dieses Gekrache war kurz und dem Tone ähnlich, den ein Stück Hausgeräthe, dessen Holz springt, von sich giebt; oft erweckte es das arme Kind erschrocken aus dem Schlafe. In dem andern

Theile des Gebäudes, dem Laboratorium des Arztes, wo ohne Zweifel der Doktor zu dieser Stunde schlief, waren die Zwischenräume zwischen Geräusch und Stille minder fühlbar; dennoch glaubte Sara zuweilen mitten in der Nacht den durchdringenden Schrei einer sich drehenden Winde zu vernehmen. Eine unwiderstehliche Neugierde trieb sie mehr als einmal aus ihrem Bette, und das Ohr an die Thüre gelegt, empfand sie oft den Wunsch, dieses geheimnißvolle Getriebe zu durchdringen.

Sara's neues Leben bei dem Doktor bildete einen zu grellen Kontrast mit ihrem ehemaligen Leben, als daß sie nicht aufrichtig ihre schönen Tage der Freiheit beklagt hätte. Statt des schwimmenden Kerkers des Schiffes, der wenigstens durch den Wechsel der Bewegungen belebt wurde, dieses Schiffes, worauf es dem Vice-Admiral selbst nur mit großer Mühe gelungen war, die Erlaubniß zu erhalten, sie unter andern Kleidern, als den seinigen, bei sich behalten zu dürfen; statt dieser Schlachten und Siege, dieser immer wechselnden Scenen, hatte Sara's junge Einbildungskraft jetzt nichts um sich, als die vier Wände einer Zelle. Oft träumte sie, sie habe den Schleier genommen und sey Nonne geworden. Oft fragte sie sich, wie ihr Vater, der sie in so vielen Gefahren mit seinem Körper geschützt hatte, er, dessen Eisenarm sie so oft mit schüchterner Hand berührt hatte, wie er sich habe entschließen können, sich

von ihr zu trennen, sie so zu verlassen; denn er hatte sie nicht einmal auf die Stirne geküßt und ihr Lebewohl gesagt. Er, der Vater, der sie so sehr liebte, war ohne eine Thräne von ihr gegangen! — Wie sollte sie sich dieses Aufgeben und die Wahl dieser Wohnung erklären? War es denn nur der Doktor Ruysch in Amsterdam, dem Ruyter ein junges Mädchen anvertrauen konnte? Und wie lange sollten diese Verbannung und diese Riegel dauern?

Sara's Langeweile vermehrte sich also bei ihrem neuen Leben. Alle Welt, mit Ausnahme Sara's, war in diesem Hause beschäftigt: der Doktor mit seiner Wissenschaft, die alte Gudula mit dem Hauswesen und Rachel mit der Malerei ihrer Blumen. Rachel zögerte nicht, durch die den holländischen Mädchen angeborene Güte die Vertraute Sara's zu werden. Rachels Natur glich jenen abhängigen Ufern, welche die müde gepeitschten Wellen von selber suchen; Rachel war nur auf der Welt, um mit Andern zu weinen, um mitzufühlen und anzuhören. Regelmäßig schön, aber ohne jeden beweglichen Reiz der Physiognomie, schön durch ihre reine Frische und durch jene sanfte Ruhe, welche nur den Gesichtern von Harlem oder Alkmaer eigen ist, hatte Rachel, die glückliche Sklavin der Regel dieses Hauses, keine andere Freude, als ihrem Vater die Pflanzen und Blumen zuzubereiten, welche der Anatom selbst der genauesten Zergliederung unterwarf. Wenn sie Blu-

men zum Bewundern malte, so darf ich nicht verschweigen, daß sie auch zuweilen einen für ihr Geschlecht ganz rühmlichen lateinischen Vers machte. Diese Art Naturen, die halb Weib, halb Doktor sind, entgehen keinem, der Holland kennt. Mit zwanzig Jahren ist ein holländisches Mädchen zuweilen eine Mischung des Dichters Scaliger und Van Huysums, des Malers; nicht zufrieden, Blumen zu malen, schreiben viele auch Verse in Heinsius Sprache. Einfalt und Bescheidenheit, dieser köstliche Mantel der Wissenschaft, wie St. Augustin sagt, trat bei Rachel an die Stelle des Hochmuths, welchen eine so vollkommene Erziehung bei jedem andern Weibe erregt haben würde. Sie malte ihre Blumen mit Liebe, gleichsam wie ein junges Mädchen das Bild ihres ersten Geliebten malen würde; denn für eine indolente sanfte Natur, wie die ihre, war dieses Blumenparadies in einem warmen Treibhause, Holland genannt, ihre einzige Liebe. Wie auch das Wetter seyn mochte, so ermangelte sie nicht, jedes Jahr zu der Blumenausstellung nach Harlem zu reisen; sie kaufte ihren Vorrath ein, und nach ihrer Heimkehr schmückte sie ihre eisernen Treppengeländer mit diesen neuen Guirlanden. Die verschiedenen Verbindungen dieser tausendnamigen Blumen beschäftigten die blonde Rachel ernstlich, denn sie schlief nicht, bevor sie ihnen Namen gegeben hatte; die einen hiessen Maria, die andern Catharina, Constanze, Nella

oder Gabriele. Rachel brachte den größten Theil des Tages in ihrem Atelier zu; sie sah Niemand, wer es auch seyn mochte, außer der alten Gudula, ihrem Vater und Reinhold Graf, den vertrauten Freund des Doktors und den einzigen Mann, dem er Zutritt in seinem Innern gestattete. In einem jener großen Sessel sitzend, deren Tapisseriearbeit Terburg so oft in seinen Gemälden wiedergegeben hat, hättet ihr sie überraschen können, wie sie, über ein Bouquet gebeugt, die Farben zu ihren Schattirungen mit ihren feinen, durchsichtigen Fingern verband. Nur mit Widerwillen verließ sie dieses nette, reinliche Zimmer, dessen Ringe, Angeln, Schlösser und Feuerböcke Gudula jeden Morgen mit der größten Beharrlichkeit putzte. Den Einflüssen des Clima's, gleich einer Pflanze, unterworfen, war Rachel fröhlich oder betrübt, je nach dem Wetter, das sie für den Tag durch ihr rautenförmiges Fenster voraussah. Kam eine jener großen Wolken, die der Nordwestwind jagt, eine jener Wolken, die in Schlossen und Regen platzen, dann war ihr Haupt gebeugt, wie das ihrer Blumen, und sie küßte die Tausendschönchen, Nelken und Hyacinthen, die in ihrem kleinen Garten von dem Sturme bedroht wurden. An jenen Tagen stieg sie die sechs Stufen, welche sie von dem Eßzimmer des Doktors trennten, traurig herab und berührte fast keine Speise. Am Abend trug sie jede Pflanze in ihr Zimmer, brachte sie unter Dach

und überwachte sie wie eine gute Mutter; ja, sie trieb es sogar so weit, aufzustehen und ihr Hinwelken zu untersuchen. Wenn aber im Gegentheile die vergoldeten Knospen ihrer Rosen eine strahlende Sonne begrüßten, wenn sie sich an ihrem Fenster auf ihren noch thaufeuchten Stielen hin- und herwiegten, dann erhob Rachel ihre Stirne gleich einer stolzen Jungfrau und sprach von tausend Dingen während des Frühstücks, denn ihre Freude war vollkommen. Diese Liebe genügte sich selbst, sie schritt nur über den Rasen der Wiesen und mied das Pflaster der Städte; sie war rein und frisch wie Rachels Herz, und vor ihr waren die galanten Ansprüche und dummen Forderungen der Stadtleute zu nichte geworden. Alle fanden sich gedemüthigt durch den Vorzug, welchen die Nelken und Narzissen vor ihnen erhielten. Einzige Blume dieses Hauses, hatte sich Rachel, indem sie die Mutter so vieler geliebter Blumen ward, wie Maria im Evangelium, das bessere Theil erwählt; denn nach allem würde ohne diese Liebe und ohne diese wohlriechenden Düfte ihr Mädchenleben sehr traurig gewesen seyn.

Die Arbeit des Doktors, der eben die erste Sammlung des herrlichen Kabinets vollendete, welches dem Czar Peter dem Großen verkauft werden sollte, verbreitete eine traurige, geheimnißvolle Färbung über dieses Haus. Im Jahre 1665 auf den Lehrstuhl der Anatomie nach Amsterdam berufen, verfolgte Ruysch

mit unermüdlichem Eifer seine Studien und Entdekkungen. Nicht damit zufrieden, Bilsius besiegt, seine Lehrer van Horne und Delebon übertroffen zu haben, und es im Ausspritzen der Körper weiter gebracht zu haben, als Swammerdam, bei dem Burignons Illuminismus die Wissenschaft tödtete, hatte der fleißige Doktor durch jenen Instinkt, der nur Männern von Genie eigen ist, begriffen, daß ein Anhalten in diesem Systeme hinreichen würde, um es zu verderben; er schritt also immer weiter vorwärts, ohne sich um seinen Gegner Bidloo zu kümmern, der sich bestrebte, es aufzuhalten. Die Vortheile seiner Methode waren so klar, die Dienste, welche er der Anatomie leistete, so fühlbar, seine Entdeckungen so schön und so neu, daß man sich nicht erstaunen muß, daß dieser so einfache Mensch, dieser so bescheidene Professor, von Eitelkeit und Ränken frei, im Anfange heftig verschrieen wurde. Der einzige Biograph, den Ruysch gehabt hat, der Doktor Friedericus Schreiber *), ein unglücklicherweise an Einzelnheiten zu geiziger Biograph, der zudem mehr Ruysch's System, als sein Leben in lateinischer Sprache beschrieben hat, ermangelt nicht, die abscheulichen Verfolgungen aufzuzählen, welche er

---

*) Siehe Intentissimo princeps auscultabat animo. (Fredericus Schreiber), und Historia vitae et meritorum Frederici Ruysch. Amsterdam, 1730.

durch die Empörungen des Neides und der Ohnmacht erdulden mußte. Nicht nur, daß sich Bidloo rühmte, lange vor ihm das Geheimniß bekannt gemacht zu haben, Leichname zuzubereiten und aufzubewahren, sondern er nannte ihn auch einen subtilen Metzger, **Lanio subtilis.** Dieser Bidloo hatte einst bei Ruysch ein zwölfjähriges Mädchen gesehen, welches zufolge der wunderbaren Ausspritzungen des Doktors herrlich erhalten war, und ermangelte nicht, in seiner Wuth zu schreiben, daß dieses Kind von ihm ermordet worden sey. Dieser Mensch wollte lieber Ruysch eines Verbrechens beschuldigen, als ein Wunder zugestehen. Aber diesem Gebelfer unzugänglich, zeigte Ruysch, mit dem Skalpel in der Hand, mit nicht minderem Erfolge alle seine anatomischen Präparate; seine Ausspritzungen waren so glücklich vollführt, daß sie bis in die zartesten Verzweigungen der Aederchen gelangten. Zu der Dauerhaftigkeit seiner Präparate fügte er auch noch Geschmeidigkeit und Farbe; unter den Fingern dieses genialen Mannes schien jede Arterie wieder Leben zu bekommen. Man muß, wie wir, nach zwei Jahrhunderten diese ungeheuren Glasgefäße gesehen haben, wie die gelehrten Arbeiten des Doktors noch ganz unverletzt in Weingeist aufbewahrt werden, um zu begreifen, welchen Riesenschritt die Kunst als Sklavin dieses wohlunterrichteten Steuerers gethan hatte. Sein Geheimniß bewahrte vor Verwesung. Die Gewandt-

heit seines Genie's war außerordentlich; die dünnsten Häutchen, die feinsten Gefäße, feiner als Spinngewebe, lagen sichtbar da. Die Anatomie hatte in ihrem Gefolge nicht mehr jenen Ekel und Abscheu, der nur durch eine große Leidenschaft überwunden werden kann. Peter der Große wollte selbst mit aller Gewalt Anatom werden. Oft zwischen vier und fünf Uhr bei dem Schlage der Speiseglocke, wenn der ehrliche Doktor sich zu Tische setzen wollte, erschien ein Mann in einem gallonirten Kleide und speiste mit ihm; dieser Mann war der Czar Peter. Wenn Ruysch des Sonntags durch Amsterdam ging, um sich in den botanischen Garten zu begeben, so zog jeder Bürger den Hut vor ihm, wie vor einem Bürgermeister. Außer dem Amte als Stadtarzt und als erster Professor der Anatomie, hatte ihn das Gericht noch mit der Untersuchung aller Derjenigen beauftragt, welche in Privatstreitigkeiten verwundet oder getödtet wurden. Zu der Zeit unserer Geschichte waren, wie bekannt, die Zweikämpfe sehr gewöhnlich zu Amsterdam.

Zu dieser Zeit also beschäftigte sich der Doktor sehr ernstlich mit seinem Kabinette. Er befand sich in jener Zeit der Prüfungen, die auch dem Geschicktesten nicht erlassen werden. Den bittern Schriften Bidloo's und den heftigen Anschuldigungen der Aerzte gegenüber, stand er an dem Vorabend eines großen Namens.

Alle diese Dinge werden vielleicht erklärt haben, warum er nur bei Mondschein das Fenster seines großen Laboratoriums öffnete, das er gewiß den Tag über nicht verließ.

III.
Ereignisse.

Mit seinen Studien beschäftigt, konnte der Doktor nicht lange ein strenger Kerkermeister für Sara bleiben; sie erhielt die Erlaubniß, von Rachel begleitet, des Sonntags in die Messe zu gehen; obgleich Protestant, fand der würdige Doktor nichts dagegen einzuwenden. Er nahm sie zuweilen auf seine Kniee und ließ sie gleich einem Kinde darauf in die Höhe hüpfen.

Der ehrliche Ruysch war vor allem Professor, und das Wort Professor ist natürlich mit dem Begriff der Zerstreutheit verbunden. Zudem hatte er diesen Winter den Besuch eines Gastes erhalten, auf den jeder gute Holländer gefaßt seyn muß, nämlich die Gicht hatte bei ihm angeklopft. Mit dem besten Willen der Welt wäre es den armen Beinen des Doktors unmöglich gewesen, den Sprüngen dieser Gazelle regelmäßig zu folgen. Er übertrug also seine Gewalt auf Rachel und überließ seiner Tochter die Sorge für diese köstliche Last.

Die Ueberwachung Sara's war für Rachel im Anfange eine wahre Religionspflicht. Sie hatte kei-

ner langen Prüfung bedurft, um sich von Sara's ungeduldigem, abentheuerlichem Charakter zu überzeugen; Feindin eines jeden Zwanges, voll Aufrichtigkeit und lebhafter Phantasieen, jung und Jedem, der ihn haben wollte, den Schlüssel ihrer Seele überlassend, gefiel und erschreckte Sara zugleich ihre junge Freundin; sie gefiel ihr sogar durch das Gefährliche einer solchen Erziehung. Dieser Kontrast von Idee und Natur war ganz neu für Rachel; es war eine Blume, wie sie noch keine gesehen hatte, eine Blume, die ihren Purpurkelch der Sonne öffnete und Düfte, so wie den sanften Hauch des Westes in sich sog. Zudem hatte Sara nur die Fehler eines Kindes, eine unersättliche Neugierde, eine brennende Sehnsucht, zu sehen. Das Leben, welches sie an Bord oder in den holländischen Besitzungen geführt, hatte ihrem jungen Ungestüm den Reiz einer ganz fremdartigen Natur gegeben, sie war ebensowohl ein schönes Mädchen von der Insel Formosa, als eine Holländerin. Ihre leicht gebräunte Haut war die einer Engländerin, ihre schwarzen Haare fielen auf ihre von der lieblichsten Röthe bemalten Wangen. Alles war Jugend und Schönheit an Sara: die reizende Rundung ihrer Schultern, die Frische ihres Mundes und ihrer Zähne, die Leichtigkeit ihres Ganges, der Wohllaut ihrer Stimme. Das Blut färbte ihre Wangen bei dem geringsten Worte; sie hüpfte, lachte, sprang; was sie wollte, war heilig. Der Doktor

nannte sie sein Teufelchen und endigte damit, sie wie sein Kind zu lieben. Oft überraschte sich der gute Ruysch, wie er, den Kopf in die Hand gestützt, Sara betrachtete, ohne den Blick von ihr wenden zu können, gleichsam als wäre er vor diesem vollkommenen Meisterstück der Schöpfung festgebannt gewesen.

Eines Tages, als Rachel in Sara's Zimmer eintrat, fand sie ihn dort in Thränen. Ruysch hatte beide seit einer halben Stunde erwartet, ohne daß sie gekommen waren. Er umarmte Sara noch vor seiner Tochter. An diesem Tage war er wirklich nicht zerstreut, er hielt einen Brief von Ruyter in der Hand und ein kleines Kästchen mit Sämereien und Pflanzen, welche ihm der Vice=Admiral schickte. Ruysch war einer der Menschen, dessen Seele, von den Höhen des Verstandes herabgestiegen, alle Freuden und alle Thränen eines Kindes hatte. Er war fromm und strenge gegen sich selbst; seit dem Tode seiner Frau hatte er Niemand, wer es auch seyn mochte, in seinem Hause beherbergt, außer jener vornehmen Dame, deren von Van der Helst gemaltes Bild in dem ältesten Zimmer seines Hauses prangte. Indem er einwilligte, Sara zu sich zu nehmen, hatte er alles Uebrige von dem Vice=Admiral ausgeschlagen, und gab den Armen das vierteljährige Kostgeld, welches ihm der eigensinnige Ruyter nichts desto weniger durch Hals, den Banquier der Admiralität, auszahlen ließ.

Der Winter kam grade gelegen, um die strenge Regel dieses Hauses zu unterbrechen. Man muß diese Schlitten gesehen haben, einige durch ein reich gezäumtes Pferd gezogen, andre durch einen Diener geschoben, wie sie auf den gefrorenen Seen und Kanälen tausend phantastische Figuren beschreiben, um sich einen Begriff von diesem Vergnügen zu machen, das 1660 zu Amsterdam und Harlem besonders im Schwunge war. Die angesehensten jungen Leute suchten sich in Luxus und Thorheit bei diesen prachtvollen Spielen zu übertreffen. Der Kanal gegen des Doktors Hause über war mit Schlitten und Schlittschuhläufern bedeckt. Außer daß der Friede mit Frankreich viele Fremde nach Amsterdam führte, hatte Ludwig XIV. durch Verbannungsurtheile auch noch eine große Anzahl Edelleute dahin getrieben, über welche sich seine Politik oder seine Gerechtigkeit zu beklagen hatte. Die reichsten und geschmackvollsten Wintertrachten schmückten die Hauptpersonen des Schauspiels, welches aufgeführt werden sollte. Die Herren, in Kutscher verwandelt, leiteten selbst ihre mit Tiegerhäuten bedeckten Pferde, welche reiche Federbüsche auf den Köpfen trugen. Die schönsten Mädchen von Hoorn und Enkhuyzen in ihren weissen, mit schwarzen Blumen gestickten Häubchen, stolz auf ihre Zitzjacken, deren Aermel in breiten Spitzenmanchetten bis auf die Hand herabfielen, wurden auf dem Kanal von den glänzendsten Kavalieren der

Stadt geleitet, und schwebten so auf dem Eise oft zu dreißig hinter einander her, sich bei den Armen haltend, indem sie jede Wendung mit unglaublicher Behendigkeit ausführten; man hätte von weitem glauben können, ein lavirendes Schiff zu sehen. Mitten unter diesen Schlitten von verschiedener Gestalt, einige eine Muschel, andere einen Schwan oder einen Vogel vorstellend, ward der des Doktors von einem allgemeinen Hurrah begrüßt; dieser Schlitten wich nicht von der Stelle, trotz den Bemühungen Reinhold Graf's, der ihn in eigener Person von hinten mit seinen Schlittschuhen fortzuschieben suchte. Dieses alte, schwere Familienfuhrwerk hatte kein Pferd und sollte mit der Hand fortgedrückt werden; er enthielt nur Rachel und Sara, die in dieser lächerlichen Verlegenheit nicht gezögert hatten, ihre Gesichter mit ihren Sammetlarven zu bedecken. Aber in diesem Augenblick glitt ein schöner, hochgestalteter Mann so nahe an Reinhold Graf vorüber, daß er ihn umstieß und unter großem Beifall der Umstehenden auf den Schnee purzeln machte; zugleich erfaßte er den Schlitten und trieb ihn so schnell wie einen Pfeil vor sich her.

Der Doktor, welcher sich in diesem Augenblick an dem einzigen Fenster seines Laboratoriums befand, welches auf den Kanal zuging, machte eine Bewegung des Schreckens, als er diesen Mann sah.

Er glitt mit stets neuer Gewandtheit dahin, stieß den Schlitten mit seiner Hand und seinen Schlittschuhen vorwärts, hielt ihn dann wieder an, und sich ausruhend, schnitt er neben dem Schlitten die herrlichsten Rauten, Blumen und Rosetten in das Eis. Strahlend und stolz, hatte Sara aus eigenem Antriebe ihre Larve abgenommen, um dieses schönen Triumphes zu genießen. Rachel hingegen betrachtete den Fremden mit einer Art Angst.

Seine Kleidung war sehr reich, sie bestand aus Goldstickereien und Spitzen. Einen Augenblick nahm er den Hut ab, gleichsam wie um Athem zu schöpfen, und fächelte sich mit seiner langen Feder.

Er war ein junger, starker Mann, von schöner Gestalt und einem so kühnen Blicke, daß er Jedem imponirte. Eine Art Bedienter, in einer abgeschabten Jacke, folgte ihm nach; dieser trug ein Rappier, welches der Kavalier, um in seinen Bewegungen nicht gehemmt zu seyn, abgelegt hatte.

Die Worte, welche er während dieser raschen Fahrt wechselte, wurden von Rachel kaum vernommen; Sara aber, indem sie sie anhörte, fühlte sich mehr als einmal versucht, ihre Larve nochmals abzunehmen. Der Kavalier lobte ihren Kopfputz mit silbernen Troddeln, ihr Pelzwerk und ihr kleines Füßchen. „Denn Ihr seyd keine Holländerin, mein schönes Fräulein; unsere Schlittschuhläuferinnen glänzen grade nicht durch ihren Fuß. Auf Edelmanns-

wort und so gewiß, als ich gestern hundert Pistolen im Spiele verlor, schwöre ich Euch, daß der würdige Reinhold Graf nicht geschaffen ist, um Euch fortzuschieben. Er ist ein erbärmlicher Wicht, dem ich, wenn Ihr wollt, noch vor heute Abend beide Ohren abschneiden werde."

Er wechselte einen Blick des Einverständnisses mit seinem Diener, gleichsam als wolle er ihm das Rappier abfordern, das dieser trug. Aber der vorsichtige Reinhold Graf war verschwunden; er war ohne Zweifel zu dem Doktor zurückgekehrt.

Den Schlitten der Obhut seines Dieners anvertrauend, bot der Kavalier bald darauf den beiden Mädchen die Hand, die leicht wie Rehe auf dem Kai hüpften. Während des sehr kurzen Weges fand der junge Mann Gelegenheit, Sara tausend verbindliche Dinge zu sagen, jedoch mit leiser Stimme und so, daß er von Rachel nicht verstanden wurde. Auf Sara's Frage nach seinem Namen, zögerte er nicht zu erwiedern, daß er der Chevalier Castelneau sey, ein französischer Edelmann, der sich seit einigen Monaten in Holland niedergelassen habe.

Der Mann, der ihn begleitete und noch immer seinen langen Degen trug, trieb mit tragischer Würde die Leute vor ihm aus dem Wege, während sein Herr majestätisch die Augenbraunen vor den Gaffern runzelte.

Sara, welche den Arm des Chevaliers angenommen hatte, um nach Hause zu gehen, hörte lä-

chelnd seinen süßen Worten zu. Als sie sich entkleidete, fand sie einen Ring an dem kleinen Finger ihres Pelzhandschuhes. Sie legte ihn auf ihren Putztisch. Dieser Ring war schön gearbeitet und trug ein Wappen wie ein Siegelring. Seine Devise war: **Fide e zelo.** Das Gespräch mit dem Fremden hatte Sara's Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch genommen, daß sie dieses listige Geschenk nicht wahrgenommen hatte.

Als es Nacht geworden war, konnte Sara nicht schlafen und glaubte das Geknarre von der Winde des Doktors zu hören. Sie kreischte traurig, wie eine jener Hebemaschinen, welche in den Seehäfen die schwersten Lasten emporheben. Unter dem Fenster auf dem Kai war ein ungewöhnliches Geräusch von Stimmen; der Hund des Professors Tulp beantwortete es mit einem dumpfen Knurren; die mehrerwähnten Steinchen, die ohne Zweifel von einer bekannten Hand geworfen wurden, prallten gegen das Fenster des Doktors. Die natürliche Neugierde des jungen Mädchens hatte sich durch die geheimnißvolle Begegnung des Tages noch vermehrt; der Ringspender schwebte wie ein Gespenst über ihren Träumen.

Sara, die vorsichtig aufgestanden war, begann ihre Füßchen in ein Paar jener großen Pantoffeln zu stecken, welche in Holland dazu bestimmt sind, die Zimmer vor dem Staub und Schmutz zu bewahren, den die Besuchenden hineinbringen; sie hatte diese

Pantoffeln vor der Thüre von Ruysch's Kabinet gefunden. Das milde Licht einer Wintermondnacht erleuchtete allein das doppelte Fenster des Laboratoriums, durch welches Sara, auf einen Tulpenbaum des Hofes geklettert, deutlich einen hölzernen Sarg erblickte, den der Haken der Winde in die Höhe hob. Der Doktor streckte den Arm aus und ließ die Last vorsichtig auf einen Tisch gleiten. Bald aber entstand ein großer Lärmen unter dem Fenster. Leute, die sich ohne Zweifel gegen den Doktor zusammengerottet hatten, schimpften und nannten ihn Leichendieb. In einem Augenblick war dieses sonst so friedliche Haus auf den Füßen. Ruysch selbst war, bevor noch Rachel und Gudula erwacht waren, mit seiner Lampe in der Hand patriarchalisch hinabgestiegen, um den Aufruhr zu stillen. In den wirren Gedanken, welche solch ein Auflauf in ihr erregen mußte, lief Sara mechanisch über die erste beste Treppe, die sie fand, um von oben herab dieses Schauspiel zu sehen, dem näher zu treten, ihr die große Unordnung ihres Anzuges verbot. Das Ziel ihres athemlosen Laufes war das Laboratorium des Doktors selbst, in welches sie noch nie zuvor hineingekommen war. Ein Mann, in dem Sara allsobald den Diener des Chevalier Castelneau erkannte, kniete auf dem Sarg und war bemüht, dessen Deckel mit einer eisernen Zange abzumachen. Sara's Erstaunen war unbeschreiblich, als sie nach und nach sich einen

Mann aus diesem Sarg erheben sah, und dieser Mann war der Chevalier Castelneau.

Die Fackeln, welche auf dem Kai hin- und hereilten, hatten des Doktors Hof noch nicht erfüllt. Eine Sekunde hatte für den Diener hingereicht, um den Deckel wieder an seinem Platze zu befestigen.

„Rettet mich, Fräulein!“ rief der Chevalier: „Rettet mich, ich bin nur um Euretwillen hergekommen! Du, Kaspar Stock, bleibe! sprich mit den Aufrührern in meinem Namen. Die Hauptsache ist, daß man keine Leiche hier findet. Sara! schöne Sara! Ihr rettet Ruysch, indem Ihr mich rettet.“

Der Lärmen auf dem Kai dauerte fort, aber die ehrwürdige Erscheinung des Doktors verhinderte dieses dumme, plumpe Volk, in seinen Hof einzudringen. Sara ergriff in der Angst Castelneau's Hand, und hundert Umwege machend, führte sie ihn in ihr eignes Zimmer.

„Bleibt hier bis der Tag kommt, Herr! Es wird Euch nichts geschehen. Ihr seyd mein Gefangener und ich behalte Euch auf Euer Wort.“ Sie schloß die Thüre dreimal zu und behielt den Schlüssel.

Indessen war die Menge in das Haus eingedrungen, und schon krachte die hölzerne Treppe, welche in das Laboratorium führte, unter ihren gewichtigen Tritten. Allein in diesem großen, finstern Gemache saß Kaspar Stock neben dem Sarge, in welchem er dem Professor gewöhnlich Leichname brachte, und

sah einem Kapellane, der einen Todten bewacht, nicht unähnlich. In einem Augenblick erhoben sich zwanzig wüthende, mit Hacken bewaffnete Arme über den Sarg. Bleich und mit Schweiß bedeckt, erwartete Ruysch den Ausgang dieser Scene mit sichtbarer Angst.

„Wißt Ihr nicht, Ihr nichtswürdigen Trunkenbolde," rief Kaspar Stock, „daß es mein Gewerbe ist, Särge am Kalverstraat zu verfertigen?" Einige senkten die Köpfe als Zeichen der Zustimmung, denn dieses war in der That Kaspars Gewerbe.

„Fort!" hob er wieder an, „packt Euch schlafen, Ihr stinkt nach Branntwein und Tabak! Dieses ist ein neuer Sarg, den ich dem Herrn Doktor brachte." Er kehrte den Sarg nach allen Seiten um und zeigte ihn ihnen.

Alle diese Menschen standen stumm und verwirrt da. Es waren meistens Leute aus der untersten Volksklasse, welche sich an diesem Tage in einem süssen Branntweindusel befanden. Nach dem Volke von Neapel ist das Volk von Amsterdam vielleicht am leichtesten aufzuregen und auch am leichtesten zu beruhigen. Ungestüm im höchsten Grade, steckt es am Morgen die Fahne auf, vor welcher es sich am Abend unterwirft. Dieses rohe Volk, das man so empört gegen das Blut der de Witt's sah, daß es ihre Körper zerriß und die Stücke unter sich vertheilte, die am zweiten Tage theurer als am ersten an Diejeni-

gen verkauft wurden, welche dieser Metzelei nicht hatten beiwohnen können *), dasselbe Volk sah man auch bei einer Hungersnoth, als sich die Mißvergnügten empört hatten, von der Beredtsamkeit eines Leydner Bürgermeisters besiegt, ruhig nach Hause gehen **).

„Großer, geschickter Doktor,“ sagten sie zu Ruysch, der noch ganz dumm vor Furcht dastand, „entschuldigt uns; Euer Schüler Bidloo hatte uns gesagt, daß ihr menschliche Körper zerstücktet. Seht, es vergeht kein Tag seit einiger Zeit, daß uns nicht irgend Jemand in Amsterdam stirbt, im Judenviertel, am Kalverstraat und am Damm. Die Einen verschwinden, indem sie mit ihren Degen fortgehen, um sich zu schlagen. Andere werden des Abends in den Straßen erschlagen. Wir wissen, daß wir schuldig gegen Euch sind, denn Bidloo und einige Andere haben uns betrogen.“

„So packt Euch denn zum Henker!“ rief Kaspar Stock mit Donnerstimme: „Packt Euch, denn Meister Ruysch will schlafen, oder ich werde den Ersten, der Miene macht zu bleiben, seiner ganzen Länge nach in den Sarg betten!“

Kaspar Stock war keiner jener Menschen, deren Faust ihren Worten widerspricht. Er war ein

---

*) Siehe die Geschichte der Gebrüder Witt.
**) Siehe Van der Beef.

Bursche so rund wie die Kugel auf dem Dammpallaste und seine Arme glichen zwei Hämmern.

Als die Leute sich zerstreut hatten, wurde der gute Doktor, den dieses Volksdrama heftig ergriffen hatte, von Rachel und Sara unterstützt, welche nicht von dem Schauplatz der Begebenheit gewichen waren. Bald kehrten Ruhe und Stille zurück und schläferten jedes Echo dieses Hauses ein. Als Kaspar den Doktor so hinfällig sah, zog er eine Herzstärkung aus seiner Tasche, zu welcher Ruysch seine Zuflucht nahm. Der Sargmacher Kaspar Stock war an jenem Abend der einzige Arzt des Doktors Ruysch. Der gute Professor hatte jetzt nur einen Wunsch, nämlich den, nach solchem Schrecken seine beiden Töchter in den Armen des Schlafes zu wissen. Castelneau hatte Sara die List bekannt, deren er sich bedient hatte, und im Grunde hatte diese List Ruysch gerettet, statt ihn zu verderben. Die Unschuld des Doktors war eine von dem Volke zugestandene Thatsache. Seine Gicht besiegend und seine Schmerzen verbeißend, ging Ruysch vor seiner Tochter her, geleitete sie in ihr Zimmer zurück und wohnte sogar ihrem Schlafengehen bei.

„Das werde ich Dir vergelten, Bidloo, in Thaten und Schriften," murmelte der gute Ruysch vor sich hin, der rachsüchtig war, wie alle Professoren und Lateiner: „Ich beauftrage Dich, Stock, die Kammer der Bürger morgen, gleich morgen davon

in Kenntniß zu setzen.“ Der Doktor wollte noch in derselben Nacht gegen Bidloo schreiben, aber Stock stellte ihm vor, daß er den Anfall seiner Gicht dadurch nur vermehren würde. Kaspar Stock trug die Laterne des Doktors, der Sara zurückgeleitete.

Sie gelangten alle drei vor ihre Zimmerthüre. „Laßt mich bei Euch wachen, Doktor,“ sagte Sara lebhaft: „Ihr seyd leidend, trefflichster Mynheer Ruysch! Erlaubt, daß ich die Nacht in Eurem Zimmer zubringe; ferne von Euch würde ich doch die ganze Nacht kein Auge schließen; laßt mich daher Eure Krankenwärterin seyn.“

Die arme Sara wußte nicht mehr, was sie sagte, so groß war ihre Furcht, daß der Doktor in ihr Zimmer treten und den Chevalier finden möge.

Der Doktor nahm selbst den Schlüssel aus Sara's Händen und schloß die Thüre auf. „Gute Nacht!“ sagte er zu Sara, auf der Schwelle stehend und sie auf die Stirne küssend. „Sara, es würde mir zu wehe thun, heute dieses Zimmer zu betreten; ich war einst so glücklich darin. Geht hinein.“

Und als Sara zögerte, hüllte er sich in die weiten Falten seines Schlafrocks und fuhr fort: „Fürchtet nichts, mein Kind, ich fühle mich besser und verspreche Euch, daß ein ähnliches Aergerniß nicht mehr stattfinden wird. Der Bürgermeister und die Herren vom Rathe sind mir gewogen. Man hat zu allen

Zeiten Genie und Wissenschaft verfolgt. Danket Gott, der uns Alle aus dieser Gefahr errettet hat. Noch einmal, geht hinein!"

Des Doktors Kniee brachen, Stock schloß schnell die Thüre hinter dem Mädchen zu, und beide stiegen die Treppe hinab.

IV.

George von Castelneau.

Es ist Zeit, den geheimnißvollen Anstifter dieses nächtlichen Aufruhrs kennen zu lernen. Die schnell auf einander folgenden Ereignisse, welche sich in diesem engen Rahmen drängen werden, zwingen uns, einige Pinselstriche unsers Gemäldes in dem Schatten zu lassen; aber die Figur unsers Hauptthelden, Chevalier George von Castelneau, nimmt gebieterisch ihren Platz in Anspruch.

Der Chevalier von Castelneau, welcher sich am Hofe Ludwigs XIV. neben Marillac, Gondy, Luynes und jedem Andern ganz vortheilhaft ausgenommen haben würde, war ein Edelmann aus Poitou, dem es keineswegs gelungen war, sich in der Gnade des Königs zu erhalten. Neffe des Grafen Estrées und nach dem Tode dieses Oheims ein grosses Vermögen erwartend, auf welches er nicht ermangelt hatte im Voraus zu zehren, war der Chevalier längere Zeit in Paris ein liebenswürdiger jun-

ger Mann gewesen, der zu gefallen suchte, der sogar mancher großen Dame viel zu sehr gefiel, so, daß sogar der König mehr als einmal die Stirne darüber gerunzelt; ja, der von Fagon, dem Arzte, und von Pelisson, dem Historiographen des Königs, der schönste Mann des Hofes genannt wurde. Theils wegen seiner Schulden, theils wegen anderer Versehen, erhielt der Chevalier eines Tages einen Befehl, der von dem Könige und dessen Minister Colbert unterzeichnet war und der ihm andeutete, einige Zeit in Indien zuzubringen. Der Graf Estrées, hoffend, daß sein liederlicher Neffe auf der Ueberfahrt oder in irgend einer Schenke zu Calcutta umkommen würde, ließ ihm eine Summe Geldes zukommen. Ganz Paris erschöpfte sich in Vermuthungen über die wahre Ursache dieser Verbannung. Einige sagten, der Chevalier habe sich in einem Wagen mit der Livree seines Oheims, des Grafen von Estrées, in Begleitung einiger Schauspielerinnen aus dem **Hôtel de Bourgogne**, am Charfreitage in die Halle begeben und dort eine Taubenpastete eingekauft; Andere behaupteten, er habe einmal boshafter Weise alle Denn unterstrichen, welche sich in einem Briefe des Königs an Frau von Montespan, sein Idol, befanden. Solche Verbrechen führten damals gradezu auf die Insel St. Margaretha oder nach Ostindien.

Aber statt in Indien zu sterben, wie es der Graf von Estrées gehofft hatte, war der Chevalier von

dort als der größte Spieler und Raufbold zurückgekommen, den man jemals in Amsterdam gesehen hatte. Er war berühmt wegen der Art, wie er einen Menschen aufspießte, und weil er bis zur Mittagszeit in Unterhosen von Ratin an seinem Fenster stand und auf der Laute spielte. Dieser doppelte Ruf als Renomist und als Sänger dehnte sein gutes Glück bei den Damen bedeutend aus; mit einigen Arien, welche ihm Jean Baptist Lully, der Oberintendant der Musik in Frankreich, gelehrt hatte, machte er Furore bei den Bürgerinnen vom Damm, und tödtete nachher ihre Männer, wenn sie seine Concerte auf eine zu belästigende Weise störten.

Seit den Verordnungen gegen den Zweikampf, welche die Kammer der Bürgermeister zu Amsterdam in Folge des Krieges erlassen, hatte sich der Chevalier klüglich von der Welt und den Gesellschaften zurückgezogen; er erschien nur noch an gewissen Tagen und wohnte bei Kaspar Stock, zwei Schritte vom Kalverstraat. In der That sehnten sich an manchem schönen Maiabend viele jener schönen holländischen Frauen, welche Metzu, an ihren Fenstern sitzend, so rosig und üppig in seinen Gemälden darstellt, nach dem Lautenspiele des Chevalier Castelneau. Träumerisch und nachdenkend gingen sie oft auf den großen Kais an der Amstel spazieren und lauschten auf den Wind, der ihnen aber nichts als das Pfeifen des Nordens zuwehte, statt Lully's wun-

dervolle Melodien. George von Castelneau, ihr ehemaliges Idol, ihr schöner französischer Chevalier bewohnte den glänzenden Damm nicht mehr, er wohnte bei dem Sargmacher Kaspar Stock. Die Nachtigall von Amsterdam sang bei dem Hamlets-Todtengräber.

Man suchte eines Tages ernstlich zu erforschen, welches seine Lebensart seyn könnte; aber er machte es sich zum Vergnügen, die Neugierigen irre zu führen. Den einen Tag war sein Leben reich, lustig, französisch; den andern Tag ernst und finster. Heute verstreute er Gold mit vollen Händen, wie ein Spieler; morgen ließ er seinen Bart stehen, kämmte sein Haar nicht, hatte ein unheimliches Stelldichein, wo nicht ferne von seiner Straße die Degen erklangen, und schien mit Kaspar Stock eine unauflösliche Verbindung eingegangen, ja, vielleicht einen Bund mit ihm geschlossen zu haben. Kurz, der Chevalier hielt die Schaarwache, die Bürgermeister und nächtlichen Patrouillen in Athem, die sich so schön in Rembrandts Gemälden ausnehmen.

Hatte dieser Edelmann, der sich plötzlich so gefürchtet gemacht hatte und den man Ludwig XIV. nicht zurückzuschicken wagte, weil er ihn ohne Zweifel nicht haben wollte, hatte er denn keine andere Hülfsquelle, als das Spiel, das ihm Geld verschaffte? Es ist nur allzuwahr, daß das hohe Spiel, welches Castelneau stets in den Kaffeehäusern spielte, noch

durch ein anderes, abscheuliches Gewerbe unterstützt wurde. Er tödtete Menschen, um ihre Körper zu verkaufen; er versorgte die Zergliederungswerkstätten und vorzüglich die des Doktor Ruysch.

Die Anatomie beschäftigte zu jener Zeit ganz Amsterdam. Aus der gelehrten Stadt Amsterdam gingen alle jene geduldigen Forschungen, jene nützlichen Entdeckungen hervor, welche diese Wissenschaft seit dem 17. Jahrhundert wie eben so viele Strahlen verherrlicht haben und Ruysch noch vor Boerhaave unsterblich machen sollten. Diejenigen, welchen der Instinkt für jene Studien angeboren ist, werden leicht begreifen, von welchem Vortheile es für eine Kunst seyn mußte, welche nur stufenweise und auf den langsamen Fittigen der Jahrhunderte voranschreitet, treffliche Gegenstände zu cadaverischen Untersuchungen zu haben. Frische und Gelenkigkeit der Körper waren natürlicherweise von Werth bei diesen merkwürdigen Präparaten. Die Anatomie, welche übrigens keinen andern Gegenstand hat, als das fleißige Studiren der Natur und der anscheinenden Eigenschaften der Organe, wurde im Anfange nur an Thieren geübt; der Aberglaube ließ den Mann, der kühn genug wäre, die Hand an das Herz seines Nebenmenschen zu legen, lange als einen Heiligthumsschänder betrachten. Wie gelang es Ruysch, der von Neid und Irrwahn verfolgt wurde, wie gelang es ihm, der Wissenschaft eine feste Dauer,

das Reich eines wahrhaft populären Glaubens zu verschaffen? Es geschah, wir wiederholen es, indem er die Wissenschaft mit einem fühlbaren Gewebe bedeckte, indem er dem Tode die Farbe des Lebens gab. Die nothwendigen Gegenstände zur Zergliederung, welche der Aberglaube des Volkes immer selten macht, verdarben bald unter den Händen der Anatomen; Ruysch bewahrte sie und wußte ihnen, so zu sagen, eine neue Aera der Ewigkeit zu geben. Aber dazu zog Ruysch kränklichen, gebrechlichen Körpern, alten, verarmten Organen die Frische und noch sichtbare Kraft der Leichen vor. Nicht nur, daß er auf das Feinste auszuspritzen verstand, sondern er war auch ein geschickter Einbalsamirer und Kolorist. Er schminkte den Tod, er malte ihn auf so kokette Weise, als der Miniaturmaler nur ein gefallsüchtiges altes Weib schmücken kann. Die Menschen, welche Castelneau im Rausche des Weines, oder von einem Streite hingerissen, tödtete, die, welche Stocks gewichtige Faust in einer Kneipe niederschlug, oder die er geschickt aus den Särgen zu stehlen wußte, welche man bei ihm bestellte, waren auserlesene Leichname, zu den fleißigen Forschungen des Doktors hundertmal geeigneter, als die des Amphitheaters. Der Chevalier und sein Diener Kaspar Stock, ein verschmitzter Schurke, der unter den Admiralen Ruyter und Tromp als Matrose gedient hatte, waren also die wahren Versorger des Doktors. Stocks

Gewerbe, seine Liebe zum Trunk und seine rauhen Manieren verschafften Castelneau nur allzuviele Gelegenheiten, den Doktor und seine Winde mit Waare zu versehen; anderer Seits sicherten Castelneau's abentheuerliches Leben, sein Durst zu glänzen und zu verschwenden, sein Hang zur Prahlerei und seine Gewandtheit in der Fechtkunst dem Doktor auf lange Zeit diesen Vortheil für seine Kunst, über welchen er die Augen schloß, wie alle Praktiker und große Professoren der Anatomie.

V.

Die Sargstraße.

Kaspar Stock kannte den Doktor seit langer Zeit, und hatte zu jeder Stunde des Tages und der Nacht Zutritt bei ihm. Der dickbartige Kaspar Stock war der ehrlichste Leichendieb in ganz Amsterdam. Er machte wundervolle Särge, welches ein sehr verachtetes Handwerk in Amsterdam ist. Er versah, von Castelneau's kecker, sorgloser Natur hingerissen, das Amt eines Dieners bei ihm. Es versteht sich von selbst, daß das Abentheuer, welches dem Chevalier Sara's Zimmer und Herz überliefert hatte, Castelneau's Werk war, welches sein würdiger Hausherr, Kaspar Stock, auf das kräftigste unterstützt hatte. Der Sargfabrikant, der zufällig in einem Gespräche mit Ruysch den Namen Bid-

loo's aufgefangen hatte, hatte sich dessen bedient, um an jenem Abend das unwissende Volk in den Schenken aufzuwiegeln, darauf rechnend, daß Castelneau diesen Tumult benutzen würde, um aus seinem Sarge zu entschlüpfen.

Seit einigen Tagen ging Sara niemals aus, ohne Rachel zu bitten, über den Kalverstraat mit ihr zu gehen. Vergebens malte ihr Rachel ihren Abscheu vor einer gewissen kleinen Straße vor, welche an diesen stets beweglichen Stadttheil stößt, eine Straße, die aus kleinen hölzernen Baracken, wie Meßbuden, besteht und in welchen alle Särge dieser volkreichen Stadt verfertigt werden. Das kühne Mädchen zog aber Rachel von dem schönen Damme weg, um diese Hütten von trauriger Vorbedeutung mit ihr zu betrachten.

Wenn es Euch einmal einfallen sollte, das französische Theater zu Amsterdam zu besuchen, so wird Euch wider Willen diese sonderbare Sargstraße auffallen. Wenig Schritte von dem schönsten Palaste in Amsterdam, dem Palaste des Damms, der, wie Venedig, auf dreizehntausend Grundpfählen erbaut ist, werden hier täglich vier Bretter unter regelmäßigen Hammerschlägen zusammengefügt. In dieser engen, finstern Straße wohnen nur Schreiner. Das Holz dieser Särge und die Zierlichkeit derselben wechseln je nach dem Stande und Vermögen der Käufer. Es giebt Särge von Cedern-, Tannen-, Eichen-, San-

del=, amerikanischem und chinesischem Holze. An der Beweglichkeit, dem Geplauder, der Heiterkeit der Gesänge und dem Pfeifendampfe, der in der Straße herrscht, würdet Ihr niemals glauben, daß ehrliche Holländer sich darin mit dem hölzernen Kleide beschäftigen, wovon der Dichter Scaron spricht; und doch ist dieses ihr tägliches Handeln.

Kaspar Stocks Werkstätte zeichnete sich vor allen andern durch die Form ihrer Särge und den Glanz ihres Firnisses aus; einige sind mit Sprüchen aus den Psalmen, andere mit Bildhauerarbeit und Wappenschildern auf jedem ihrer Felder versehen.

Der Wind wehte aus Nordwesten und Castelneau's Fenster war zu. Statt der Geranien= und Nelkentöpfe, dem gewöhnlichen Schmucke der holländischen Stuben, erblickt das Auge durch die Glasscheiben nichts als einen italienischen Degen und einen Leibrock mit abgeblaßten Bändern. Während Rachel sich traurig niederbeugte, um eine blasse Winterrose zu pflücken, welche an den Steinen blühte, gab Sara Kaspar'n ein Zeichen des Einverständnisses, der ihr schnell ein kleines Briefchen in die Hand gleiten ließ. Sie dankte ihm mit einer Neigung des Kopfes.

„Mein Gott, die arme Blume!" rief Rachel, als sie sah, daß ein Windstoß ihre Rose entblätterte. Die beiden Mädchen gingen nach Haus. Sara triumphirte und Rachel war betrübt.

Viele Spaziergänger waren auf den Kais, und obgleich man mitten im Winter war, so waren doch alle öffentlichen Plätze mit Menschen überfluthet. Ein Tapezierermeister, in einem Rock von Utrechter Sammet, ging vor einem von vier Ziegen gezogenen Wägelchen her, worin sich seine Hämmer und sonstigen Handwerksgeräthe befanden.

„Wozu sind denn diese rothen Bänkchen?“ fragte Sara.

„Man bringt sie wahrscheinlich in die westliche Kirche, wo die Christmette gefeiert wird.“

„Woher weißt Du, daß Christmette ist?“

Rachel erwiederte mit etwas puritanischer Miene: „Du meinst wohl, ich wüßte nichts davon, weil ich Protestantin und Du Katholikin bist!... Auch sollte ich Dich schelten, weil Du seit einiger Zeit nichts als Unbesonnenheiten begehst. Gestern, zum Beispiel, fand ich Dein goldenes Kreuz auf der Treppe.“

Sara streckte die Hand aus und befestigte rasch dieses Kreuz, welches sie von ihrer Mutter hatte, wieder an ihren Hals. Sie küßte Rachel auf beide Wangen und schlug ihre Kapuze zurück, die der Wind hoch aufblies. „Vergieb mir, Rachel,“ sagte Sara, indem sie ganz fröhlich neben ihr herschritt. „Ich liebe Dich herzlich, meine gute Rachel! Wie schade für Dich, daß Du nichts als Deine Blumen

liebst! Kann ein junges Mädchen denn nichts Anderes lieben, Rachel?"

„Gott und ihren Vater," erwiederte Rachel, und das letzte Blatt der entblätterten Winterrose entglitt ihrem Finger, als sie die Schwelle des Hauses erreichten.

VI.
Entschluß.

Der kalte Nebel dauerte fort. Der Nordwind vermählte sich mit dem klagenden Geläute von Amsterdam, denn alle katholischen Kirchen bewegten ihre Glocken zu der großen Feier. Allein in seinem Laboratorium saß der Doktor Ruysch vor seinem mit vergoldetem Leder überzogenen Tische und schrieb an seinen: **Adversaria**, seinem letzten Werke; Gudula und Rachel waren eingeschlafen. Die Feder des Doktors zog Zeilen auf Zeilen; denn er donnerte gegen Bidloo und kommentirte Swammerdam. Trotz der Kälte öffnete Sara ihr Fenster und sah auf die schneebedeckte Straße hinaus. Sie verfolgte mit den Blicken einen Mann in einem Mantel, der auf das Haus zukam; ihr Herz schlug; aber bei dem Scheine der Laterne, die ein vorübergehender Bürger trug, hatte sie Reinhold Graf erkannt, der sich als gutes Pfarrkind, mit seinem Gebetbuche unter dem Arme, in die Kirche begab. Aber um Reinhold Graf kümmerte sich Sara nicht.

Das arme Kind schloß das Fenster wieder zu; ihre Augen waren roth und ihre Brust beklemmt. Vor ihrer kleinen Lampe stehend, zerknitterte sie das Briefchen zwischen ihren Fingern, welches ihr Kaspar Stock am Morgen gegeben und welches ihr zuerst so viele Freude gemacht hatte.

„Er wird nicht kommen!“

Und Sara fragte sich, was George zurückhalten könnte, den Mann, der seit fünf und zwanzig Tagen zu ihren Füßen liegt, der, für den sie mit so viel Angst und Vorsicht die Strickleiter entrollt, die der ehemalige Seiler Kaspar Stock ihr gegeben. Denn trotz dem Doktor, Gudula und Rachel, ja, sogar trotz dem neufundländer Hunde des Professors Tulp, hatte das junge Mädchen das Mittel gefunden, den Chevalier alle Abend in das Haus einzulassen. Während der Sargmacher dem Doktor seine Leichen bringt, oder nach dessen Aufträgen fragt, erklettert George von Castelneau Sara's Fenster; seine Rockschöße streifen und beschädigen die Tulpen der schlafenden Rachel, welche am folgenden Tage wegen der Verheerungen an ihrem Fenster mit dem Sturmwinde grollt. Der Chevalier hatte keiner großen Mühe bedurft, dieses allen Gefahren offene Herz im Sturme zu erobern. Er siegte schon dadurch, daß er Sara mitten in einem Leben voll Langerweile überraschte; denn weder die Bücher des Doktors, noch Rachels Blumen waren geeignet, sie

zu ergötzen, und sie fand daher um so schneller Geschmack an den Honigworten, welche den Lippen des Chevaliers entströmten. Gestern war es ein Ring, heute ein Armband... die Liebe junger Mädchen und vornehmer Herren lebt nur von Lügen und Geschmeide. Geschmeidig, einschmeichelnd, verführerisch, wie ein wahrer Sohn des Hofes Ludwigs XIV., zu selbstsüchtig oder zu zerstreut, um zu lieben, war George nur auf seine allabendliche Rolle bedacht. So wie die Glocke auf dem Thurme zehn Uhr schlägt, kommt er, mit Essenzen, Bändern und Gedichten von Benserade beladen. Tausend falsche Locken sind an seine Perücken geknüpft, Locken ehemaliger Geliebten, die er auf Sara's Torffeuer als Brandopfer darbringt. Wie hätte die arme Sara nicht an die Liebe dieses schönen, jungen Mannes glauben sollen? Sie hatten sich zwar die Hand nicht vor der Welt, aber doch vor Gott gereicht; doch war die Hochzeitsceremonie, die in Holland so besonders rührend ist, vielleicht das Einzige, was Sara beklagte.

Am Hochzeitstage bestreuen die Jünglinge und Mädchen der Stadt den Pfad des neuen Ehepaares mit Blumen, Hypokras und Zimmettrank kreisen in mit Bandschleifen geschmückten Flaschen in der Runde; und schon in der Woche, welche der Vermählung vorausgeht, sendet die zu Vermählende ihren Freunden und Verwandten mehrere solche Flaschen, welche die Thränen der Braut genannt werden.

Sara zog nicht, wie jene Glücklichen, mit ihren weißen Schleiern, Blumenkronen und bandverzierten Flaschen durch die Stadt; für sie hatte das Glockenspiel des Damms die fröhlichen Weisen nicht ertönen lassen, welche es gewöhnlich bei solcher Gelegenheit anstimmt. Nein, Sara's Religion war überrascht worden, ihre Züchtigkeit und Unerfahrenheit selbst führten sie in Castelneau's Schlingen. Der Chevalier, welcher sich stellte, als verließe er die Kirchen nicht mehr, verbreitete einen solchen Weihrauchduft um sich, daß Sara sich von dieser schönen Außenseite täuschen ließ und ihm auf die Gefahr hin, daß ihr Rachel nachfolgen könne, eines Tages in eine jener einsamen Zellen folgte, welche den Katholiken von Amsterdam als Kapellen dienen und in welchen man mit großer Mühe die Messe feiert, so wie man sonst dem frommen Ritus in den Katakomben oblag. Castelneau nahm keinen Anstand, vor einen Priester zu treten, welcher eingewilligt hatte, seine und Sara's in einandergefügten Hände zu segnen; eine heillose Comödie, welche der Chevalier ohne Zweifel schon mehr als einmal in Frankreich gespielt hatte, und welche die kleine holländische Kapelle, dieses Asyl der Reinheit, überraschen mußte, wo der durch Stock gewonnene Priester die Namen George's und Sara's als die zweier Eheleute eintrug. Indem der Chevalier auf diese Weise den theuersten Wunsch des Mädchens erfüllte, sah er

wohl, daß er sie für das ganze Leben fesselte, daß sie ihm angehören und kein Anderer das Recht haben würde, dieses Glück zu durchkreuzen. Ein anderer, ihm von Stock an die Hand gegebener Grund ließ ihm die Wahl der Ueberlegung nicht in dieser wichtigen Angelegenheit; Stock hatte ihm vorgestellt, daß in diesem Lande eine Heirath durchaus nothwendig sey, denn im Fall eines Zwistes mit der Justiz und den Herren von der Bürgermeisterkammer seyen das Spinnhaus und das Raspelhaus sehr unangenehme Aufenthaltsorte.

Castelneau nährte also das Herz des jungen Mädchens mit Täuschungen. Er versprach ihr, sie einst nach Frankreich und an den Hof von Versailles zu bringen. Sara glaubte an die Ewigkeit dieser Liebe; sie zweifelte nicht, daß George einer jener verkannten Menschen sey, welche die Laune eines Königs nach Gefallen verbannt oder zurückruft. Castelneau's tägliches Leben ist ihr übrigens ganz unbekannt, denn sie sieht ihn nur des Abends. Die Briefe des Chevaliers (und welches junge Mädchen glaubt diesen Liebeslügnern nicht?) erheischen Sara's Antworten, die ihm viel längere schreibt, worin sie ihre Seele ausgießt, wie eine junge Lilie die Schätze ihres Thaues abschüttelt. Diese Liebescorrespondenz ist das einzige Glück des jungen Mädchens während der langen Stunden, in welchen des Doktors Haus nur von dem Geräusche seiner Uhren und

den Schritten der alten Gudula wiederhallt. In diesen Briefen hat Sara ihre theuersten Hoffnungen, ihre Kinderträume, ihre Liebe niedergelegt. Für jeden Andern als den Chevalier hätten diese Briefe einen lieblichen Geruch behalten, ähnlich dem, der dem Kelche einer Lilie, einem Cedernkästchen, oder dem Vorübergehen eines geliebten Weibes entströmt. Auch hatte das Mädchen, welches wohl wußte, wie viele Thränen diese Briefe gekostet hatten, wie sehr ihre Hand zitterte, als sie sie schrieb, von ihm erheischt, daß er sich niemals von diesen Briefen trennen, sondern sie gleich einen Talisman auf der Brust tragen solle. Schien es ihr doch, als würden ihn diese Briefe beschützen und ihn vor allen Fallstricken bewahren.

Nachdem sie sich selbst alle möglichen Gründe vorgeschwatzt hatte, überlas Sara nochmals den Brief des Chevaliers, welcher nur die Worte enthielt:

„Es ist mir unmöglich, zu Dir zu kommen, „Seele meines Lebens! Auf morgen zu derselben „Stunde.“

„Dein George.“

„Das ist Alles, was er auf meinen langen Brief von gestern antwortet! Immer warten, zweifeln und zittern! das ist das Loos von uns armen Frauen. Mein Gott! mein Gott! wie unglücklich bin ich! Nun sind schon in Mäntel gehüllte Männer vorüber=

gegangen, und er erscheint nicht in dieser verwünschten Straße!“

„Es ist die erste Nacht, daß er bei unsern Zusammenkünften fehlt! Bleiche Sterne, die ihr euch jetzt in der Amstel spiegelt, ihr, die ihr ihn so oft strahlend wie ihr selbst auf jenes Fenster des Neumarktes zueilen saht, ihr seyd heute von Schatten und Betrübniß umschleiert. Auf morgen! schreibt er; er betrügt mich. Heute ist Alles nur Religion oder Gottlosigkeit in Amsterdam. Die Feste Gottes verbergen oft viele Verbrechen! Wenn ich mich recht entsinne, so hat mich George nicht einmal umarmt, als er gestern kam. Seine Worte waren nicht mehr zärtlich; er glich einer Larve, die wohl in der Ferne täuscht, aber in der Nähe nicht. Mein Gott! warum habe ich ihn geliebt! warum habe ich für ihn alle meine Pflichten als gute Katholikin vernachläſsigt! Stock hat mir den Gartenschlüssel gegeben; ich will in die Christmette gehen! Welche Freude, wenn ich ihn betend, wenn ich ihn bereuend, mir so wehe gethan zu haben, mit gefalteten Händen vor dem Bilde der heiligen Jungfrau fände! Aber ich werde ihn vielleicht überraschen, wie er um eine schöne Dame vom Kalverstraat schleicht und ihr frommer Weise das Weihwasser reicht! Wenn ich das sähe, so würde ich gerade auf dieses Weib zugehen und ihr sagen: Er ist mein Geliebter! Er ist mehr als das, er ist mein Gatte! — Herr Jesus!

der abscheuliche Sturm! — Er giebt gar keinen Grund an, er sagt blos, es sey ihm unmöglich! Unmöglich! das ist ein Wort, das George früher nicht gekannt hat! O, er liebt mich nicht mehr! Verwünschter Brief! er ist so kurz, als wäre er auf den Knieen eines Weibes geschrieben worden! Aber ich will wissen, wo er ist! Ich werde ihn ohne Zweifel in der Kirche finden."

Nachdem sie ihren Mantel umgeworfen und den Brief des Chevaliers zu sich gesteckt hatte, verließ sie das Haus.

VII.

Die Schenke.

Der weise Heinsius, euer Landsmann, ihr guten Holländer, hat irgendwo geschrieben: Was die Neugierde eines Weibes will, das will das Nordmeer; es würde eher seine Dämme und Schleußen zerstören.

Sara wurde durch die Gefahr selbst kühn; sie schritt über den Schnee des Kai's wie über die Bretter ihres ehemaligen Schiffes. Der Wind blies, als wollte er die Linden entwurzeln, welche vor dem Hause des Doktors gepflanzt waren; die Nacht war kalt; das Brausen des Wassers in den Kanälen und der Nordwind verkündigten einen Sturm. Diese Art Nächte, welche der Holländer nicht einmal bemerkt,

hindern ihn selten an einer einmal vorgenommenen Spiel- oder Lustparthie, und die Schenken sind an Trinkern darum nicht leerer; auch die Kirchen sind an solchen Tagen mit Frommen angefüllt.

Die Thurmkirche war weder die wenigst schönste, noch die wenigst reichste unter den andern. Jede Nacht, von neun Uhr des Abends bis vier Uhr des Morgens, gingen von der Schwelle dieser Kirche aus die sogenannten Klapermans mit ihren Klappern, um ihre nächtliche Runde zu beginnen; sie brachten die Verirrten und Betrunkenen nach Hause, wachten über Feuersgefahr und bildeten eine Art Polizei. Nicht ohne ein leises Gefühl von Furcht sah das junge Mädchen zuerst die Spieße und Feuerrohre dieser Männer. Sie zogen in der größten Ordnung, je zwei und zwei, in einer Entfernung von wenigen Schritten vor dem Hause des Doktors vorüber, während die Bürger mit Hornlaternen über die Brücken der Stadt eilten. Gewiß sollte diese Nacht in allen christlichen Ländern eine Nacht der Sammlung und Frömmigkeit seyn; aber hier, wie überall, erkannte man an gewissen Anzeichen den unvermeidlichen Mißbrauch, der mit den nächtlichen Ceremonien der Weihnachtsfeier verbunden ist; Lichtstrahlen und lautes Gelächter drangen nicht selten aus schlecht geschlossenen Fensterladen heraus.

Als die schweren Schritte der Klappermänner ertönten, hörte der Lärmen auf, um desto ärger wie-

der anzufangen, sobald die Patrouille vorüber war. Sara hatte sich in ihren holländischen Kapuzenmantel eingehüllt, aber seine weiten Falten vermochten ihre zarten Glieder nicht vor der Kälte zu schützen. In jeder Kirche beugte Sara ihre Kniee, und dann schweifte ihr Auge suchend umher; in jeder Kirche trugen Weihrauchwolken auf ihren keuschen Flügeln ihr Gebet zu dem Tabernakel. Aber ihr Gebet war vergeblich, George von Castelneau war nicht da. Mitten unter diesen vielen Menschen ließ sie zitternd die Falten ihres Schleiers über ihr Gesicht herab, dann begann sie athemlos ihren fruchtlosen Lauf wieder; sie betete und verlangte George vor jedem Altare. Sich bald in nutzlosen Umwegen verlierend, bemerkte Sara nicht einmal, daß der Zufall sie nach dem Hause des Doktors zurückführte; bevor sie sich dessen versah, stand das anatomische Theater mit seinen vier Thürmchen vor ihr. Wenig Schritte davon erblickte Sara einen großen rothen Flecken in dem Nebel; es war eine ungeheure Laterne, die gleich einem Kometen strahlte. Dieser Leuchtthurm überragte eine Thüre, vor welcher mit vieler Sorgfalt Sand hingestreut war. Dieser Ort hat auch jetzt seine Bestimmung nicht geändert und heißt noch wie damals der Brunnen. Erschöpft und von Kälte erstarrt, trafen die Töne eines Klaviers Sara's Ohr, und sie nahm keinen Anstand, in die Schenke einzutreten. Sie setzte sich auf eine hölzerne Bank mitten unter

eine Menge Leute, die, gleich ihr, nicht zu wissen schienen, was sie zu sehen bekommen würden; es waren meistentheils Ansiedler aus Friesland, welche mit ihren Frauen und Töchtern durch die Musik an diesen Ort gelockt worden waren.

Die Neuheit des Schauspiels, dem Sara beiwohnen sollte, verdient wohl, daß wir einige Worte darüber sagen. In einem durch vier Kronleuchter erhellten Saale unterschied das junge Mädchen zuerst Matrosen, welche vor einem Zahltische tranken, der in der Nähe eines Orchesters angebracht war, das mit weißen Draperien, gleich einem Marionettentheater, behängt war und auf welchem die Musikanten stets dieselbe Weise auf ihren Violinen kratzten, während in den Zwischenpausen ein Blinder auf einem Spinett spielte. Auf diese Art ging die Musik immer fort und mit ihr bewegten sich sechszehn bis zwanzig weiß gekleidete Mädchen in dem Gemache, die nicht tanzten, sondern nur hin und her gingen, wie jene Figuren auf Leierorgeln, welche von dem Spieler in Bewegung gesetzt werden. Ohne das geborgte Kolorit ihres Gesichtes und ihre lockenden Blicke, hätte ein Fremder glauben können, daß er an einem Tage der Preisevertheilung in ein Amsterdamer Pensionat versetzt worden sey. Alle trugen dieselbe Haarflechten, dieselben Spitzen und Blumen. Dieses beständige Auf- und Niedergehen und der durch den Tabaksrauch verursachte Qualm würde

selbst die stärksten Frauennaturen unwohl gemacht haben, wenn diese Mädchen nicht seit langer Zeit daran gewöhnt gewesen wären. Nicht ohne geheime Angst spähte Sara nach den Gesichtern der Anwesenden, von denen viele eher den Ausdruck der Gutherzigkeit, als des Lasters trugen. Der Nationalcharakter ist einmal der Art, daß die guten holländischen Bürger ihre Frauen und Töchter oft des Sonntags in diese **Musico** oder Nachthäuser führen. An diesem Abend waren nun besonders viele Neugierige und Fremde da, die aber größtentheils aus Protestanten bestanden.

Sara wollte fort, aber der Regen fiel in Strömen nieder. Die Wetterfahnen knarrten, die Musik ging ihren Gang fort und der Wein kreiste um die Tische. Diener in einer Art schmutziger Livree boten Sara Weintrauben und getrocknete Plattfische an, die sie aber ausschlug. Das arme bestürzte Mädchen hatte in diesem Augenblick nicht Augen genug, um die Gebieterin dieses sonderbaren Hauses zu betrachten, als diese sich im großen Putze hinter den Zahltisch setzte. Steine und Perlenschnüre schmückten die Stirne dieses Weibes, an ihrem Gürtel hing ein Schloßbeutel herab, wie ihn die Burgfrauen trugen, und eine goldene Kette wand sich zwölf bis sechszehnmal um ihren Hals. Mit einer Lichtputze versehen, die einer Feuerzange nicht unähnlich sah, machte sich diese Schenkenkönigin durch ihre Gewandtheit im

Lichterputzen bemerkbar; sie kredenzte den Kunden selber Wein und Bier.

Wenn reich beladene Schiffe aus Indien in Amsterdam landeten, das eine der ersten Handelsstädte der Welt ist, so konnte das sonderbare Haus, in welches sich Sara geflüchtet hatte und das für Jedermann offen stand, mit Recht ein Schmelztiegel genannt werden; denn hier schmolz das Gold, welches die Seeleute in den Colonien zusammengerafft hatten. So disciplinirt diese Leute an Bord waren, so blind rannten sie hier in Schlingen, welche ihnen List und Habsucht stellten. In einigen Nächten der Ausschweifung verloren sie oft die Früchte mehrerer Jahre der Mühen und Gefahr. Von Wein erhitzt, ließen die Einen unvorsichtiger Weise ganze Hände voll Dukaten aus ihren Rockschößen fallen, welche die Diener des Hauses, indem sie sich stellten, als ob sie eifrig darnach suchten, mit leichter Mühe an ihren mit Wachs überzogenen Stiefelsohlen festtraten; Andere, die ihre Wohnung unter diesem Dache nahmen, das sie hätten fliehen sollen, blieben täglich diesen treulosen Diebstählen ausgesetzt. Sara hörte nicht ohne Beben, was einige Matrosen davon erzählten. Ein Schiffskapitän, der mit einer Kiste Goldsand von Goa zurückgekommen war, hatte in einem halben Jahre seine ganze Habe dort verloren; die fragliche Kiste konnte auf achtzigtausend Gulden angeschlagen werden.

Die Frauen in dieser Höhle der Verderbniß stürzten plötzlich auf eine der Thüren zu. Ein entsetzlicher Donnerschlag hatte den Schleier des Sturmes zerrissen; der Regen hatte aufgehört oder fiel nur noch stoßweise. Sara befand sich plötzlich allein in diesem zuvor so bevölkerten Gemache; die Neugierigen hatten größtentheils ihre nahgelegenen Häuser aufgesucht. Kaum von dem Schrecken erholt, den ihr der Donnerschlag verursacht hatte, vielleicht auch im Kampfe mit einer Nervenkrisis, welche die entschlossensten Charaktere berührt, fühlte Sara mechanisch die Finger der Hausfrau auf ihrem Arm und ließ sich von ihr in ein angrenzendes Zimmer ziehen. Eine Art Nebel, der diesen Ort verhüllte, und die Schwäche, welche Sara empfand, erlaubten ihr kaum, einen mit Speisen besetzten Tisch zu unterscheiden, um welchen einige Frauen im Chore sangen, als hätten sie bei dieser unheiligen Orgie den Himmel selbst herausfordern wollen. Junge Cavaliere, in mit Wein befleckten Manchetten, hatten sich ihrer Röcke entledigt, ihre Degen an ihre Lehnstühle gehängt und reichten jenen Mädchen lange blau und gelb gefärbte Gläser hin. Einige fluchten, Andere sangen französische Lieder; der Jüngste und Schönste unter ihnen hatte sich das Spinett, auf welchem früher der Blinde gespielt, auf den Tisch stellen lassen und spielte darauf den Mädchen vor. Indessen las ein anderer Gast mit lauter Stimme Liebesbriefe

vor, die ein großes Gelächter erregten. Diese Briefe gingen von Hand zu Hand; die Schrift derselben war klein und fein — Sara hatte die ihrige erkannt. — Ihre eiskalte Hand aus der Hand des Weibes ziehend, die sie fest hielt, stieß Sara einen lauten Schrei aus, denn sie hatte Castelneau erkannt. — Diejenigen, die sich ihr widersetzen wollten, mit Gewalt von sich stoßend, eilte sie wie wahnsinnig auf den Kai; der Geist des Schwindels hatte ihren armen Kopf erfaßt. Ueberall war Nebel; sie verdoppelte den Schritt und theilte die grauen Wolken vor sich, ohne zu wissen, wohin sie ging. Wer sie so gesehen hätte, wie sie längs des Kai's an der Amstel hinlief, der von keinem Geländer geschützt wird, würde sie schnell zurückgezogen haben. Plötzlich wiederhallte das Echo in dem Hause des Doktors von einem entsetzlichen Schrei; durch den Nebel getäuscht, war Sara in den Kanal gefallen.

Derjenige, der zuerst aus dem Hause des Doktors herauskam, war Kaspar Stock; mit Hülfe des Hundes, der auf dem Schnee herumschnüffelte, zog er den Körper des jungen Mädchens aus dem Kanal. — Sara war todt.

VIII.

Schmerz.

Der Hund des Professors Tulp stieß ein lautes Gebell aus. Ruysch ging hinab, Rachel stand auf

und selbst die alte Gudula verließ zitternd ihr Lager. Der Schnee schlug dem guten Doktor in das Gesicht, der verzweifelnd seine beiden Arme erhob und nichts als die Worte finden konnte: „O mein Gott!"

Denn Sara war nicht mehr; des Doktors ganze Kunst wurde zu nichts vor diesem Körper, den Stock aus dem Kanal gezogen hatte. An den Haaren des todten Mädchens hingen lange Wassertropfen, welche die Kälte schon zu Eis gemacht hatte. Man hätte sie für Perlen auf der Stirne einer Jungfrau halten können.

Ruysch küßte ihre herabhängende Hand und gebot Kaspar Stock, die Leiche in sein Kabinet zu bringen. Dieses war das Heiligthum seines Hauses, und es drängte ihn, diesen köstlichen Schatz den Blicken der Profanen zu entziehen. Er half sogar selbst dem Kaspar und ging, trotz Kälte und Schnee, mit bloßem Haupte durch den Hof und über die Gänge.

Die niedergeschmetterte Rachel bemerkte nicht einmal, daß alle Blumen ihres kleinen Gartens geknickt waren. Gudula geleitete sie in ihr Zimmer, wo sie sich einschloß, um die Todtengebete herzusagen. Ueber Rachels bleiche Wangen flossen in jener Nacht Thränen wie die, welche einst die heiligen Frauen vergossen haben, Thränen der Liebe und der Reue. Sie klagte sich vor Gott an, keine hinreichend

strenge Wächterin, keine sichere Freundin, kein Schutzengel für Sara gewesen zu seyn.

Obgleich durch sein Seeleben an Scenen des Entsetzens gewöhnt, wischte sich Kaspar Stock doch die Augen mit den groben Aufschlägen seines Aermels, er, der einst die Leiche seines Bruders zu Plymouth in Segeltuch eingenäht hatte, ohne eine Thräne zu vergießen.

Sara war durch Kaspar und den Doktor auf der Strohmatte seines Kabinets ausgestreckt worden. Es rieselte noch Wasser aus Sara's Mantel, als der arme Ruysch die schweren Falten desselben auseinander breitete. Er erkannte das goldene Kreuz sehr wohl, welches Sara an dem Halse trug und worauf ein Datum eingegraben war. Der Ring des Chevaliers steckte an ihrem Finger. So blaß der Tod auch Sara's Gesicht angehaucht hatte, so behielt es doch eine unbeschreibliche Frische und Anmuth. In ihrer gewaltsam zusammengekrampften Rechten hielt sie einen durchnäßten Brief. Nicht ohne Mühe gelang es Ruysch, ihr die Hand zu öffnen. Den Brief an das Feuer haltend, welches Gudula angezündet hatte, trocknete er ihn sorgfältig und las ihn sodann. Es war der letzte Brief, den Castelneau ihr geschrieben hatte. Ruysch wich vor Schrecken einen Schritt zurück, als er die Unterschrift erblickte; sie erinnerte ihn an einen verlorenen Menschen, den er besser als jeder Andere

kannte. Dieser Brief enthüllte ihm Alles, seine Zusammenkünfte und seine lügnerische Rolle bei dem allzu natürlichen Kinde. Der Doktor rang verzweiflungsvoll die Hände; er lief ganz verwirrt in diesem großen, mit Leichen bevölkerten Saale umher. Einige, ganz ausgetrocknet und mit Leinwand und Lederstreifen umwickelt, glichen jenen Mumien, welche die Priester des Nils sonst allein das Recht hatten anzurühren; sie waren braun und staubig und gaben bei der Ofenwärme einen aromatischen Geruch von sich; ihre Haut, die fast gegerbtem Leder gleich sah, war im Gesichte, so wie auf den Händen und Füßen vergoldet. Diese Vergoldungen, welche man bei vielen ägyptischen Mumien findet, verhinderten nicht zu bemerken, daß das Gewebe mit Hieroglyphen bedeckt war; ihre Leinwandlarve war gefirnißt, und bei einigen war sogar der Augapfel ausgespritzt. Der Doktor hatte sie größtentheils in großen Glaskasten aufbewahrt, die er neben Gerippen aufgestellt hatte, welche aus koketter Sonderbarkeit künstliche Rosen in ihren Knochenfingern hielten.

Wenn sich der Beobachter bei dem ersten Anblick dieses Kabinets auch traurig berührt fühlte von diesen Spielen der Zerstörung, von welchem Staunen mußte er nicht ergriffen werden, indem er die Wunder des Lebens prüfte, welche Ruysch aus dem Tode selbst zu ziehen gewußt hatte. Neben wunderbar erhaltenen Körpern in großen mit Weingeist gefüllten

Gefäßen, neben Pflanzen, die so geschickt wie die Thiere zergliedert waren, hatte der Stab des Doktors den Zauber des Lebens über ein ganzes Volk von Todten ausgebreitet: hier Kinder mit lächelnden Lippen, frischen Wangen und einladend wie eine schöne Frucht; weiterhin junge Bäuerinnen aus Nordholland, mit Zinnober von Mieris gemalt, mit runden Armen und nackten Schultern; in jenem gläsernen Käfig eine Matrone von Utrecht in einem Falbalakleide, mit aristokratisch zusammengekniffener Lippe; unter jener andern Glocke ein alter Bürgermeister mit seiner Perrücke mit schwarzen Bändern und seinem breitkrempigen Filzhute. Mit Hülfe warmer farbiger Einspritzungen hatte Ruysch auf allen diesen völlig ausgetrockneten Gesichtern wieder Leben hervorgerufen. Er war der König dieser zweiten Schöpfung; bei ihm war der Tod gemalt.

Wind und Sturm, die sich gegen Morgen gelegt hatten, ließen jetzt einen Strahl des bläulichen Himmels in das Kabinet des Doktors eindringen. Dieser ganze stumme Senat schien Ruysch zu begrüßen, die Kinder mit einem Lächeln, die Greise mit einem Ueberrest von Leben in ihren Augen, die Mumien und Skelette mit ihren Rosen. In jedem andern Augenblicke würde sich Ruysch stolz von seinem Sessel erhoben haben, um sich bei jedem dieser Grabesgäste zu bedanken; aber vor diesem Leichnam blieb er stumm.

„Ich bin ein Elender!“ rief er plötzlich aus, indem er sich selbst der Erstarrung seiner Träumerei entriß: „Ich habe Michels Kind sterben lassen, und kann es nicht wieder auferwecken! Dieser Chevalier behandelt mich wie einen wahren Komödienvormund! Undankbarer, Schandmensch, der ich bin! Verächtliches Subjekt, der du ganze Nächte für deine Kunst durchwachtest und nicht über die Perle deines Hauses wachtest! Verstumme vor diesem Leichname! Auf die Kniee, Doktor Ruysch! Erwecke diesen Körper, wenn du kannst! Man sage mir jetzt noch, daß ich ein Mann Gottes sey, daß ich den Todten das Leben wiedergeben könne! Kind, vergieb mir, denn ich habe Dich sterben lassen! Ich hätte Dir zu jeder Stunde des Tages und der Nacht einen Wall aus meinem abgenutzten, gichtbrüchigen Körper machen sollen! Ich hätte neben Dir hergehen sollen, wie der alte Joseph neben dem kleinen, schwachen Jesuskindlein! Ich hatte Dir und Michel gelobt, was ich seitdem für mein unnützes Wissen verwendet habe, meinen Arm, meine Gedanken, mein Leben! Statt dessen habe ich Dich sterben lassen! Mein Gott, du bist gerecht, aber du bist zu gleicher Zeit grausam!“

Der Doktor schluchzte, mit dem Gesicht auf der Matte liegend, auf welcher Sara zu schlummern schien. Die letzten Brände in dem Kamine rangen mit der Helle des jungen Tages. Gudula trat ein und brachte ein an den Doktor addressirtes Paket.

Bei dem bloßen Anblick des Siegels fiel er bleich und lautlos in seinen Sessel zurück. Es war das Admiralssiegel und der Brief kündigte ihm Ruyters Ankunft in drei Tagen an.

„Drei Tage! Er verlangt sie in drei Tagen von mir! Ist denn der Krieg nicht aus, und will er etwas Neues unternehmen? Ich bin ein armer Mann, der nichts von dem Kriege versteht. Was soll ich ihm in drei Tagen sagen? Wenn ich an Vondel schriebe! Ja, nur Vondel, der Dichter, kann mich aus dieser Verlegenheit ziehen. Er soll sein Trauerspiel, die Jungfrauen, auf dem Amsterdamer Theater aufführen lassen; ich werde mich indessen zu Hause verrammeln, mich mit dieser Leiche begraben, und dann Ruyter sagen, sie sey an der Thüre des Theaters im Gedränge erdrückt worden. Aber todt, auf diese Weise gestorben! durch meine Schuld gestorben..." Er fuhr fort: „Gott hat wohl gethan, mir nur eine Tochter zu geben. Aber er straft mich in diesem Kinde grausamer, als in meinem Fleische. Ich liebte Sara mehr, als meine Tochter, mehr als meine Rachel, die ich so sehr liebe, und jetzt kann ich sagen, daß ich allein mit ihr und Gott bin." Er küßte die Hände der Todten noch einmal, und sich erhebend, sagte er dann: „Vor allen Dingen darf ich von Niemand in meinem neuen Werke gestört werden. Ich bedarf der Hülfe des Himmels bei dem, was ich unternehmen will."

Der Doktor schlug ein Buch aus seinem Bücherschranke auf und dachte eine Zeit lang nach; dann ließ er Kaspar Stock rufen und bestellte einen Sarg mit dem Namen Sara bei ihm. Er wagte es nicht, den andern Namen, den schrecklichen Namen Ruyter hinzuzufügen.

IX.

Der königliche Carl.

George von Castelneau brachte nicht nur diese, sondern auch die folgende Nacht in der Schenke zu, und verließ sie erst des Morgens um sieben Uhr, in Begleitung aller seiner Gesellschafter. Die Köpfe aller dieser Edelleute waren noch von Weindünsten verdunkelt. Die meisten von ihnen waren nach Ostindien verwiesen gewesen, hatten aber auf das erste Gerücht des Ausbruches eines Krieges zwischen Frankreich und Holland die Erlaubniß erhalten, zurückzukehren; und nach Allem bereicherte sich das französische Seeheer durch diese Zurückberufung um einige gute Kämpfer mehr. Es waren junge Thoren, die sich gedrängt fühlten, die Flecken ihres früheren Lebens in feindlichem Blute auszuwaschen; ausgelassen in Friedenszeiten, aber tapfer bei dem Angriffe einer Schanze, versprachen sie alle, einst wackere Obristen und Feldherren zu werden. Einige hatten, als Opfer eines Weibergrolls, die Muskete verlassen und

ihr Glück im Handel gesucht, um sich später vermittelst Gold Verzeihung zu erwirken; Andere, die unbekümmerter um den andern Morgen waren, hatten sich blindlings in ihr altes Leben zurückgestürzt, in ein Leben voll Müssiggang und Ausschweifung; für sie Alle war das Zusammentreffen mit Castelneau zu Amsterdam eine wahre Freude, was sie hinreichend durch das nächtliche Fest bewiesen, welches sie dem Chevalier zu Ehren gaben.

Ihre Einladung bekümmerte Castelneau, und er schwankte vielleicht zum ersten Male in seinem Leben. Wie Alles, was durch die Liebe oder durch das Feuer gereinigt wird, so empfand auch George, seiner selbst unbewußt, eine gänzliche Umwandlung seiner Ansichten; er wurde für seinen alten Skepticismus eines blasirten Menschen durch den glühendsten und unvorhergesehensten Glauben bestraft; er liebte Sara mit wahrer achtungsvoller Liebe. Castelneau, der sein ganzes Leben lang gelogen hatte, stand diesmal an, Sara zu belügen. Er las ihre Briefe wieder und gelobte sich zwanzigmal, eher sein Wort gegen seine Kameraden, als gegen sich selbst zu brechen, und er blieb seinen Schwüren zwei volle Stunden treu. Aber seine alten Freunde ermangelten nicht, dieses schöne Gebäude der Tugend niederzureißen. Man erinnerte ihn an seine alten Feldzüge; mehr noch, man fragte ihn nach dem Namen und der Wohnung der Schönen, welche ihn zurück-

halten könnte. George würde seine Geliebte vielleicht genannt haben, aber es widerstrebte seinem Gefühle, seine Gattin zu nennen; er spielte den Gleichgültigen und folgte seinen Freunden an den Ort, der nicht sehr weit von seiner Wohnung entlegen war. Der Wein vollendete, was Schmeichelei begonnen hatte; George trank, um als der beste Trinker unter ihnen zu gelten. Er vergaß bald, daß Sara ihn erwarten könne; er berauschte sich und ließ ihre Briefe von allen Gästen lesen. Diese Selbstverleugnung, so nannten sie es, schien ihnen ein trefflicher Zug; sie erklärten, George sey wirklich Castelneau, ihr ehemaliger Meister und ihr Vorbild. Noch war er vom Siegesstolz berauscht, als er an diesem Morgen den Fuß in die Straße setzte.

„Ob wir Frankreich wiedersehen werden, meine Freunde? Nun, zum Daus! ich zweifle nicht daran. Ich habe nur noch einige kleine Degenstöße hier zu versetzen; denn seht, es giebt hier in den Straßen von Amsterdam solche duckmäuserische Holländer, die Euch beschnüffeln, als ob man ein Türke wäre! Ich will diesen Schuften, die mir niemals einen Schilling geborgt haben, die Lust nach dem Wachholderschnapps vertreiben, und will sie meinem Freunde Ruysch, wie Häringe eingesalzen, zuschicken. Holla he! wer bist Du denn, Du Tölpel, der Du mich mit Deinen Brettern anstößest? Ei, sieh doch, das sind schöne Bretter, Freund, um welche Dich mein Hausherr

Kaspar Stock wahrlich beneiden würde! Es ist doch merkwürdig, wie diese holländischen Schreiner schon am frühesten Morgen arbeiten!"

„Bemerkt, Ihr Herren, daß seine Bretter von Rosenholz sind," sagte einer der Edelleute: „Was machst Du von diesen vier Brettern, Freund?"

„Einen Sarg für Meister Stock."

„Was hast Du gesagt? für Stock, für meinen Freund Stock? Geh' doch! das kann nicht für ihn seyn; er würde nicht gestorben seyn, ohne das letzte Quartal meines Miethzinses zu erheben. Seh' einer die Einfalt an! Ich wohne bei dem würdigen Stock, meine Herren, und er kann nur mit meiner Erlaubniß sterben. Dieser Mensch da ist verrückt!"

Der Handwerker beeilte seinen Schritt, und ein Geschäft vorgebend, riß sich der Chevalier von seinen Freunden los. Der Mann mit den Brettern ging vor ihm her, und von einer unerklärlichen Neugierde getrieben, folgte ihm Castelneau nach. Stocks Werkstätte war geschlossen, aber der Handwerker lehnte die Bretter an die Thüre derselben und setzte sich dann auf eine Bank vor dem Fenster.

„Das ist ein Sarg," sagte er zu einer Nachbarin, „den ich nicht unter zweihundert Gulden lassen kann. Es muß jemand Vornehmes seyn, denn das Begräbniß findet morgen mit Tagesanbruch auf dem Kirchhofe der Karthäuser statt." —

*

Der Chevalier erwartete Stock vergebens, denn dieser kam den ganzen Tag nicht heim. Als es Nacht geworden war, nahm Castelneau seinen Degen und verließ das Haus. Lange hatte er an seinem Fenster geharrt, wo er Rachels und Sara's Vorübergehen abzuwarten pflegte. Als es eilf Uhr schlug, befand er sich in dem Gäßchen vor des Doktors Hause. Er gab das verabredete Zeichen, stampfte dreimal mit dem Fuße, rief und sang; aber er sah nichts, nicht einmal einen Lichtschimmer.

Als er sich umdrehte, würde er ohne Zweifel Händel mit Jemand gesucht haben: aber der erste Mensch, den er sah, war ein Leichenbitter, in Holland Aansprefer genannt, der sehr geschäftig seinen Weg verfolgte. Castelneau fiel es nicht ein, ihn anzureden, und er blieb einen großen Theil der Nacht unter dem Fenster stehen. Der Wind wehte kalt und es fiel Schnee. Die Ermüdung der vorhergehenden Tage wirkte jetzt und der Schlaf überwältigte ihn; er hüllte sich in seinen Mantel und schlief auf den Platten des Kai's ein.

Er hatte kaum eine Stunde in diesem schweren und fast tödtlichen Schlafe zugebracht, als Castelneau durch ein Geräusch von Tritten erwachte. Ein Tropfen heißes Wachs fiel auf seine Finger; er stand auf und legte die Hand an seinen Degen. Der Wachstropfen rührte von einer Kerze her, welche der Prior der Karthäuser trug, der selbst zugegen war mit

zwanzig Brüdern, die eine lange schwarze Reihe auf dem Schnee bildeten. Castelneau stellte sich bei Seite, um zu beobachten, und lehnte sich an die Mauer, indem er sich hinter einem der Mönche verbarg. Er sah, wie die Hausthüre aufging und ein Mann, vom Kopf bis zu den Füßen in Pelz gehüllt, heraustrat und sich auf einen andern stützte, in welchem der Chevalier Kaspar Stock erkannte. Ruysch, denn er war es, blieb auf der ersten Stufe stehen, dann kam Stock, dann der Leichenbitter und endlich die Karthäuser. Sie bildeten zwei Reihen, in deren Mitte der Chevalier den Sarg von Rosenholz gar wohl erkannte, der von vier Brüdern herabgeschafft wurde. Er war mit einem langen weißen Tuche bedeckt, das bis auf die Erde herabhing, auf diesem ruhte eine Krone von weißen Rosen, die nach holländischem Gebrauche mit Rosmarinzweigen untermischt waren. Der Chevalier brach fast zusammen bei dem Anblicke dieses Sarges. War es Rachel oder Sara, die er umschloß? Er that einen Schritt vorwärts, dann sank er zurück; die Kälte fesselte seine Zunge und seine Glieder.

Der Zug war schon weit, als er seiner Sinne wieder mächtig wurde. Vor der Thüre des Doktors sah er jetzt ein Weib, welches den Schnee wegkehrte; er erkannte dessen Magd, die alte Gudula, in ihr. Gudula war in tiefer Trauer, sie trug einen schwarzen Schleier auf ihrer Haube und schneeweiße Aer=

melaufschläge auf ihrer schwarzen Jacke, und kehrte langsam den Schnee weg, der so traurig niederfiel. Der Chevalier benutzte den Augenblick, wo ihm die Magd den Rücken zukehrte, um in die halb offene Thüre zu schlüpfen. Mit einem Satze sprang er über die hölzerne Treppe des Doktors weg und eilte schnell an Sara's Thüre; aber diese Thüre war verschlossen. Als er sich jedoch dem Kabinet des Arztes näherte, glaubte er eine schwache Stimme zu hören, die bald betete, bald schluchzte, und von Angst und Ungewißheit getrieben, öffnete Castelneau vorsichtig die Thüre, indem seine Stirne mit Schweiß bedeckt war und seine Zähne klapperten. Die Laden waren halb geschlossen, und das Mädchen, welches auf den Knieen lag und betete, wurde nur von einem zweifelhaften Licht erhellt. Castelneau's Schritte auf der Strohmatte hatten die Beterin ihrer frommen Sammlung nicht entrissen; sie sagte die Psalmen mit leiser Stimme her. Der Chevalier beugte sich vor, um ihre Züge zu erkennen; aber sie blieb wegen der Kälte eigensinnig in ihre Kapuze verhüllt. Der große grüne Vorhang, vor welchem sie auf den Knieen lag, verhüllte ohne Zweifel irgend ein heiliges Bild, welches der Doktor vor ungeweihten Blikken verbarg. Im steten Kampfe zwischen Furcht und Hoffnung schlug des Chevaliers Herz gewaltsam; er suchte in diesem knieenden Mädchen Sara's Gestalt und ihre herrlichen Formen. Außer sich, wagte er

weder vor noch rückwärts zu gehen, als sie sich plötzlich erhob; die Kapuze fiel und Castelneau erkannte Rachel.

Wäre der Chevalier vom Blitze getroffen worden, so hätten seine Züge keine plötzlichere Veränderung erleiden können. Vor Rachel, die ihm selbst erstaunt und bestürzt entgegenkam, vermochte er keine Worte zu finden, sein Entsetzen war sichtbar. Die weiße Rosenkrone, die er gesehen hatte, war also nicht für sie gewesen; es war nicht ihr Begräbniß gewesen, das er gesehen hatte. Castelneau beugte die Kniee vor der Tochter des Doktors wie vor einem Gespenste.

Beim Anblick dieses Mannes hatte sich Rachel von selbst vor den großen grünen Vorhang, den Gegenstand ihrer frommen Anbetung, gestellt. Es schien, als wolle sie ihn mit ihrem Körper vor den Angriffen eines Gottlosen vertheidigen und beschützen. Indem hörte man in der Ferne an der Amstel Kanonenschüsse, welche an den Fenstern des Kabinets wiederhallten.

„Todt!“ sagte der Chevalier, „todt!“ Er biß sich in die Finger, er brach in Flüche und Schluchzen aus.

Rachel, welche diesen Mann kaum mehr als einmal gesehen hatte, begriff seine Lage an der Lebhaftigkeit seines Schmerzes. Welch’ ein Anderer als Sara’s Geliebter würde bei einer solchen entsetz=

lichen Gelegenheit die Schwelle des Doktors überschritten haben! Castelneau's Blässe und seine entstellten Züge bewogen Rachel, ihm einige Schritte näher zu treten, und gleich einem barmherzigen Engel reichte sie ihm von selbst die Hand hin. „Tretet näher und schaut!“ sagte sie. Nachdem sie einen Laden geöffnet hatte, um es heller im Saale zu machen, zog sie den grünen Vorhang zurück.

Der Chevalier stieß einen Schrei der Ueberraschung aus. Und er hatte Ursache aufzuschreien, denn das Weib, welches er in einem Sessel schlafen sah, den Kopf sanft auf ein Sammetkissen gelehnt und die Brust kaum verhüllt unter köstlichen Spitzen, dieses Weib war seine Geliebte, sein Abgott, war Sara. Ja, Sara noch lebend in den grausamen Krallen des Todes, Sara, die wunderbar erhalten und noch schön war, schön und jung wie das Kind der Wittwe von Nain, das Jesus auferweckte. Sara schlief mit einem Lächeln auf den Lippen, die, gleich ihren Wangen wunderbar geschminkt, noch das Inkarnat und die Frische des Lebens trugen; nur eine leichte Magerkeit war an die Stelle der schönen Fülle ihres Halses getreten; ihre auf ewig geschlossenen Augen waren, gleich zwei Sternen, in einem durchsichtigen bläulichen Kreis erloschen. Beim Anblick der wunderbaren Vollkommenheit dieser Studie, auf welche Ruysch zwei Tage und zwei Nächte verwendet hatte, glaubte Castelneau im ersten Augenblicke,

daß Sara noch lebe. Dieser also belebte Körper war die erhabenste Antwort, welche Ruysch auf Bidloo's beleidigenden Angriffe geben konnte. Castelneau's Ring glänzte noch an Sara's Finger gleich einem Smaragd, auf welchen der Strahl der Sonne fällt. Auch ihr goldnes Kreuz trug sie an ihrem Halse.

Rachel und der Chevalier waren so sehr in das Anschauen des jungen Mädchens versunken, daß sie die Töne der Glocken nicht hörten, welche von allen Thürmen von Amsterdam auf die Stimmen der Kanonen antworteten.

„Wehe mir!" rief George von Castelneau: „Wehe mir!"

„Mörder!" rief eine zweite Stimme hinter ihm, die nicht Rachel, wohl aber dem alten Ruysch angehörte. Eine schreckliche, drohende Stimme war dieses. Der Doktor kam eben von dem Kirchhofe der Karthäuser zurück.

George wollte sich entschuldigen.

„Ja, Mörder! elender, verächtlicher Mörder!" rief der Doktor, indem er mit seiner ausgetrockneten Hand den Arm des Chevaliers schüttelte, daß er krachte. „War es Euch denn nicht genug, hier alle Eure Todten zu sehen? Ihr wolltet die Taube in ihrem eignen Neste tödten! George von Castelneau, Ihr habt Sara umgebracht!"

Ruysch ließ schnell den grünen Vorhang wieder fallen; es schien, als wolle er diesen unbelebten Körper vor den Blicken und der Annäherung des Chevaliers bewahren. Rachel erhob ihre großen blauen, mit Thränen gefüllten Augen zu dem Crucifixe empor, der einzigen Reliquie, welche sich in dem Kabinette befand. Castelneau stand mit gesenktem Haupte da und wagte es nicht, dem Doktor eine Antwort zu geben.

Plötzlich erhob sich ein großer Lärmen in der Vorhalle; ein Mann in Admiralsuniform, von vielen Offizieren begleitet, erschien auf der Schwelle des Kabinets. Dieser Mann war Ruyter. Michel Ruyter trug dieses Mal sein schönstes Schlachtenkleid, jenes, welches Ferdinand Bol in einem seiner merkwürdigsten Bilder verewigt hat. Ueber ein Wamms von Büffelleder, das mit goldenen Nägeln und rautenförmigen Mustern geschmückt war, fiel seine Spitzenschärpe; schwarze Nestelschnüre, welche an den Aermeln und Handgelenken angebracht waren, erhoben die Weiße seiner Bouffanten. Ruyter kam mit ausgebreiteten Armen auf Ruysch zu.

„Umarme mich, Doktor! ich bin es! Friedrich Ruysch, umarme Deinen Michel Ruyter! Diese Kanonenschüsse verkündigen Dir hinlänglich, daß ich mein Versprechen gelös't habe. Mit meinem Geschwader an der Mündung der Themse liegend, habe ich den Hafen von Sherneß eingenommen. Alle

Schiffe in diesem Hafen dienten meinen Matrosen zu Freudenfeuern. Dank sey es unsern Waffen! Freunde, Holland ist gerettet, und Furcht und Schrecken herrscht zu London. Umarmt mich Alle; aber Du vor Allen, Ruysch, umarme mich!"

Der Doktor that bestürzt einen Schritt vorwärts, er beugte sich nieder und küßte Ruyters Hand.

„An mein Herz, Freund! an mein Herz, alter Ruysch! Ich sagte Dir es wohl, als ich vor drei Monaten bleich und demüthig zu Dir kam; ich sagte Dir, Du wirst mich bald wiederkommen sehen. Da, willst Du diese englischen Lumpen, diese halb verbrannten Fahnenlumpen? Meine Löwen haben das Blut des englischen Einhorns getrunken! — Aber, Du sagst mir ja kein Wort! Deine Hand ist kalt, Ruysch!"

Ruysch antwortete nicht.

„Es lebe Michel Ruyter!" rief Kaspar Stock zu dem Fenster hinaus. Das Volk, welches den Kai erfüllte, erwiederte gleich einem Echo: „Es lebe Michel Ruyter!"

Der Doktor war niedergeschmettert und roch an einem Fläschchen mit flüchtigem Salze.

Nachdem der Admiral um sich geblickt hatte, sah er Rachel, reichte ihr die Hand hin, welche er aber fast alsobald wieder zurückzog, und er nannte Sara's Namen. Das wollte so viel heißen, als: Warum ist sie noch nicht hier? Was mag sie thun? Wo

verbirgt sie sich? Ruysch, hole das liebe Mädchen doch her.

Der Doktor zögerte einen Augenblick, dann, sich ohne Zweifel auf die Täuschung seines Werks verlassend, zog er plötzlich den grünen Vorhang weg. Er sah sie und wenig Schritte von ihr Castelneau, der mit niedergeschlagenen Augen in der Ferne stand, wie ein Verbrecher, der sein Urtheil erwartet. Einen Augenblick bestürzt, überflogen die Blicke des Admirals dieses rosige Gesicht; als er aber näher getreten war, um die Hände des Kindes zu küssen, fand er sie kalt.

„Sie schläft,“ flüsterte Ruysch schwach.

„Den Schlaf der Todten!“ sagte Ruyter dumpf: „Mich betrügt man nicht, Doktor!“ Dann fügte er langsam hinzu: „Wer hat sie getödtet?“

Ruysch zeigte mit dem Finger auf Castelneau.

Ruyter sprang wie ein Löwe auf ihn zu; ohne Kaspar Stocks Arme, der in demselben Augenblick eintrat, würde er den Chevalier an der Wand erdrückt haben. Durch einen Wink entfernte er die Offiziere seines Gefolges und blieb mit Ruysch, Rachel und seinem ehemaligen Matrosen Kaspar Stock allein. Hätte Castelneau auch fliehen wollen, so versagten ihm doch seine zitternden Beine den Dienst. Er blieb.

Ruyters Zorn machte bald dem Mitleid Platz. Castelneau betheuerte seine Liebe durch reichliche

Thränen. Vor diesem rauhen Helden auf den Knieen liegend, bildeten Ruysch, Rachel und Castelneau einen rührenden Anblick, eine der antiken Zeiten würdige Gruppe. Sie Alle flehten ihn an, ihnen zu vergeben. Ruyters Haare waren grau geworden seit seiner letzten Unterredung mit dem Doktor; er hatte an den Händen und an dem Halse mehrere Narben aufzuweisen, welche die Gefahren, die er bestanden hatte, genugsam bezeugten. Eine unbekannte Majestät schien der Stirne des Admirals eingeprägt zu seyn. Nicht ohne inneres Beben beobachtete Castelneau diese beiden Greisengesichter; das eine, blaß und niedergeschlagen, gehörte dem Doktor, das andere, durch die Trauer mitten im Triumphe verfinstert, war das des Admirals.

Ueber das todte Mädchen gebeugt, knüpfte er die schwarze Schnur los, an welcher Sara ihr goldnes Kreuz um den Hals trug. Er hielt das Kreuz zwischen zwei Fingern empor und trat damit an das Fenster, um Ruysch den darauf eingegrabenen Datum deutlich vorlesen zu können. Die Jahreszahl 1650 war darauf eingegraben. Dieser Datum schien Eindruck auf Ruysch zu machen, der den Admiral zu fragen wagte, woher Sara das Kreuz habe. Die Jahreszahl war ziemlich roh eingegraben, es schien, als wäre sie mit Hülfe eines Pfriemens oder Messers eingeschnitten worden. Ruyter wandte sich herum, und Stock auf die Schulter schlagend, sagte

er: „Erkennst Du das? Wenn ich nicht irre, so warst Du es, der mir diesen Dienst geleistet hat. Du grubst den achtundzwanzigsten des Monats Mai darauf ein; es sind nun sechszehn Jahre. Du siehst, daß ich ein gutes Gedächtniß habe. Wir kreuzten eben auf der Höhe von Dower…"

„Und ich sage, mit Ehren zu melden, mein Admiral, daß es gut in jenen Gewässern war. Es war zu Dower, als Mynheer Tromp, unter dessen Oberbefehl Ihr uns damals kommandirtet, mir befahl, einen Besen an dem großen Mast aufzustecken, was ich zur Zufriedenheit der ganzen Flotte ausführte. Wir hatten genug Engländer weggekehrt, um uns diese allegorische Posse erlauben zu dürfen."

„Hast Du nicht auch das Ereigniß, welches sich in jener Nacht zutrug, in unser Schiffsbuch aufgezeichnet?"

„Von Punkt zu Punkt, mein Admiral! Das Schiffsbuch wurde jedoch eines Tags mit sammt dem Wrack, das es trug, am Kap Horn in den Meeresgrund versenkt; aber gleichviel, ich erinnere mich jener Nacht, als wäre Alles erst heute geschehen. Erst ließt Ihr mich bei dem Scheine Eurer Laterne in Eurer Kajüte schreiben; es war so kalt darin, wie in der Hütte eines Lappländers. Wir hatten den Chirurg Hultz bei uns, der seitdem gestorben ist. Ihr empfahlt ihm das Kind, das ich hier vor mir sehe, während der große Teufel Robert Blake Euch

auf Englisch seinen Dank für das, was Ihr gethan hattet, durch sein Sprachrohr zurief."

„Und was hattest Du denn gethan, Michel?" fragte Ruysch.

„Was Du an meiner Stelle auch gethan hättest, Doktor! Robert Blake, dem wir seitdem so viele Kugeln geschickt haben, kam an uns heran und strich die Marssegel, um uns zu begrüßen; denn die Feindseligkeiten waren noch nicht eröffnet. „Einen Arzt," rief er uns durch das Sprachrohr zu: „einen Arzt für ein Weib." Nach der Stimme des englischen Admirals erachtete ich, daß es hohe Zeit sey, denn er schrie wie ein Tauber. Ich nahm Hultz, den Du gekannt hast, mit mir; wir ruderten in Tromps Yacht ab, und ich sprang mit dem würdigen Chirurgen an Bord des königlichen Carl. Um Dir die Wahrheit zu sagen, muß ich gestehen, daß ich nicht allzu ruhig war und eine Schlinge fürchtete, denn ich traute den englischen Lumpenhunden nicht weiter als ich sie sah. Ich hatte es auch Tromp gesagt, bevor ich mich entfernte, und er gebot seinen Matrosen in meiner Gegenwart, das englische Schiff anzugreifen, wenn ich binnen einer Stunde nicht zurückgekommen seyn würde. Wir traten also in die Gallerie des königlichen Carl, dem wir, ohne daß ich es voraussehen konnte, schon am folgenden Tage eine volle Lage geben sollten. Das Fahrzeug schien in der besten Ordnung zu seyn; dennoch hörte ich durch-

dringende Schmerzenstöne, welche aus der Kajüte des Admirals zu kommen schienen. Robert Blake führte uns in diese Kajüte, wo wir eine noch sehr schöne Frau von dreißig bis fünfunddreißig Jahren fanden, welche sich in Geburtsschmerzen wand. Ich fragte den Admiral nach ihrem Namen, und er zeichnete ihn selbst in meine Schreibtafel; er fügte hinzu, daß wir ihm einen wahren Dienst erzeigten, daß diese Dame von vornehmer Familie sey und er eingewilligt habe, sie an seinem Bord bis Yarmouth mitzunehmen, wo ihr Gemahl plötzlich gestorben sey; daß sie während der ganzen Fahrt krank gewesen, und da sein Schiffsarzt in einem der letzten Gefechte geblieben sey, so habe er nicht gefürchtet, sich uns anzuvertrauen. Die Dame war die Gräfin Mina Stafford..."

„Mina Stafford!" fiel ihm Ruysch sehr hastig in das Wort, indem sich seine Finger krampfhaft in den Handschuh des Admirals eingruben. Die Augen des Doktors glänzten wie die Klinge seines Skalpels.

„Ja, sie nannte sich Mina Stafford," erwiederte Ruyter kalt.

Kaspar Stock gab ein bestätigendes Zeichen.

„Der Chirurg Hultz," fuhr Ruyter fort, „entband die Dame mit vieler Kaltblütigkeit; aber seine Kunst vermochte nichts gegen den Todeskampf der Kranken. Sie schlug die Augen halb auf. „Ihr seyd

Holländer, mein Herr," sagte sie mir mit schwacher Stimme: „Es ist mein Wille, daß meine Tochter als Holländerin erzogen werde. Behaltet sie bei Euch oder gebet sie in ein Kloster nach Amsterdam. Ich vertraue sie Euch an, denn ich werde sterben... Ich habe Gründe, meinen liebsten Schatz Euch, einem Holländer, anzuvertrauen... Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich als gute Katholikin sterbe..." Als sie das gesagt hatte, verschied sie."

Ohne das Ende dieser Erzählung abzuwarten, hatte Ruysch seine Tochter konvulsivisch bei der Hand ergriffen, aber bei Ruyters letzten Worten fiel er mit ihr vor Sara's leblosem Körper auf die Kniee. „Rachel," rief er, „Rachel, umarme Deine Schwester!" Seine Brust war von lautem Schluchzen fast zersprengt. Er sprang wie ein Wahnsinniger an das Fenster, an welchem der Admiral und Kaspar Stock lehnten. Nachdem er Ruyter mit sich bis vor Sara's Zimmer gezogen hatte, öffnete er rasch die Thüre desselben, und ihm das von Van der Helst gemalte Bild zeigend, rief er: „Michel, ist das wohl Mina Stafford?"

Dem Admiral entfuhr ein Ausruf der Ueberraschung, dann senkte er den Kopf.

Erschöpft und bewußtlos sank der Doktor auf Sara's Bett, das noch die halbverwischten Formen des jungen Mädchens bewahrte. Reinhold Graf, den man sogleich herbeiholte, schlug Ruysch, der

in den heftigsten Fieberphantasien lag, schnell zur Ader.

„Meine Tochter! meine Tochter!“ rief er mit starrem, verglastem Auge: „Sara meine Tochter! Sara Rachels Schwester! Das war also dort oben geschrieben? Welch ein herrliches Schiff ist der königliche Carl! Ja, ich erkenne sie, ich sehe die vornehme Dame, Mina Stafford genannt! Guten Tag, Van der Helst, Du wirst die Gräfin Stafford noch heute Morgen malen. Wenn Du dieses Fenster zumachst, so hast Du besseres Licht! Ihr seyd nicht mehr bleich, Frau Gräfin, eine zarte Röthe kehrt auf Eure Wangen zurück! Ich habe Euch den Armen des Todes entrissen; Ihr liebt mich, sagt Ihr, Ihr findet mich gelehrt und bescheiden?... Aber in wenig Tagen müßt Ihr fort, Euer Gemahl will es haben, und ich werde allein mit Euerm Bilde zurückbleiben... Gleichviel, die Wissenschaft wird mich zerstreuen; ich will mich wieder an das Studiren begeben... Hört, Reinhold Graf, Bidloo ist ein Schuft; er hat mein Werk nicht gesehen, er hat mich nicht Tag und Nacht an Sara's Leiche arbeiten sehen. Er hat nur den Leichnam der schönen Paula in dem Beinhause der Franziskaner zu Agen gesehen. Sara, Du warst mein Kind, und Castelneau hat Dich getödtet. Er ist ein Elender, den ich eben so sehr hasse, wie ich Bilsius hasse. Dahin führt **insatiabilis scrutandi corpora curiositas**! Ich habe

diese Blume vernachläßigt, Reinhold Graf... Ich habe sie vernachläßigt, um nach der Wissenschaft zu haschen... O, sieh mich nur an mit Deinen Riesenaugen, Michel! mich hat dieser Schlag zerschmettert... Ich habe Durst, viel Durst!"

Ruyter füllte des Doktors Becher; er und Reinhold Graf verließen die ganze Nacht des Doktors Lager nicht. Stock war mit dem Chevalier fortgegangen, der ihm lange in die Ohren geflüstert hatte... Die Nacht war entsetzlich für den Doktor, der sich von Zeit zu Zeit aufsetzte und von Sara sprach. Ueber den Kranken gebeugt, befeuchtete ihm der Admiral die brennenden Schläfe mit einem in Essig getauchten Tuche. Diese stets erneuerten Ueberschläge gewährten dem Doktor einige Erleichterung. Der Engel des Hauses, die gute, fromme Rachel, betete mit gefalteten Händen neben ihrem Vater, der sie nicht erkannte. Alles war Trauer und Trostlosigkeit in dieser sonst so friedlichen Wohnung. Dennoch hätte ein aufmerksames Ohr in dieser Nacht in dem Laboratorium des Doktors ein dumpfes Geräusch und allerlei sonderbare Bewegungen bemerken können.

Seit drei Stunden hatte sich der Chevalier Castelneau entfernt, ohne wieder zu erscheinen. Als es Nacht geworden war, kam ein Bote von der Bürgermeisterkammer und überbrachte Briefe von der Admiralität, welche er Ruyter übergab. Der Ad-

miral zog diesen Menschen in eine Fensterbrüstung und fragte ihn, was er wolle.

„Ist dieses Eure Unterschrift, Herr Admiral?“ fragte der Bote.

„Es ist die meinige; aber ich habe diesen Befehl nicht gegeben. Diese auf Pergament geschriebene Unterschrift ist alt; es ist ein Paß für einen der Hochbootsleute an meinem ehemaligen Bord. Man hat euch überlistet, ihr Herren vom Rath!“

„Dieses Papier war mir von einem gewissen Stock gebracht, welcher vor mir und auf meine Ermächtigung eine schwere Kiste auf das erste Schiff laden ließ, das nach Rotterdam ging. Diese Kiste muß ohne Zweifel einen kostbaren Gegenstand enthalten haben, nach den langsamen Schritten und den Vorsichtsmaßregeln zu urtheilen, welche der genannte Stock und der, den er seinen Gehülfen nannte, anwandten. Beide haben sodann das Schiff bestiegen, indem sie den Patron reichlich vorausbezahlten.“

„Ihr Herren vom Rathe müßt diesem Schiffe sogleich ein anderes nachsenden; vor zwei Stunden könnt ihr es noch erreichen. Eilt, ich werde Eurer gedenken und der Admiralität einen guten Bericht abstatten.“

„Ich vergaß, dem Herrn Admiral dieses andere Papier zu überreichen.“

Ruyter nahm es aus den Händen des Boten und durchlief es bei dem Scheine der kleinen Lampe

im Hausflur, worin sie sich befanden. Es war der Heirathsschein George's von Castelneau mit Sara. „Er hatte ein Recht dazu!" sagte er bestürzt.

Der Admiral begab sich sogleich wieder in das Zimmer des Doktors, und nichts in seinem Aeußern verrieth seine innere Bewegung.

„Der Doktor schläft," sagte Reinhold Graf zu ihm.

X.

Das Zimmer des Grafen George von Castelneau.

„Ist Herr Lebrun zu Hause?"

„Er steht eben auf, mein Fräulein! Beliebt hier in dem Vorzimmer zu warten, ich will Euch melden."

Es war zwölf Uhr Mittags, und Lebrun, der erste Hofmaler, war in der That erst aufgestanden. Nachdem er seine große Perrücke über sein orangenfarbiges Kopfband gestülpt, zog er sein bestes Kleid an, denn es war Zeit, sich an die Staffelei zu begeben. Er hatte die Gewohnheit, nur im Sammetrock und in großen Spitzenmanchetten zu malen, wie es später Büffon, dieser Maler in einer andern Art, wahrscheinlich nach seinem Beispiele gethan.

„Was verlangt man von mir?" fragte Lebrun seinen Kammerdiener, der in die große Livree des Louvre gekleidet war.

„Es ist eine Dame aus Holland im Vorzimmer, die mich beauftragt hat, dem Herrn dieses Bild zuzustellen. Sie kommt von Amsterdam und entschuldigt sich demüthig, Euch nicht im Voraus von ihrem Besuche benachrichtigt zu haben.“

„Laß sie herein, Bourguignon, es wird mir lieb seyn, von ihr etwas Näheres über unsere Feldzüge mit Holland zu hören. Vielleicht findet sich in ihrer Erzählung irgend eine gute Bemerkung, die ich zu meinen Schlachtstücken benutzen kann. Nur in ihrer Gegenwart werde ich die Hülle von diesem Bilde nehmen. Rücke einen Stuhl neben meinen Sessel.“

Nachdem der Diener das verhüllte Bild auf eine leere Staffelei gestellt, ließ er Diejenige in das Zimmer des Malers eintreten, die demüthig und ohne sich zu beklagen in dem kältesten der Vorzimmer gewartet hatte.

Aus einem Triebe, worüber er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte, fand sich Lebrun unwillkührlich gezwungen, zuerst das Gesicht dieses Weibes zu beschauen. Man konnte ihre Magerkeit eben sowohl dem Kummer, als der Entbehrung zuschreiben; jeder ihrer Züge trug den Ausdruck eines Leidens. Eine Faille, eine Art Mantille von holländischer Seide, umgab dieses traurige, resignirte Gesicht.

„Darf ich fragen, von wem das Gemälde ist, das Ihr mir bringt, mein Kind?“

„Der Name des Verfassers steht auf der Leinwand," erwiederte bescheiden das arme Mädchen.

Lebrun nahm die Hülle ab und war sehr erstaunt beim Anblick dieses Gemäldes. Es stellte ein Körbchen mit Rosen, Lilien, Mohnblumen und Anemonen vor. Vielleicht hatte niemals die frische Einbildungskraft des Jesuiten von Antwerpen oder der glückliche Pinsel Van Huysums den Inkarnat der Blumen und die sanfte Geschmeidigkeit ihrer Stiele so gut wiedergegeben. Ein fein gearbeitetes Basrelief, von Ziegen gezogene Liebesgötter vorstellend, diente dem Körbchen zum Untergestelle. Indem Lebrun seine Bewunderung über dieses Werk laut aussprach, sah er schnell nach der Unterschrift des Malers. Er las die Jahreszahl 1660 und den Namen Rachel Ruysch.

Das Mädchen, welches vor dem Maler stand, erröthete; sie stammelte einige Worte als Antwort auf diese Lobsprüche her, und Lebrun errieth Rachel Ruysch in ihr.

Rachel Ruysch, von welcher man noch Bilder in einigen Gemäldegallerien findet, malte Blumen in der höchsten Vollkommenheit. Sie war Lebrun bis jetzt unbekannt geblieben, sey es, daß er nicht in Holland gewesen war, sey es, daß die Natur seines Genies, welche nur historischen Darstellungen gewidmet war, ihn nur Gegenstände in dem Genre Van der Meulen's suchen ließ; dennoch ertheilte er die-

sem köstlichen Blumenstück die größten Lobsprüche. Rachels leidendes Gesicht interessirte ihn. Lebrun, der kein gewöhnlicher Maler war und der später die Brinvilliers auf dem Wege zum Richtplatze malen sollte, verstand augenblicklich Rachels Traurigkeit; sie hatte sich einem ihr neuen Gewerbe ergeben, denn sie war zu dieser Zeit in der That gezwungen, von dem Ertrage ihres Pinsels zu leben. Sechs Jahre waren seit Sara's Tode entschwunden, sechs Jahre der Trauer und des Unglücks waren auf jenes Trauerspiel gefolgt, welches die Stirne und den Rücken des alten Doktors gebeugt hatte. Die auf einander folgenden Verkäufe seines Kabinets, der Krieg in Holland und seine Krankheit hatten seine Mittel erschöpft; zudem war das Herz des Anatomen von einer tiefen Melancholie erfüllt. Rachel war daher nach Paris gekommen, sowohl um ihre Gemälde zu verkaufen, als auch um den Eifer der gelehrten Korrespondenten ihres Vaters neu zu beleben. Sie fragte den Hofmaler bescheiden, ob dieses Bild wohl würdig wäre, in das Museum des Louvre aufgenommen zu werden?

Lebrun antwortete ihr: „Das Museum des Louvre, meine liebe Demoiselle, nimmt nur Schlachtstücke oder Portraits von Helden an. Seine Majestät Ludwig **XIV.** zieht die Einnahme von Städten den Blumen vor. Blumenstücke passen besser für Privatleute. Da kenne ich zum Beispiel einen Mann,

dem ich Euch aus doppelten Gründen empfehlen will; erstens weil er reich und freigebig ist, und dann weil er besonders Blumenstücke liebt. Er ist ein Edelmann, der in dem Hotel d'Estrées zu finden ist, welches er schon seit seines Oheims Abreise nach England bewohnt. Laßt Euch durch seine Sonderbarkeiten nicht abschrecken. Mit diesem von mir unterzeichneten Briefe wird er Euch vorlassen."

Lebrun schrieb und siegelte seinen Brief mit dem Siegel des Louvre; er erhob sich sodann von seinem Sessel und überreichte Rachel den Brief, welche auf der Addresse las: „An den Herrn Grafen George von Castelneau."

Rachel wich vor Erstaunen zurück und ließ den Brief auf die Erde fallen. In diesem Augenblick hörte man ein großes Geräusch in dem Vorzimmer.

Bourguignon meldete die Mitglieder von der Akademie der Malerei.

Der Hofmaler hatte seinen Brief wieder aufgehoben und ihn Rachel abermals in die Hand gegeben. Noch zitternd, eilte sie die Treppe hinab, mitten durch die mit Ordensbändern und Ehrenzeichen geschmückten Herren. Es war die Deputation der Akademie, welche gekommen war, um Lebrun für das Bild Ludwigs **XIV.** zu danken, welches er der französischen Akademie verehrt hatte. Die wirren Gefühle, welche sich einander in Rachels Herzen bestürmten, schwiegen bald vor einer unüberwindlichen

Neugierde, George von Castelneau in seinem Hause zu sehen. Ein Bedienter in der Livree des Louvre folgte ihr nach und trug ihr Bild bis in das Hotel des Grafen.

Das edle Haus der Estrées stand in der Nazarethstraße im alten Quartier des Tempels. Während der Graf von Estrées in London seine ganze Diplomatie aufbot, um ein Seebündniß zwischen England und Frankreich zu Stande zu bringen, unterhielt sich ganz Paris nur mit den Sonderbarkeiten seines Neffen, des Grafen von Castelneau. Statt sich auf dem Schiffe seines Oheims, des Admirals, einzuschiffen, welcher ihm schon bei Lebzeiten seinen Titel und seine Erbschaft abgetreten hatte, hatte er sich der Frömmigkeit ergeben, gleich manchen andern Herren dieses Hofes, die, nachdem sie mit den galanten Abentheuern Bussy's de Rabutin angefangen, damit endigten, ihre Häupter unter die strengen Reden Bossuet's und Bourdaloue's zu beugen. George von Castelneau ging des Monats wenigstens einmal zum Abendmahl; er lebte allein und sehr zurückgezogen. Die Dienerschaft des Admirals war an ihn übergegangen und hatte den Befehl erhalten, ihn gleich einem Kinde zu pflegen. Nach der Aussage dieser Leute gab es keinen gütigeren Herrn, der besser zu bedienen und friedlicher und gemäßigter war. Die größte Ordnung herrschte in diesem Hotel, das übrigens schweigsam und traurig wie ein

Kloster war. Der Thürhüter, welcher Rachel die Thüre öffnete, war ganz schwarz gekleidet und trug einen breiten Flor um seinen Arm; die andern Diener, welche Rachel sah, trugen alle dieselbe Livree.

Rachel stieg eine bequeme Treppe von wenig Stufen hinauf, die majestätisch gewunden war, wie alle Treppen aus jener Epoche. Eine Glaslaterne, in welcher drei Wachskerzen brannten, verbreitete ihre Helle über das vergoldete Stiegengeländer. Es war noch helle genug, um Rachel diese Beleuchtungsverschwendung überflüssig finden zu lassen. Aber das finstere Aussehen der Gemächer, durch welche sie geführt wurde, bildete, so zu sagen, eine vorfrühe Nacht, obgleich kaum mehr als die Hälfte des Mittags verstrichen war. Immer von dem Diener Lebruns begleitet, gelangte sie an eine Thüre, welche mit einem schwarzsammetnen, mit silbernen Thränen besäeten Vorhange verhangen war, der einer Sargdecke täuschend ähnlich sah. Der Diener klopfte an dieser Thüre, welche ein kleiner Mohr sogleich öffnete, und Rachel konnte sodann das sonderbare Gemach betrachten, in welches man sie eingeführt hatte.

Dieses sehr große Schlafzimmer war von oben bis unten schwarz ausgeschlagen und lange silberne Fransen bedeckten die Cornischen. Alles Geräth darin trug dieses sonderbare Gepräge der Trauer. In der Mitte des Zimmers befand sich ein großes Bett

mit einem Baldachin von schwarzem Sammet, und zwischen den Perlmuttersäulen wallte ein Vorhang von Kreppflor herab. Dieser Vorhang war sorgfältig zugezogen, als wenn Jemand darin ruhe. Neben dem Bette befand sich ein Tisch und ein gothischer Betpult mit darauf liegenden Gebetbüchern. Fünf große Armleuchter, mit Bienen und Lilien übersäet, verbreiteten in dieser Art Todtenkapelle eine leichenhafte Helle. Rachel bemerkte noch, daß auf reichen Kissen prachtvolle Gewänder, Perlenschnüre, Spangen und Schmuckkästchen lagen, kurz Alles, was der Eitelkeit einer Frau aus der damaligen Zeit schmeicheln konnte. Rachel betrachtete dieses so traurige Gemach, als die Thüre aufging und ein Mann, ebenfalls in Trauer gekleidet, sich auf die Arme einiger Bedienten stützend, auf sie zukam. Die Wangen dieses Unglücklichen waren hohl und eingefallen, seine Gesichtsfarbe war glänzend und bleifarbig, wie die Farbe, welche das Fieber giebt; er wurde von seinen Leuten unterstützt und bewegte sich nur mühsam vorwärts. Er grüßte Rachel durch ein einfaches Neigen des Kopfes und warf ein silberbeschlagenes Gebetbuch, das ihn durch sein Gewicht zu belästigen schien, auf den Tisch. Es war der Graf George von Castelneau, der der Vesper in der Hofkapelle beigewohnt hatte. Massillon hatte an diesem Tage seine berühmte Predigt über die kleine Zahl der Auserwählten vor Ludwig XIV. gehalten.

Bei dem bloßen Anblicke dieses kläglichen Gerippes, dem der frische Eindruck der Donner, die von der Kanzel geschleudert worden waren, noch ein düstereres Aussehen verlieh, bebten Rachels Kniee, und sie war gezwungen, sich auf einen Sessel zu stützen. Derjenige, den man ehemals den Chevalier George genannt hatte, stand endlich vor ihren Augen; der Mann der Zweikämpfe, der Spielparthien und Liebesabentheuer, dieser ehemalige junge Mann mit glühenden Leidenschaften, der in seinem tollen Leben Alles aus dem Wege gerückt hatte, hatte sich jetzt von den blumigen Ufern verbannt und leerte freiwillig den Kelch der bittern Leiden. Castelneau, der Verführer Sara's, war nur noch ein büßender Schatten seiner selbst. Weit entfernt, seine Blässe in Ausschweifungen, in vergeudeten Nächten zu schöpfen, trug seine kahle Stirne vielmehr den Stempel eines täglichen religiösen Selbstmordes, eines förmlichen, festgesetzten Selbstmordes, einer Art Martyrthums, das langsam und mit Liebe vollzogen wurde, wie es die traurige Resignation seines Lächelns hinreichend andeutete. Diese stufenweise Zerstörung seiner selbst, die an einem hinreichend starken Knochengerüste verübt wurde, um lange Widerstand zu leisten, würde für einen Menschen, der den Chevalier früher gekannt und auf einem vertrauten Fuße mit ihm gelebt hatte, das Interesse eines wirklichen Kampfes gehabt haben. Augenscheinlich hatte sich der

Graf selbst sein Kreuz aufgeladen und sich die eisernen Spitzen dieser harten Büßung selbst in das Fleisch eingetrieben. So niedergebeugt, traurig und demüthig, glich der Graf eher einem Karthäuser, als einem mit Bändern und Spitzen geschmückten Hofcavalier. Die Unbeweglichkeit seiner starken Züge und seines starren, gelben Auges, wurde nie durch einen geistigen Aufblitz unterbrochen. Er setzte sich vor ein Tischchen von chinesischem Lack, das mit sehr schönen Incrustationen geschmückt war; der Mohr, der ihm nachfolgte, bot ihm auf einem silbernen Teller einige Orangenscheiben an.

Nachdem er seine Lippen mit diesem Safte benetzt hatte, streckte er die Hand aus, um Rachels Brief in Empfang zu nehmen. Wenn auch Rachel den Chevalier in diesem Gespenste erkannte, so war er doch weit davon entfernt, in diesem Weibe die Tochter des Doktors Ruysch zu vermuthen. Rachel betrachtete ihn ganz bestürzt, sie befragte das Auge des Kranken und zitterte mehr für ihn, als für sich und ihr Bild. Der Graf betrachtete das Bild, indem er zugleich den Brief des ersten Hofmalers seiner Majestät las. Als er den Namen Rachel Ruysch las, entfernte er seine Leute und blieb allein mit ihr. Zu sehr daran gewöhnt, jeden Eindruck zu beherrschen, als daß die mindeste Spur davon in seinen Zügen sichtbar wurde, zog Castelneau, der kaum eines

Wortes mächtig war, heftig an der Schelle und verlangte das Nachtessen.

Es war indessen Nacht geworden, und der Graf ging regelmäßig um neun Uhr zu Bette. Fackeln durcheilten die Gallerie, der Wind war kalt, Rachel und der Graf sahen sich einander an. Rachels Mitleid für Castelneau war in diesem Augenblick eben so groß, als das Elend des Grafen. Thränen traten ihr in die Augen, als sie diesen Menschen, so in seinem Schmerz begraben, das Leichentuch seiner Reue tragen sah. Das Nachtessen war aufgetragen, der Graf ließ Rachel sich gegenüber setzen; er berührte die Gerichte kaum, die man ihm anbot. In diesem Zimmer, das so schwarz und dumpf war wie das Grab, hätte allein das Klirren der Messer und Gabeln auf den Tellern auch das Blut des wenigst abergläubigen Höflings erstarren gemacht. Die Flammen der Kerzen auf den Armleuchtern flackerten im Winde hin und her, der von den aufgehenden Thüren erregt wurde. Während des Essens wurde kein Wort zwischen Rachel und dem Grafen gewechselt; er sah sie nur an und heftete sein kaltes, starres Auge auf sie. Man trug ab, und bald darauf schlug es neun auf einer großen, mit einem Apollo gezierten Uhr.

Der Graf hatte seine Diener entlassen und nahm nun Rachels Arm in Anspruch, um ihn die drei Stufen hinauf zu geleiten, welche zu seinem Bette

führten. Rachel konnte sich eines unwillkührlichen Schauders nicht erwehren, als er sich auf ihren Arm stützte. Es schien ihr, als wände sich der Athem nur mühsam aus seiner Brust empor, seine Hand war eiskalt. Als er die letzte Stufe erreicht hatte, riß er den Vorhang hastig auseinander und stieg mit ungewöhnlicher Schnelligkeit in das Bett.

Rachel stieß einen Schrei des Entsetzens aus und fiel hinter sich zurück — neben dem Grafen lag ein Leichnam, und Castelneau's Lippen küßten Sara's Stirne. —

Das noch unverletzte Meisterstück des Doktors Ruysch ruhte auf diesem Lager. Sara schien in einen tiefen, ruhigen Schlaf versunken. Täglich anders geschmückt, empfing der kalte, unempfindliche Körper des gestorbenen Mädchens jeden Abend einen andern Leichnam, den Grafen George von Castelneau, an seiner Seite. Dem ganzen Stadtviertel war dieses entsetzliche Beginnen bekannt.

Als eines Abends der alte Fagon, der Leibarzt des Königs, auf seinem Maulthiere von seinen Krankenbesuchen in dem Quartier des Tempels zurückkam, stürzte ihm ein Weib ganz außer sich entgegen und faßte sein Maulthier so heftig bei dem Zaume, daß es nothgedrungen stillstehen mußte. „Ich bin die Tochter des Doktors Ruysch, mein Herr,“ sagte sie zu Fagon, „kommt und rettet den Grafen Castelneau!“

Fagon ließ sich durch den Namen Ruysch und durch Rachel leiten; aber er fand den Grafen schon im Todeskampfe.

„Sara, theure Sara!“ rief er in seinem Wahnsinne.

George der Wahnsinnige, der Sterbende, wand und drückte die Mumie in seinen Armen und zwar so heftig, daß ihre noch durchsichtigen Schultern Quetschungen unter seinen Fingern erhielten. Augenscheinlich war er die Beute einer jener heftigen Krisen, welche der letzten Stunde vorangehen. Ein Geistlicher, der neben dem Bette saß, ermahnte ihn, wohl zu sterben; doch während der Priester sprach, starrte Castelneau mit weit aufgerissenen Augen nach einer langen Kiste, die er zu öffnen befahl. Rachels Schrecken war groß, als sie in diesem Futterale den Sarg von Rosenholz erkannte, den Kaspar Stocks Schreiner für Sara verfertigt hatte.

Fagon warf zuerst ein Tuch über das Antlitz des Todten. George von Castelneau war verschieden, indem er verlangte, daß Sara's Körper mit dem seinigen vereinigt werde; seine Rechte deutete noch auf den Sarg von Rosenholz, der zu Füssen seines Bettes stand.

Doch Fagon schlug sich glücklicherweise in das Mittel, um die Ausführung dieses Befehls zu verhindern, wodurch die Kunst um eins ihrer größten Meisterwerke gekommen wäre. Durch seinen Oheim

Guido von Labrossa, den Gründer und Intendanten des Pflanzengartens unterstützt, erhielt Fagon von dem Könige die Erlaubniß, sein Kabinet mit diesem Wunderwerke bereichern zu dürfen. Ludwig XIV. wollte die Gräfin Sara von Castelneau mit eigenen Augen schauen, und so ging er denn eines Abends nach der Vesper, die er in der Elisabethenkirche gehört hatte, in das schwarze, geschmückte Zimmer, um die Leiche zu sehen. Unter allen Schönheiten am französischen Hofe wäre die todte Sara vielleicht noch die Schönste gewesen. Der religiöse Fagon zeigte sie zuweilen den vornehmen Herren und Damen des Hofes, gleich den alten deutschen Malern und Ciselirern, die nicht ermangelten, den Tod auf allen ihren Arbeiten, sogar auf den Trinkbechern anzubringen. Wir haben schon gesagt, daß dieses so lebhafte und prunkende Jahrhundert, aus seinem Rausch der Lust erwacht, sich zu dem Bußgewande bekehrt hatte; viele Frauen fürchteten sich daher vor der Todten des Doktors Fagon. Nur die Marquise von Brinvilliers, die sie eines Abends beim Mondscheine unter dem Glasgehäuse sah, worunter sie der Doktor aufbewahrte, behielt ihre ganze Fassung bei diesem Anblicke.

Nachdem Castelneau seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte, kehrte Rachel mit dem Maler Lebrun nach Holland zurück; denn dieser wollte Van der Meulen besuchen. In diesem frommen, run-

zeligen Paris, in diesem allein durch das Alter seines Königs gealterten Paris, hatte sich Rachel bald nach ihrem Vater und ihren Blumen gesehnt. Sie reiste ab und fand in Holland Alles wieder, was sie dort zurückgelassen hatte; Ruysch und Reinhold Graf, die alte Gudula und den neufundländischen Hund. Sara's Zimmer war jedoch nicht mehr mit dem Bilde der Gräfin geschmückt; der Doktor hatte es in sein großes Laboratorium hängen lassen, gleichsam um sich dadurch über die Entwendung des köstlichen Leichnams zu trösten.

Ruysch ward sehr alt und starb traurig. Am Ende seines thätigen Lebens fand der Neid noch Mittel, ihn zu quälen; seine Gebrechen vermehrten sich, und in seinem neunzigsten Jahre brach er den Schenkel, indem er sich in das Amphitheater begeben wollte. Als er wieder geheilt war, begab sich täglich eine Deputation Studenten zu ihm, die ihn auf den Armen aus seinem Hause in den Lehrsaal trugen.

Kaspar Stock verfertigte den dem Professor bestimmten Sarg; er verwandte große Sorgfalt darauf, denn die Herren von den Generalstaaten hatten ihn selbst bestellt. — Ruyter war an den Folgen seiner Wunden nach der Schlacht von Agosta, wo Duquesne den Sieg davon getragen hatte, zu Syrakus gestorben. Statt aller der Bildnisse dieses grossen Admirals, die Ferdinand Bol, Rembrandt

und Van Ryn geliefert haben, hätte ihn Holland lieber durch Ruyschs wunderbare Kunst aufbewahrt gesehen. Diese große Admiralsgestalt hätte mit Ehren dem Senate gemeiner Todten vorgestanden, welche Ruysch einige Jahre später an Peter den Großen verkaufte.

Die Epaven.

1720.

Nach dem Französischen der Madame Charles Reybaud.

I.

Einige Meilen von Saint-Pierre, am Fuße jener erloschenen Vulkane, welche man Höhen von Carbet nennt, war ehemals eine der schönsten und beträchtlichsten Pflanzungen auf Martinique. Das Einkommen dieser ausgedehnten Besitzung war mehr werth, als das von mancher Grafschaft mit Schlössern, Wällen und Zugbrücken; dennoch sah man nur ein Haus von sehr bescheidenem Aussehen, dessen röthliches Dach sich unter grünen Tamarindenbüscheln und Manglien erhob; einige große Kokusbäume ragten mit ihren stolzen Gipfeln darüber hervor; seine zahlreichen Pertinenzstücke bildeten gleichsam ein Dorf um es herum, welches der Länge nach regelmäßig durch eine Reihe von Negerhütten durchschnitten wurde, armselige Wohnungen ohne Fenster, welche Bienenkörben ähnlich waren.

Wälder und Savannen umschlossen diesen blühenden Anbau, jenseits welchem sich die Erde in dem wilden Reichthume ihrer Urvegetation befand. Ge-

gen Südost, wo der Fluß Carbet entspringt, und etwa eine Meile von der Pflanzung La Rebeliere, war noch eine andere, fast eben so beträchtliche Besitzung, die Mornes (Hügel) genannt; seine Zuckerrohr- und Kartoffelfelder bildeten lange Furchen, welche sich bis an die gräuliche Gruppe der Carbetgebirge ausdehnten.

Gegen Weihnachten des Jahres 1720 saßen eines Abends nach dem Nachtessen drei Personen in einem Zimmer der Pflanzung La Rebeliere. Hohe Kandelaber, worauf französische Wachslichter brannten, erleuchteten das Gemach, worin eine sonderbare Mischung von Luxus und Einfachheit herrschte. Es waren keine Vorhänge an den Fenstern, wohl aber Roletten von Stramin, welche sorgfältig herabgelassen waren und das unzählbare Heer von Mücken abhielten, welches außerhalb herumsummte, während sie zugleich dem Nachtwind, welcher sanft über das Getäfel hinstrich, freien Durchzug verstatteten.

Sklaven hatten das prachtvolle Silbergeschirr vom Tische abgeräumt, um den Kaffee auf einem kleinen Gueridon zu serviren, einem Meisterstück von Marqueterie-Arbeit, welches würdig gewesen wäre, eher in dem Kabinet einer Königin, als in diesem großen, mit Kalk getünchten Gemache zu prangen, welches, gleich einer Küche, mit Steinplatten ausgelegt war.

Die drei Personen, welche um den Gueridon versammelt saßen, waren so verschieden an Zügen und

Physiognomien, daß es gleich bei dem ersten Blicke augenscheinlich war, daß sie weder derselben Familie, noch demselben Lande angehörten. Frau von La Rebeliere war der creolische Typus in seiner ganzen hochmüthigen und graziösen Nachlässigkeit. Ihre Taille verschwand in einem weiten weißen Gewande, dessen Falten von keinem Gürtel zusammengehalten wurden; aber durch diese Wolke von Mousselin errieth man ihre Schlankheit. Ihre Züge waren reizend, ihre Haare schwarz, ihre Haut zart und von feinen Aederchen durchzogen; sie hatte jene frische, lebhafte Bläße, welche den Creolen eigen ist, und jene großen dunklen Augen, welche in allen Ländern eine Schönheit sind. Ihr Mann, Herr v. La Rebeliere, war ein noch junger Mann, welchen aber das Clima der Antillen vor der Zeit alt gemacht hatte. Er war ein Belgier von Geburt, und obgleich sehr jung nach Martinique gekommen, war er doch dem Einfluß dieser Temperatur erlegen, für welche er nicht geboren war. Seine schon spärlichen Haare, von einem zweifelhaften Blond, fielen in Büscheln um sein trüb-bleiches Gesicht; seine Physiognomie war blöd und ärmlich; aber etwas Stolzes, Absolutes in seinen Kopfbewegungen verkündigte den Mann, welcher gewohnt war zu befehlen und gehorcht zu werden. Durch das Siegel der Feigheit und der Schwäche hindurch, welches die Natur seinem elenden Individuum aufgedrückt hatte, errieth man hes-

tige Leidenschaften und einen festen, wenn nicht kühnen Willen.

Das junge Mädchen, welches zwischen dem Ehepaare saß, hatte die sammetartige Frische von Blumen und Früchten; es war eines jener sanften, heitern Gesichter, aus welchen die Betrachtenden Ruhe schöpfen; die entnervende Hitze des tropischen Clima's hatte die schönen Rosen, welche auf ihren Wangen blühten, noch nicht welken gemacht; ihre Haare waren braun, ihre Augen blau. Sie war nach französischer Mode gekleidet, mit der züchtigen Kokretterie einer jungen Dame von Stande; der Leib ihres Kleides, welcher über die Brust zugeschnürt war, hob ihre feine Taille hervor, und die Falten eines grossen Linontuches ließen ihren feinen, schlanken Hals kaum sehen. Sie arbeitete fleißig an einer Stickerei, welche Blumen vorstellte und deren Muster ein schönes Bouquet war, welches vor ihr auf dem Gueridon stand.

„Ich bestehe darauf, Ihnen zu bemerken, daß Sie großes Unrecht haben, mich nicht mit sich nach Fort-Royal zu nehmen," sagte Frau v. La Rebeliere gähnend, indem sie sich behaglicher in dem leichten Bambussessel ausdehnte, worin sie saß.

Herr v. La Rebeliere schüttelte den Kopf mit höflicher, aber sehr entschlossener Miene, und erwiederte langsam: „Liebe Freundin, das würde gar nicht amüsant für Dich seyn, ich versichere Dich;

wenn es nicht eine Pflicht für mich wäre, die Festtage bei Herrn v. Feuquires zuzubringen, so würde ich mich dieser Reise überhoben und sie auf eine andere Zeit verlegt haben; allein ich habe über wichtige Dinge mit unserm Vetter, dem Gouverneur, zu sprechen. Ich habe stets etwas von ihm zu verlangen; aber Du weißt, wie leid es mir thut, Dich zu verlassen."

„So hättest Du mich wenigstens zu Saint-Pierre lassen sollen," unterbrach ihn die junge Frau ungeduldig.

„Aber mich deucht, daß Du während meiner Abwesenheit hier besser, wenigstens schicklicher aufgehoben bist."

„Welche Unschicklichkeit wäre es denn, wenn ich Dich in unserm Hause zu Saint-Pierre erwartete? Dort, wie hier, ich weiß es, würde ich keinen Besuch erhalten, würde mit keiner lebenden Seele gesprochen haben; aber wenigstens hätte ich Leute durch das Fenster gesehen. Es ist immer unterhaltender, als die Neger aus den Arbeitshäusern, die Zuckermühle und die Hütten anzustarren."

„Liebe Eleonore, wie kindisch bist Du!" sagte La Rebeliere ruhig: „Du mußt Dich nun einmal an das Alles gewöhnen, da wir hier fast das ganze Jahr leben werden. Die Luft dieser Pflanzung sagt meiner Gesundheit besser zu, wie die zu Saint-Pierre."

„Das bemerkst Du wohl jetzt zum ersten Male seit den dreißig Jahren, welche Du auf Martinique bist? Vor unserer Heirath hast Du nicht daran gedacht, die Stadt zu verlassen."

„Weil ich mich allein hier langweilte, so lange ich ledig war; aber mit Dir, liebe Eleonore, ziehe ich diesen Ort jedem andern vor. Du wirst Dir auch noch hier gefallen. Hier herrschest Du unumschränkt und hast alle Freiheit."

„Das ist wohl das Wenigste. Ich werde morgen an die warmen Quellen gehen, und wenn ich mich dort wohlbefinde, so werde ich acht, zehn, vierzehn Tage, kurz, die ganze Zeit Deiner Abwesenheit dort bleiben."

„An die warmen Quellen! Aber das ist ja eine ganze Tagereise auf abscheulichen Wegen, durch ödes Land, wo Maronneger umherstreifen. Es ist keine andere Wohnung dort, als eine verlassene Hütte, die schon vor zwei Jahren, als ich zum letzten Male dort gewesen, in sehr schlechtem Zustande war. Ich bin bereit, Jedem, der es haben will, dieses Grundstück zu überlassen, das zu entfernt liegt, um Nutzen daraus zu ziehen. Ich gebe dem ersten Besten die Hütte sammt allen Pertinenzien."

„Warte zum wenigsten, bis ich erst wieder zurück bin."

„Diese Reise ist nicht ohne einige Gefahr."

„Gleichviel! Ich langweile mich und muß Bewegung haben. Hast Du mir nicht gesagt, daß ich hier volle Freiheit hätte?“

„Mein Gott, ja! Dennoch, wenn es sich um Deine Sicherheit, vielleicht um Dein Leben handelt...“

„Wolle mich doch nicht erschrecken. Was kann ich zu fürchten haben? Erstens bin ich nicht allein, Cäcilie geht mit mir; ich hoffe, Du wirst ihr Deine Zustimmung geben.“

„Ich werde meiner Mündel nicht verbieten, was ich meiner Frau erlaube.“

„Wir werden morgen früh gleichzeitig mit Dir abreisen,“ erwiederte Eleonore. „Nicht wahr, Cäcilie, Sie sind froh, diesen Ausflug nach den warmen Quellen zu machen, denn Sie müssen sich hier auch zum Sterben langweilen.“

Das junge Mädchen antwortete auf diese Doppelfragen durch ein einstimmendes Lächeln und eine verneinende Bewegung; dann ihre Stickerei ausbreitend, als wolle sie die Arbeit bewundern lassen, sagte sie wohlgefällig: „Sehen Sie doch, wie das frisch und glänzend ist. Habe ich diese Frangipanblume, die einer Lilie gleicht, nicht gut nachgeahmt? Und diesen schönen, rosenrothen Jasmin? Meine Freundinnen in Saint-Cyr werden sich erstaunen über diese schönen Blumen; es giebt keine solche in Frankreich.“

„Mein Gott!“ unterbrach sie Frau v. La Rebeliere, „das ist eine Ueberraschung, welche Sie viele Mühe gekostet hat; seit fast zwei Monaten arbeiten Sie beständig, um diesen Damen ihr Geschenk zu schicken. Ich begreife nicht, meine Liebe, warum Sie das nicht lieber durch Ihre Femi machen liessen; sie ist geschickt wie eine Fee.“

„Und was hätte ich alsdann gethan, liebe Freundin?“

„Gar nichts, wie ich.“

„Ja, aber dann hätte ich mich, wie Sie, tödtlich gelangweilt.“

„Das ist wohl möglich,“ sagte Frau v. La Rebeliere zwischen einem Seufzer und einem leichten Gähnen. Dann erhob sie sich plötzlich und rief: „Laßt uns noch von unserer Reise sprechen. Ich will Befehle geben. Wir lassen uns in Hamars tragen und nehmen zehn Sklaven, nebst zwei Maulthieren, mit guten Vorräthen beladen, mit.“

„Das rathe ich Dir auch, wenn Du nicht Hungers sterben willst,“ unterbrach sie v. La Rebeliere. „Ernstlich, diese Reise ist eine Thorheit. Wenn Ihr auf Maronneger träfet?“

„Du weißt wohl, daß sie sich schnell verstecken würden, um uns vorüberziehen zu lassen.“

„Das ist ganz die unvorsichtige Sicherheit der Creolen. Trotz so vieler schrecklichen Beispiele, miß-

trauen sie den Negern noch nicht, sie gehen immer ihren Weg, als ob sie unverwundbar wären."

Frau v. La Rebeliere zuckte die Achseln und Cäcilie hörte mit einer gewissen Angst zu. Seit ihrer Ankunft auf Martinique hatte sie sich schon mehr als ein Mal gefragt, wenn sie den elenden Zustand der Neger sah, ob die vierhundert Sklaven auf der Pflanzung ihres Vormundes sich nicht eines Tages gegen diesen Herrn empören würden, dessen unerbittliche Peitsche niemals ruhte.

La Rebeliere sah hinter sich; dann hob er wieder an: „Ich bin nicht ruhig, seitdem Palem Maron geworden ist. Das ist ein Verlust; er war wohl zwölfhundert Livres werth."

„Was, der weiße Sklave?" fragte Cäcilie.

„Es giebt keine weißen Sklaven," erwiederte La Rebeliere lebhaft: „Palem ist ein Mulatte, von irgend einer indianischen oder caraïbischen Mutter geboren. Es ist eine solche Verwirrung in allen diesen Racen, daß der Teufel selbst seine Kinder nicht darunter erkennen würde."

„Seine Haut ist doch eben so hell, wie die von Mathias, dem Verwalter meiner Besitzungen."

„Gleichviel! Er ist ein Mulatte, ein Schurke von einem Mulatten, den ich zu sehr geschont habe."

„Er ward doch oft zwischen die vier Pflöcke gespannt," sagte Frau v. La Rebeliere. „Es ist

Deine Schuld, daß Du nun diese Sorge hast; denn ich habe Dir hundertmal gesagt, keine Epaven zu kaufen; sie hören immer damit auf, durchzugehen."

„Was ist denn ein Epave?" fragte Cäcilie.

„Das ist ein Neger oder Mulatte, der Niemand angehört und doch keinen Freibrief hat; die Regierung bemächtigt sich ihrer und verkauft sie zu ihrem Nutzen."

„Mein Gott!" fiel Cäcilie ein, „ist denn das auch gerecht?"

„Ohne Zweifel, es ist Gesetz," antwortete La Rebeliere; „aber Eleonore hat Recht, man sollte um keinen Preis Epaven kaufen. Das Vagabundenleben, welches sie oft lange Jahre geführt, hat sie verderbt; sie sind von der Freiheit angesteckt, verabscheuen allen Gehorsam, und wenn man sie straft, so rächen sie sich, und rächen sich grausam."

„Mein Gott! wirst Du denn immer solche Befürchtungen haben?" unterbrach ihn Frau v. La Rebeliere spottend. „Schon lange hast Du Angst, ohne daß man Dir auch nur ein Haar Deines Hauptes gekrümmt hätte. Deine Neger sind so strenge gehalten, Du flößest ihnen solche Furcht ein, daß sich selbst am Tage des letzten Gerichtes keiner von dem Fleck regen würde. Wenn sie jedoch ahnen könnten, in welcher beständigen Angst Du lebst..."

„Ich habe keine Angst," fiel ihr La Rebeliere ein, indem er sich stolz empor richtete, „ich weiß,

daß nicht einer dieser Elenden es wagen würde, die Hand gegen mich aufzuheben. Nein, ich fürchte nichts."

Es trat eine Pause ein. La Rebeliere ging, die Hände auf dem Rücken, in dem Zimmer auf und ab; seine Frau hatte sich in den Sessel zurückgelehnt und spielte mit dem Bouquet, welches Cäcilie hatte fallen lassen. Das Herz des jungen Mädchens war gepreßt; diese Ideen, diese Gewohnheiten, auf welche ihre Erziehung sie nicht vorbereitet hatte, machten einen peinlichen Eindruck auf sie. Ihre ganze Seele empörte sich bei dem Anblick der barbarischen Strafen, welche die unglücklichen Neger erleiden mußten; und doch hatte sie auch Sklaven, welche arbeiten mußten und bestraft wurden. Sie hatte deren dreihundert auf der großen Pflanzung von Mornes, zu dessen Erbin sie das Testament eines entfernten Verwandten ernannt hatte.

Plötzlich sagte Eleonore zu ihrem Manne: „Wenn Dein Aufenthalt in Fort-Royal weniger als zwei Wochen betragen sollte, so kannst Du mich an den heißen Quellen aufsuchen. Ich werde dort Beschäftigung haben. Erstens werde ich die Hütte wieder aufbauen und einen Garten ringsum anlegen lassen. Man sagt, die Gegend soll sehr reizend und die Luft gesund seyn. Unsere alte Kammerfrau Femi muß Ihnen eine schöne Schilderung davon gemacht haben, liebe Cäcilie."

„Ja, sie erzählt, daß, als sie noch sehr jung gewesen, ein großes Hotel an jenem Orte gestanden, und daß die Caraïben bis dort hingekommen, um schöne Hängematten von Baumwolle gegen Branntwein auszutauschen. Aber diese armen Leute sind längst verschwunden.“

„Man mußte ihnen einen tüchtigen Krieg machen,“ sagte Herr v. La Rebeliere. „Ich werde Ihnen das eines Tages erzählen; ich war noch ein kleines Kind, aber ich erinnere mich dessen wohl.“

Die junge Frau war aufgestanden und sah durch die Rollvorhänge hindurch die schlummernde Erde und den klaren, glänzenden Himmel an.

„Es ist spät,“ sagte Eleonore, „und Zeit zum Schlafengehen, wenn wir morgen mit Tagesanbruch bereit seyn wollen.“ Sie wandte sich an ihren Mann und fügte hinzu: „Wir werden uns gegenseitig eine glückliche Reise wünschen. Geh' nur, ich verzeihe Dir nicht, daß Du mich nicht mit nach Fort=Royal nimmst. Es wäre übrigens noch Zeit...“

„Liebe Eleonore,“ sagte La Rebeliere, indem er die Hände seiner Frau ergriff, „da Du durchaus an die heißen Quellen willst, statt mich hier ruhig zu erwarten, so habe ich nichts dagegen; aber ich bitte Dich, sey vorsichtig. Versuche nicht in die Wälder einzudringen; hüte Dich vor den Maronnegern, den Schlangen und giftigen Thieren. Laßt bei Eurer Ankunft ein großes Feuer anzünden, um die

Hütte gesünder zu machen, und statt zehn Sklaven nehmt zwanzig mit, auf daß sie Euch bei Tag und Nacht wohl bewachen. Wenn Dir ein Unglück geschähe, liebe Seele, so würde ich trostlos seyn, denn Du kennst ja meine Liebe zu Dir."

Er küßte zärtlich die beiden Hände seiner Frau, welche sie nicht zurückzuziehen wagte; aber ein ungeduldiges, verächtliches Lächeln verkündete das Gefühl, mit welchem Frau v. La Rebeliere diese Zärtlichkeitsbeweise aufnahm. Seit drei Jahren ertrug sie diese selbstsüchtige, tiefe, unerbittliche, eifersüchtige Liebe. Sie gestand es sich noch nicht selbst, aber sie haßte ihren Mann, und fürchtete ihn doch hinreichend, um ihm, trotz ihres Widerwillens, zu gehorchen. Sie versuchte es nicht, mit seinem Willen zu kämpfen, machte sich aber oft die traurige Freude, ihn in das Angesicht zu verspotten, und unterworfen, wenn nicht ergeben in eine Lebensweise, für welche sie nicht geschaffen war, verzehrte sie sich in Kummer und Langeweile. Wenn sie nur von der Welt entfernt lebte, so gestattete ihr La Rebeliere alle Phantasien. Sie war unumschränkte Gebieterin in der Art von Gefängniß, in welchem sie die zügellose Eifersucht ihres Mannes hielt, und manchmal mißbrauchte sie diese Freiheit bis zum Uebermaße. So wollte sie jetzt zu den heißen Quellen und sich durch die öden Felder hinwagen, einzig um das Vergnügen zu haben, einmal die Stelle zu wechseln und

einige Abwechslung in die Einförmigkeit ihrer Gewohnheiten zu bringen. Bei solchen Gelegenheiten schüttelte sie ihre Nachlässigkeit und Faulheit ab; sie wurde dann thätig und unermüdlich.

II.

Am andern Tage zog sich gegen Abend ein Gewitter am Himmel zusammen; ein drückender Wind erhob sich von Zeit zu Zeit; die Gipfel des Carbets waren in einen dichten, schwebenden Nebel eingehüllt; dichte schwarze Wolken erhoben sich rasch von der Seite des Meeres und verbreiteten sich über den Azur, der plötzlich finster geworden war; die Sonne ging röthlich und ohne Strahlen unter, und in der Tiefe der Wälder hörte man ein dumpfes, unaufhörliches Geräusch, ähnlich dem von übergetretenen Gewässern.

„Halt!“ rief Frau v. La Rebeliere in ihrer Hängematte, und alsobald hielt der ganze Zug still. Der Anblick dieser Caravane war sehenswerth. Ein Führer leitete den Vortrab, der aus fünf oder sechs Schwarzen von kolossaler Statur bestand, die mit Beilen und Flinten bewaffnet waren; dann kamen Frau v. La Rebeliere und Cäcilie, die in ihren Hängematten von starken Sklaven getragen wurden, welche sich alle halbe Stunden ablöſ'ten; einige Negerinnen und Maulthiertreiber schlossen den Zug.

Zu dieser späten Stunde des Tages befanden sich die Reisenden am Fuße des Carbets in einem engen Thale, das von dichtem Buschholz begränzt war. Der Weg, in welchem sich große Kieselsteine und dichtes Gras angehäuft hatten, war augenscheinlich ein ausgetrocknetes Strombett. Tiefe Stille herrschte in dieser Einsamkeit, deren Entsetzen durch die Finsterniß der Nacht vermehrt werden sollte.

„Sind wir noch weit von den heißen Quellen?" fragte Frau v. La Rebeliere besorgt.

„Noch ein Viertel des Weges, Herrin!" antwortete der Führer; „aber es regnet jenseits der Berge, die Bäche werden gleich dem Meere anschwellen, und wir laufen Gefahr, von dem Wasser fortgeschwemmt zu werden, wenn wir durch den Bach gehen."

„Wir müssen durch einen Bach?"

„Bei schönem Wetter geht einem das Wasser bis an die Knöchel, aber heute Abend treibt es vielleicht Felsen und große Bäume."

„So müssen wir die Nacht diesseits zubringen, und erst morgen weiter gehen."

„Morgen?" rief Cäcilie: „Aber wo bleiben wir denn diese Nacht?"

„Man wird unsere Hängematten unter Bäumen aufhängen," erwiederte Frau v. La Rebeliere, indem sie ruhig und unbesorgt zu scheinen suchte; aber in der Tiefe ihrer Seele bereuete sie es, den Zufällen dieser Reise getrotzt zu haben, denn sie fürchtete

sich sehr, die Nacht unter freiem Himmel in dieser öden Wildniß zuzubringen.

„Herrin," hob der Führer mit demselben sorglosen und unterwürfigen Tone wieder an, „es wäre vielleicht nicht gut, hier Halt zu machen, der Wald ist sehr dicht, es sind Schlangen hier, und wenn das Wasser steigt, so dringt es auch hierher; wir müssen uns wieder auf den Weg machen, ein wenig weiter ist eine Pflanzung."

„So geh' doch zu!" fiel ihm Eleonore schnell in die Rede: „Warum hast Du das nicht gleich gesagt, großer Tölpel! O, ich habe einen bösen Augenblick gehabt! Fassen Sie Muth, liebe Cäcilie, es ist eine Pflanzung in der Nähe, wo wir Gastfreundschaft, gute creolische Gastfreundschaft finden werden."

„Sie kennen also die Leute dort?" fragte das junge Mädchen.

„Nicht im mindesten! Aber das thut nichts, man wird uns von ganzem Herzen aufnehmen; die Reisenden sind den Pflanzern immer willkommen. Das ist auch ganz natürlich in einem Lande, wo es keine Gasthäuser giebt."

Der Führer hatte wahr gesprochen; am Ende des Thales auf einer Anhöhe, zu welcher man auf einem beschwerlichen Wege emporsteigen mußte und welche durch die unersteigbaren Gipfel der Berge beherrscht wurden, zeichneten sich die weißen Wände einer

Pflanzerwohnung auf den dunklen Schatten des Waldes ab. Der Tag war mit dem letzten Sonnenstrahle verschwunden, denn in jenen Climaten giebt es keine Dämmerung, Licht und Finsterniß folgen fast ohne Uebergang auf einander. Die Reisenden erklommen langsam den Abhang, längs welchem große Bäume symmetrisch gepflanzt waren. Plötzlich sah man am Ende dieser Art Allee eine Fackel schimmern.

„Wir sind am Ziele!“ rief Eleonore.

„Gott segne die guten Leute, welche uns aufnehmen werden!“ sagte Cäcilie mit einem Gefühle von Dankbarkeit und Freude: „O, ich hatte große Furcht!“

Der Führer klopfte an die Thüre, welche nur vermittelst eines hölzernen Drückers verschlossen war; sogleich erschien eine alte Negerin.

Frau v. La Rebeliere war aus ihrer Hängematte gestiegen. „Wo ist der Hausherr?“ fragte sie im Eintreten. Die Negerin stieß eine Thüre auf und zeigte mit dem Finger auf ein Gemach. Frau v. La Rebeliere trat ein und Cäcilie folgte ihr; beide standen still bei dem Anblick eines Mannes, welcher ihnen entgegenkam. Die junge Frau hielt mitten in einer graziösen Verbeugung ein, und nachdem sie einen raschen Blick auf die Person des Pflanzers geworfen hatte, sagte sie erröthend: „Ich bin Frau v. La Rebeliere und reise nach den heißen Quel-

len; das schlechte Wetter hat mich auf dem Wege überfallen, und ich bitte um gastliche Aufnahme für diese Nacht."

Auf Eleonorens bestimmtes und lakonisches Begehren, welches in dem creolischen Kauderwelsch gemacht worden war, verbeugte sich der junge Mann ehrfurchtsvoll und erwiederte in sehr gutem Französisch: „Ich schätze mich glücklich, gnädige Frau, Ihnen ein Asyl anbieten zu können; Alles steht hier zu Ihren Befehlen; belieben Sie sich niederzulassen, Sie müssen ermüdet seyn." Mit den ungezwungenen höflichen Manieren eines Edelmannes aus jener Zeit ließ er Stühle zurecht rücken und ertheilte Befehle wegen der Aufnahme des Gefolges, das außerhalb geblieben war.

Die junge Frau war ganz verdutzt; sie setzte sich nieder, ohne etwas zu sagen. Cäcilie rief: „O mein Herr, wie glücklich sind wir, hier ein Obdach gefunden zu haben!" Eleonore stieß sie leise mit dem Ellenbogen und sah sie unvermerkt an, gleichsam um ihr anzudeuten, daß sie etwas Unpassendes gesagt habe. Das Mädchen schwieg erstaunt und sah sich mit einiger Besorgniß um; aber Alles, was sie umringte, bot einen friedlichen, beruhigenden Anblick dar.

Es war um die Stunde des Abendessens; ein Tisch mit einem einzigen Gedecke stand in der Mitte des Zimmers und war mit einem noch seltenen Luxus

in den Colonien, mit Caraffen, Krystallgläsern und Porzellantellern versehen. Sonst war das Gemach sehr einfach ausmeublirt; Fackeln von Lichterholz erleuchteten es mit einem röthlichen, unstäten Lichte; getrocknete Pflanzen, ausgebalgte Vögel und die Häute von einigen wilden Thieren bekleideten die Wände; mitten in dieser sonderbaren Ausschmückung sahen zwei schöne Männerportraits, in der Tracht Ludwigs **XIV.**, in seidenen Röcken, Spitzenmanschetten und großen Perrücken lächelnd aus ihren goldenen Rahmen herab.

„Ich hoffe, gnädige Frau, daß Sie dem einfachen Abendbrod, welches man Ihnen auftragen wird, Ehre anthun werden," sagte der Pflanzer, indem er der Negerin, welche gekochten Reis und geröstete Bananen herbeibrachte, ein Zeichen gab, ein zweites Gedeck aufzulegen, demjenigen gegenüber, welches bereits auf dem Tische war.

„O ja, sehr gern, denn ich habe großen Hunger," antwortete Frau v. La Rebeliere, indem sie mit einem leichten Kopfnicken dankte, „und Sie auch, liebe Cäcilie, Sie sind ja fast noch nüchtern. Es war Zeit, daß wir ankamen; wie abscheulich ist es jetzt draußen."

Das Gewitter war indessen ausgebrochen; Regengüsse schlugen gegen die Fenster; die tiefen Echo's der Gebirge schickten sich unaufhaltsam das furchtbare Geräusch des Donners zu.

„Beruhigen Sie sich," sagte Eleonore, über die Furcht ihrer jungen Begleiterin lächelnd, welche sich bebend an sie anschmiegte, „wir sind hier in Sicherheit, Cäcilie; lassen Sie uns ruhig speisen."

„Wünschen Sie etwa durch Ihre Negerinnen bedient zu werden, gnädige Frau?" sagte der Pflanzer: „Soll ich sie rufen lassen? Sie sind dort unten in einer abgesonderten Hütte; man wird ihnen augenblicklich Ihre Befehle überbringen."

„Ich danke," sagte Frau v. La Rebeliere, von so viel Höflichkeit und guter Lebensart überrascht. „Mein Gott, wie viele Beschwerden werde ich Ihnen verursachen! Ich habe so viele Leute bei mir."

„Sie sind schon in einer Hütte untergebracht, welche eben leer stand; haben Sie daher keine Sorge. Ich werde selber Acht haben, daß sie gut behandelt werden."

Er ging hinaus.

„Meine Liebe," sagte Frau v. La Rebeliere rasch, indem sie die Fragen beantwortete, welche Cäciliens Blicke seit einer Viertelstunde an sie richteten, „wir sind hier bei einem Mulatten."

„Wie, ein Mulatte?"

„Nun ja! Ich hatte es auf den ersten Blick bemerkt, dieser Mann ist kein Weißer. Sie müssen ihn nicht Herr nennen, Liebe."

„Einen so höflichen Mann von so ausgezeichnetem Aeußeren und feinen Manieren, dessen Haut fast

meine Farbe zu haben scheint! Wie wollen Sie denn, daß ich ihn nennen soll?"

„Ganz kurzweg, bei seinem Namen, wenn Sie ihn wissen werden. Wenn Sie ihn als Herrn behandeln, wie wollen Sie dann einen Weißen nennen? Gnädiger Herr oder Durchlaucht, des Unterschieds wegen?"

„Dieser Mann ist also von einem Stande weit unter dem unsrigen?"

„Freilich, und er fühlt es wohl. Sehen Sie, er wird sich nicht mit uns zu Tische setzen, es sind nur zwei Gedecke aufgelegt."

„Das ist doch sonderbar!" sagte Cäcilie, nachdenkend geworden: „Jetzt nehme ich seine Gastfreundschaft mit einer Art Reue an; ich denke mir, daß er sich uns gegenüber seiner Stellung wegen gedemüthigt fühlen muß."

Die Negerinnen kamen herein, um die Damen bei Tische zu bedienen. Man setzte sich, aber der Pflanzer erschien nicht.

Diese stolze Zurückhaltung gefiel Eleonoren. „Ich hoffe, daß wir vor Schlafengehen dem Besitzer dieser Pflanzung noch gute Nacht wünschen werden," sagte sie ganz laut; „ich muß ihm noch meinen Dank abstatten. Gott verzeihe mir! ich hatte noch nicht einmal Zeit, ihn nach seinem Namen zu fragen, so sehr hat er sich beeifert, uns bedienen zu lassen."

„Er heißt Donatian,“ sagte die alte Femi, indem sie den Kopf vorstreckte; „er ist ein guter Gebieter.“

„Woher weißt Du das?“

„Man hat dort unten in der Hütte davon gesprochen.“

„Seine Pflanzung scheint mir beträchtlich, er muß reich seyn. Wie viel Schwarze hat er?“

Die Negerin machte ein verneinendes Zeichen und erhob ihre beiden geöffneten Hände. „So viel als ich Finger habe,“ sagte sie, „weder mehr, noch weniger, Alles zusammengezählt. Das ist aber einerlei, sie arbeiten mit willigem Herzen, und der Gebieter kann leben.“

Das Essen wurde schweigend eingenommen. Sobald der Tisch abgeräumt war, kam der Pflanzer wieder in das Gemach.

Frau v. La Reveliere dankte ihm lebhaft für seine gute Aufnahme, und die Augen auf einen leeren Sitz wendend, welcher zwischen ihr und Cäcilie stand, sagte sie: „Werden Sie nicht den Abend mit uns zubringen?“

Er blieb stehen, die eine Hand auf die Stuhllehne gestützt. „Gnädige Frau,“ sagte er feurig, „willig werde ich von Ihrer Einladung Gebrauch machen. Ihre Anwesenheit in meiner Einsamkeit ist ein großes Ereigniß für mich. Man muß lange von aller Gemeinschaft mit der gebildeten Welt entfernt

gelebt haben, um zu begreifen, was ich empfinde, indem ich Sie französisch sprechen höre."

Während sich der Pflanzer mit dem reinsten Accent und der Ungezwungenheit eines Mannes aussprach, welcher die Welt kennt, betrachteten ihn Cäcilie und Frau v. La Rebeliere mit einem sonderbaren Erstaunen. Bei dem ersten Anblick war ihnen nur die männliche Schönheit seines Gesichtes aufgefallen; aber indem sie ihm zuhörten, erstaunten sie weit mehr über seine ausgezeichnete Sprache und seine feinen Manieren. Es war in jeder Beziehung der bemerkenswertheste Mensch, den sie noch gefunden hatten. Er schien achtundzwanzig bis dreißig Jahre zu zählen; seine hohe, schlanke und wunderbar gut proportionirte Gestalt war edel und anmuthsvoll; seine Züge, von einer Regelmäßigkeit, welche an die antiken Typen erinnerte, drückten einen ruhigen Stolz aus; seine glatten, glänzenden Haare glichen nur der Farbe nach denen der Neger; sein Teint war klar, aber leichte, bronzefarbige Schattirungen dehnten sich von den Schläfen nach der oberen Region der Stirne aus, und seine dünnen Lippen hatten eine gewisse braune Blässe. Er war, nach creolischer Mode, in weite weiße Beinkleider und in eine Jacke von gestreiftem Zeug gekleidet.

„Aber ich bitte, setzen Sie sich doch," sagte endlich Frau v. La Rebeliere dringend; „und dann muß ich mich nochmals bei Ihnen entschuldigen we-

gen alle der Ungelegenheit, welche ich Ihnen verursache. Sie erfüllen aus gutem Herzen die Pflichten der Gastfreundschaft, und ich bin Ihnen dafür erkenntlich. Ist es schon lange her, daß Sie diese Pflanzung bewohnen?"

„Ungefähr ein Jahr, gnädige Frau."

„Man bemerkt gleich, daß Sie anderwärts, als in dieser Wüste gelebt haben."

Auf diese indirekte Frage, welche für ein Compliment gelten konnte, antwortete Donatian nur durch eine Verbeugung.

„Das sind schöne Gemälde," sagte Frau v. La Rebeliere, indem sie einen Blick auf die Wand warf. „Jesus, diese Gesichter sind lebendig, man dächte, sie wollten aus ihren Rahmen steigen, um mit uns zu sprechen. Es sind wohl Portraits? Welch schöne Physiognomien! Besonders der auf dieser Seite, wie edel und redlich sieht er aus."

„Ja, gnädige Frau," erwiederte Donatian bewegt, „es waren redliche Menschen, edle Herzen."

„Sie haben sie gekannt? Waren es Creolen?"

„Es mögen vierzig Jahre seyn, daß beide auf dieser Pflanzung geboren wurden. Ihre Familie war schon sehr im Rückgang, aber man erinnerte sich damals noch des Namens Enambuc-du-Parquet, desjenigen, der, reicher als viele Monarchen, Guadeloupe, Martinique und die Insel Grenada als Eigenthum besaß. Dieses ungeheure Vermögen versank

mit dem Tode desjenigen, welcher es erworben hatte; seine Enkel, diese beiden Männer, erbten nichts als diese Pflanzung. Vor zwanzig Jahren schifften sie nach Frankreich über. Der Eine starb bald darauf, der Andere erhielt Aemter, welche ihm viel Ehre und wenig Geld eintrugen. Er war von schwächlicher Gesundheit, und als er älter wurde, riethen ihm die Aerzte heimathliche Luft an; er kehrte hierher zurück, und ist vor einigen Monaten gestorben."

„Und durch ihn sind Sie erzogen worden? Sie waren ihm nach Frankreich gefolgt?" fragte Frau v. La Rebeliere theilnehmend.

„Ja, gnädige Frau."

„Sie kommen aus Frankreich, mein Herr?" rief Cäcilie: „O, welch ein schönes Land ist Frankreich!"

„Ich habe zwanzig Jahre dort zugebracht, ohne Zweifel die schönsten und glücklichsten meines Lebens," erwiederte er melancholisch.

Frau v. La Rebeliere setzte sich rasch einige wahrscheinliche Vermuthungen zusammen. Sie dachte, Donatian sey der Sohn des Herrn v. Enambuc und irgend einer Mestizensklavin. Diese Meinung stellte ihn weder höher noch tiefer in ihrer Achtung; denn wäre er auch der Erstgeborne eines Königs gewesen, so war ein Tropfen schwarzes Blut unter seiner Haut doch hinreichend, um ihn einen Grad unter den allergemeinsten Weißen zu stellen.

Cäcilie verweilte nicht bei solchen Gedanken; indem sie Jemand fand, der aus Frankreich kam, aus Paris, der fast ein Landsmann von ihr war, hatte sie die Freude eines Verbannten empfunden, der gleichsam ein Echo aus der fernen Heimath hört. „Sie haben in Frankreich gelebt?“ wiederholte sie: „Sind Sie in Paris gewesen? Ist Ihnen Versailles bekannt? Haben Sie von dem Erziehungshause von Saint-Cyr sprechen hören?“

„Ja, mein Fräulein! Ich habe einen ganzen Sommer ein Haus in dem Walde von Sartory bewohnt, und von weitem konnte ich die schöne Stiftung von Saint-Cyr sehen; ich war zugegen, als seine erhabene Gründerin starb.“

„Die Frau Marquise v. Maintenon! O, wie imponirend war sie! Ihre große, edle Gestalt, ihre Trauerkleidung, Alles ist mir noch gegenwärtig. Es ist mir, als sähe ich sie unter uns erscheinen. Der selige König war am Sterben; wir weinten Alle, nur sie war ruhig; aber mitten durch ihre Resignation blickte ein großer Schmerz; sie ließ die Lehrstunden aussetzen, und wir folgten ihr in das Chor, um die Gebete für Sterbende herzusagen. Am andern Tage legten die Klassen Trauer an; der König war gestorben, und Frau v. Maintenon verließ Saint-Cyr nicht mehr. Am Tage meiner Abreise wollte sie mich sehen. Sie umarmte mich, und als ich ihr sagte, daß ich mich nach Amerika einschiffe,

da überkam sie eine Erinnerung an dieses Land, sie fuhr mir mit der Hand über die Stirne und sagte: „Vor langer Zeit hat man mich auch aus Amerika auf eine fast öde Insel geführt, wo ich in Gefahr war, von Schlangen verzehrt zu werden.“ Meine Haare sträubten sich, als ich sie so sprechen hörte. Ich hatte große Angst, als ich den Fuß auf diesen Boden setzte, und hätte ich nicht ein Haus gefunden, wo ich so wohl aufgenommen wurde, und vorzüglich eine so liebe Freundin...“

„So würden Sie wieder umgekehrt seyn, kleiner Eigensinn, nicht wahr?“ fiel ihr Frau v. La Rebeliere ein, indem sie sanft mit Cäciliens schönen Haaren spielte. „Das Kind denkt nur an Frankreich, spricht nur von Frankreich; es muß also wohl das glücklichste Land der Erde seyn.“

„Wer einmal dort gelebt hat, wird es nie vergessen,“ antwortete Donatian mit einem Seufzer. „Hier schwindet das Leben leicht und sanft dahin, in der materiellen Befriedigung aller physischen Genüsse; man schläft ein in diesem trägen Glücke; dort lebt man durch alle seine Fähigkeiten.“

Frau v. La Rebeliere verstand diese Antwort nicht; sie raffinirte ihre Empfindungen nicht so, es war etwas Materielleres in ihr. „Ich weiß nicht,“ sagte sie, „wie man glücklich in einem Lande seyn kann, wo es kalt ist und wo es während der Hälfte des Jahres weder Blumen, noch Früchte, noch Blät-

ter an den Bäumen giebt. Ich schaudere, wenn mir Cäcilie von ihren Spaziergängen unter einem grauen Himmel erzählt, wenn die Erde ganz mit Schnee bedeckt ist. Ich glaube, ich würde sterben, wenn man mich in dieses strenge Clima führte."

Bei diesen Worten drückte sie sich träge in ihren Sessel, und Cäcilie setzte allein die Unterhaltung mit dem Pflanzer fort. Sie sprachen so lange von den Wundern von Paris und Versailles, daß Frau v. La Rebeliere ein Feenmährchen zu hören glaubte. Sie war zudem sonderbar angezogen durch die beredte und höfliche Sprache des Mulatten. La Rebeliere war ein kleiner, unfruchtbarer Geist, welcher sie nicht an schöne Gedanken gewöhnt hatte; es war ihr, als höre sie zum ersten Male einen geistvollen Mann sprechen, und darin hatte sie Recht.

Der Abend würde sich vielleicht bis zum Morgen verlängert haben, hätte nicht um Mitternacht der Hahn gekräht.

Donatian erhob sich rasch. „Ich hatte es Ihnen vorausgesagt, gnädige Frau, daß ich Ihre Erlaubniß mißbrauchen würde. Ich entferne mich. Man wird Ihre Hängematten hier aufhängen, denn dieses ist das bequemste Gemach der Pflanzung. Haben Sie sonst nichts mehr zu befehlen?"

„Nein, ich danke! Schicken Sie uns unsere Negerinnen," antwortete Frau v. La Rebeliere, indem sie sich anmuthig verbeugte. „Auch uns ist der

Abend schnell vorübergegangen. Gute Nacht, auf morgen!"

Eine Viertelstunde darauf ließ sich Frau v. La Rebeliere auskleiden; sie war zerstreut und aufgeregt.

„Mein Gott!" sagte Cäcilie zu ihr, „ich habe ihn doch Herr genannt, aber ich konnte nicht anders; er ist so ein liebenswürdiger gebildeter Mann! Nicht einer Eurer creolischen Herren wiegt ihn auf."

„Ja, es ist seltsam!" sagte Eleonore nachdenkend.

III.

Frau v. La Rebeliere fand ihr Haus an den heißen Quellen nicht so baufällig, als ihr Mann es beschrieben hatte; es bedurfte wenig Arbeit, um einen reizenden Wohnort daraus zu machen. Es stand in der Mitte eines freien, ebenen Platzes, südlich durch einen Hohlweg begränzt, in welchem ein Bach murmelte, und mit großen Bäumen besetzt. Hinter dicken Laubbüscheln dehnte sich ein Thal aus, worin die heißen Quellen entsprangen und über aufgehäuftes Felsengestein dahinrollten. Westlich wurde die Wohnung von einem Berge beherrscht, welcher gespalten war, als hätte der Zauber einer Fee diese ungeheure Masse getheilt. Einige Schlingkräuter wucherten an den Spalten dieses Erdwalles empor, und auf dem Gipfel, wo die frische Vegetation eine

grüne Franse bildete, erblickte man das Dach einer Pflanzung; es war die von Donatian. Er war also der nahe Nachbar der Frau v. La Rebeliere; aber ein Abgrund trennte sie, und um von einer Besitzung zur andern zu gelangen, mußte man einen weiten Umweg nehmen.

Nachdem sie eine Woche in dieser Wildniß zugebracht hatten, kündigte Frau v. La Rebeliere ihre Abreise an, und den folgenden Tag war sie gesonnen, noch länger zu bleiben. Eine sonderbare Thätigkeit war an die Stelle ihrer natürlichen Indolenz getreten. Täglich ging sie mit Cäcilien aus und machte weite Spaziergänge in der Umgegend. Der Mulatte war nie in ihre Wohnung gekommen, aber die beiden Frauen begegneten ihm oft, und von ihm geleitet, wagten sie es alsdann, in die wilden Gebirge einzudringen.

Eines Tages hatten sich Eleonore und Cäcilie allein weit weg gewagt; sie hatten die weite Bergebene umgangen, auf welcher Donatians Besitzung lag, und den Fuß des Fontenayhügels erreicht. Keine Feder vermag die malerische Schönheit dieses Erdenwinkels zu beschreiben, in welchen, wie es schien, noch keine menschlichen Tritte eingedrungen waren. Ein ausgetrocknetes Flußbett bildete einen natürlichen Weg zwischen hohen Bäumen von wunderbarer Vegetation. Palmen und Platanen wiegten ihre Fächer über grünen Blättern, welche

mit weißen und rothen Blumen durchwirkt waren. Die beiden Damen schritten langsam vorwärts, indem sie sich den Arm gaben, und von Zeit zu Zeit wandten sie sich, um ihre feuchten Stirnen dem Winde preiszugeben, welcher, von Wohlgerüchen duftend, durch die Wälder strich. Plötzlich blieb Cäcilie stehen. „Es ist Jemand dort unten," sagte sie mit einiger Furcht.

In der That saß ein Mann an dem Rande eines Hohlwegs und sah sie kommen, ohne sich von der Stelle zu bewegen. Er war kaum mit einigen Lumpen von Leinwand bedeckt, und seine nervigten, breiten Schultern, die mit Orleanserde und Palmöl eingerieben waren, glänzten in den Strahlen der untergehenden Sonne wie röthliches Metall. Seine Züge waren bemerkenswerth durch ihre Unbeweglichkeit; man hätte glauben können, es sey ein Gesicht von Stein, so wenig Leben lag in seinem Blick.

Frau v. La Rebeliere betrachtete ihn erstaunt und sagte halblaut: „Es ist Palem, der durchgegangene Epave; was macht er nur da?" Sie zögerte einen Augenblick, dann schien es ihr, daß es sich nicht der Mühe lohne, umzukehren, und sie ging ohne Furcht auf den entflohenen Sklaven zu; dennoch, als sie ihm ganz nahe war, stellte sie sich, ihn nicht zu erkennen. Palem hob nicht einmal den Kopf in die Höhe, aber er zog sich ein klein wenig auf die Seite, als wolle er die beiden Frauen vorüberlassen. An

dieser Stelle war der Hohlweg durch einen ungeheuren Felsblock durchschnitten; der finstere, verworrene Wald umschloß ein kleines Stückchen Land, mit Bananenbäumen bepflanzt, in dessen Mitte eine kleine Hütte erbaut war. Beim Anblick dieses Daches von Palmblättern, welches auf vier Pfählen ruhte, der Spuren von Anpflanzung und des zwischen zwei Steinen befindlichen Herdes begriff Frau v. La Rebeliere, daß sie sich auf Palems Eigenthum befand.

„Der arme Mensch!“ sagte Cäcilie: „Welche Entbehrung! welche schreckliche Vereinzelung! Er muß eben so mäßig als der heilige Antonius leben, welcher nur Wurzeln aß. O, die Liebe zur Freiheit! Liebe Freundin, Sie müssen Ihrem Mann nicht sagen, daß wir seinen Epaven hier gefunden haben.“

„Nein, ich werde nichts sagen,“ erwiederte Frau v. La Rebeliere lebhaft. „Gehen wir fort.“

Palem war hinter ihr, mitten im Weg. „Herrin,“ sagte er in seinem creolischen Kauderwelsch, „willst Du hier nicht ein wenig ausruhen? Gehe nicht so stolz vorüber; setze Dich unter mein Dach.“

Diese ganz einfachen Worte waren so kühn in dem Munde eines Sklaven, daß Frau v. La Rebeliere vor Erstaunen und Furcht erblich. „Die Nacht kommt heran, wir haben nicht Zeit, uns aufzuhalten,“ sagte sie dennoch mit Ruhe: „Der liebe Gott behüte Dich diese Nacht und alle Tage Deines Le-

dens! Wenn Du dort hinabsteigst, so komme in meine Wohnung; man wird Dir Branntwein und Tabak geben."

„In die Wohnung an den heißen Quellen! in die Wohnung des Herrn v. La Rebeliere! Du willst mich also nicht erkennen, Herrin?" sagte er mit einer Art Hohn: „O, ich erkenne Dich wohl, Du bist das Weib meines sanften Herrn, ich war Dein Sklave; sieh' nur her, ich trage noch die Zeichen." Bei diesen Worten zeigte er seine von Narben durchfurchten Schultern.

„Nun, wenn ich Deine Herrin bin, so gehorche mir und höre auf, mir den Weg zu versperren," sagte Frau v. La Rebeliere entschlossen, indem sie mit stolzem Blicke und erhabener Stirne auf ihn zuging.

Er rückte um einen Schritt, aber sogleich wieder einhaltend, antwortete er kalt: „Nein, Du bleibst hier bei mir. Hast Du Furcht? Wofür denn? Ich habe keine Waffen, und dann kannst Du auch ruhig seyn, ich werde kein Weib tödten. Nun, setze Dich doch, sage ich Dir."

Frau v. La Rebeliere zitterte.

„Aber was will er denn mit uns?" fragte Cäcilie, welche dieses creolische Gespräch nur unvollkommen verstand, besonders wenn Palem sprach.

„Ich weiß nicht," erwiederte Frau v. La Rebeliere auf französisch; „aber ich möchte weit von hier seyn."

Palem verstand sie sehr wohl, und begann mit innerlichem Wohlbehagen zu lachen. „Morgen,“ sagte er, „morgen wirst Du meinem guten Herrn erzählen, daß Palem Dich über Nacht in seinem Ajoupa behalten hat. O, das ist eine schöne Rache, nicht wahr? Er wird sehen, daß ich die vier Pflöcke nicht vergessen habe, zwischen welche er mich so oft, das Gesicht zur Erde gekehrt, ausspannen ließ.“

Frau v. La Rebeliere affektirte ein Lächeln, als wenn sie den völligen Sinn seiner Worte nicht verstände, während der besorgte, neugierige Blick Cäciliens in Palems unbeweglicher Physiognomie zu lesen suchte.

„Willst Du essen, Herrin?“ hob er wieder an, indem er unter der Asche des Herdes einige geröstete Bananen herausklaubte.

Sie dankte mit einer abweisenden Geberde. Cäcilie sagte beruhigt: „Es scheint nicht, daß dieser Mensch uns Böses zufügen will; aber er will uns vielleicht da behalten, weil er glaubt, daß wir Herrn v. La Rebeliere sagen würden, wo er ist. Können Sie ihn nicht überzeugen, daß wir ihn ruhig lassen werden?“

Frau v. La Rebeliere antwortete nichts und warf einen Blick voll Zorn und Furcht um sich. Palem aß ruhig seine Bananen. Es trat eine Pause ein. Frau v. La Rebeliere hatte sich mit gesenktem Haupte niedergesetzt und suchte ihre Angst zu

bemeistern. Cäcilie wartete, ohne ihre Lage zu begreifen. Die Entladung eines Gewehres machte plötzlich die beiden Frauen erbeben, und sie riefen zugleich: „Das ist Donatian!“

Er kam auch in der That längs des Hohlwegs daher; ein schöner Jagdhund, den er aus Frankreich mitgebracht hatte, lief vor ihm her und sprang an Frau v. La Rebeliere empor.

Palem hatte einen Sprung nach dem Mulatten hin gemacht, aber er hielt plötzlich ein, als er ihn rufen hörte: „Gnädige Frau, mein Fräulein, Sie haben sich wohl verirrt!... Die Sonne ist am Untergehen, und Sie sind weit von Ihrer Wohnung entfernt; ich werde Sie dahin zurückführen!“

Sie waren ihm entgegengeeilt; Palem hatte sich vor seinen Ajoupa gesetzt und ließ sie fortgehen, ohne ein Wort zu sagen. Cäcilie rief ihm im Weggehen zu: „Adieu, wackerer Mann! Seyd ruhig, Frau v. La Rebeliere wird nicht sagen, daß wir Euch gesehen haben.“

Die junge Frau hatte dem Pflanzer den Arm gegeben. „Donatian,“ sagte sie lebhaft und leise, „dieses junge Mädchen hat nicht begriffen, in welcher Gefahr wir waren; aber sie haben uns mehr als das Leben gerettet.“

Er bebte. „O Himmel!“ sagte er, „der Zufall hat mich in diese Gegend geleitet. — Ich hatte ein Vorgefühl, daß sie von irgend einer Gefahr bedroht

würden... ich suchte Sie... Haben Sie diesem Menschen denn Böses zugefügt?"

Frau v. La Rebeliere erzählte ihm in der Kürze, wie Palem ihr Sklave gewesen und warum er entflohen sey. „Es ist wahr," sagte sie, indem sie mit einem langen Seufzer schloß, „La Rebeliere ist ein grausamer Gebieter, und dieser Unglückliche muß uns hassen."

Cäcilie holte sie ein, und alle Dreie schlugen langsam den Weg nach den heißen Quellen ein.

Noch an demselben Abend sprach Palem den Pflanzer an, welcher allein nach Hause zurückkehrte. Beide kannten sich; die mitleidige Güte des Einen und das Elend des Andern hatten diese Beziehungen gegründet.

„Höre," sagte Donatian, nachdem er den Gruß des Epaven erwiedert hatte, „heute Abend hätte ein großes Unglück geschehen können; hätte Deine Hand auch nur eine der beiden Frauen berührt, welche ich vor Deinem Ajoupa fand, so würde ich Dir den Kopf mit einem Flintenschlag zerschmettert haben."

Palem zuckte die Achseln und antwortete: „Du hast mir Gutes gethan; Du hast mich genährt, als ich krank war, und ich habe es nicht vergessen. Da Du diese Weiber in Schutz nimmst, so mögen sie in aller Sicherheit einhergehen; ich werde mich abwenden, wenn ich sie noch einmal auf meinem Wege finde. Um Deinetwillen entsage ich meiner Rache."

„Ich weiß, daß man sich auf Dich verlassen kann, und zähle auf Dein Versprechen. Adieu, kehre nach Deinem Ajoupa zurück und nimm Dich in Acht, wenn Du die andere Seite des Berges hinabsteigst; gestern sind einige Maronneger den Milizen in die Hände gefallen."

„Ich weiß es, ich war dabei."

„Du wirst ihnen auch noch in die Falle gerathen. Du thätest besser, Palem, mit Deinen Händen ein Stückchen Feld zu bebauen, wovon Du leben könntest. Wenn Du Werkzeug oder Sämereien bedarfst, so komm zu mir. Gute Nacht! Denke an Dein Versprechen."

Palem hielt ihn zurück. „Höre," sagte er zu ihm, „bevor wir scheiden, muß ich Dir eine Geschichte erzählen. Dort unten in dem Walde war eine schöne Holztaube, welche täglich in den Tamarinden, worin ihr Nest war, umherflog. Eines Tages fand sie unter ihren Eiern zwei Eier, weiß wie die Blume des Frangipanbaumes, und sie erwärmte sie mit ihrer übrigen Brut. Als die Eier ausgebrütet waren, krochen zwei Schlangen heraus, welche die Taube verschlangen."

„Gute Nacht, Palem!" sagte Donatian und entfernte sich.

Von diesem Tage an ließen sich Frau v. La Rebeliere und Cäcilie auf allen ihren Spaziergän-

gen von Donatian begleiten. Gewöhnlich begegneten sie ihm in einer kleinen Entfernung von ihrer Wohnung, und nach ihren langen Wanderungen brachte er sie oft spät am Abend bis an den Eingang ihres Hauses zurück, dessen Schwelle er niemals überschritt. Die neue Lebensart schien mächtig auf die junge Frau gewirkt zu haben; bald war sie abgespannt, bald aufgeregt; bald heiter, bald traurig; aber dieser Zustand glich in nichts ihren Launen von ehemals. Cäcilie war oft nachdenkend; aber ihr heller Blick verrieth keine schmerzliche Empfindung. Das Leben dieser beiden Frauen schwand schön, voll Zauber und Freude dahin; sie liebten zum ersten Male. Dieses einzige Geheimniß ihrer Herzen blieb tief verborgen darin, sie erriethen sich gegenseitig nicht und überließen sich ohne Voraussicht und Gewissensbisse ihrem inneren Glück.

Frau v. La Rebeliere begriff endlich, was ihrem Leben gemangelt hatte, und früher als Cäcilie erkannte sie, daß das, was sie empfand, Liebe, eine mächtige, unwiderstehliche Liebe sey; aber ein Gefühl unbesiegbaren Stolzes hielt alle Beweise dieser Leidenschaft zurück. Das junge Weib liebte um des Glückes willen, zu lieben; sie überredete sich, daß das, was während ganzer Tage, ganzer Nächte, wo sie seufzte und weinte, indem sie ganz leise Donatian nannte, zwischen ihr und einem abwesenden Bilde vorging, kein Fehler sey.

Cäcilie, weniger aufgeklärt, überließ sich in der Unschuld ihres Herzens dem süßesten Gefühle, welches sie jemals empfunden hatte; es war zugleich Zärtlichkeit, Bewunderung und glühendes Mitleid, denn besser als Frau v. La Rebeliere hatte sie begriffen, daß Donatian nicht glücklich sey. Zudem war dieses junge, in Frankreich erzogene Mädchen durch die Kastenvorurtheile nicht gestört, welche in der Seele der stolzen Creolin zuweilen eine geheime Scham, eine Art Entsetzen erregten. Cäcilie begriff diese spitzfindigen Unterscheidungen nicht, welche einen fast weißen Menschen zu einem Neger machen; sie sah mit ihren Augen nur die schneidenden Farben, und die Abstufungen fielen ihr nicht auf.

Unter diesen drei Personen herrschte gleichsam eine schweigende Uebereinkunft, sich jeden Tag zu treffen. Wie viele süße, schnell verrauschte Stunden wurden in dieser wilden Gegend verlebt, wo jeder Schritt zu einer Entdeckung führte; bald war es eine prachtvolle Liliacea, welche an dem Rand eines Stromes erblüht war, bald ein Nest seltener Vögel oder eine unbekannte Frucht. Oft blieben sie unter blühenden Citronenbäumen stehen, um deren Gipfel funkelnde Colibri's flatterten, und Donatian erzählte eine Geschichte, welche er aus seinen Büchern gelernt, oder auf seinen Reisen jenseits des Meeres gehört hatte. Er war glücklich alsdann; sein Blick ruhte sanft auf den Gesichtern dieser beiden Frauen,

welche ihm freudig zuhörten. Aber wenn sein Herz schon für eine derselben schlug, wenn er den unwiderstehlichen Einfluß dieser liebegetränkten Atmosphäre spürte, so wußte er auch seine lebhafte Empfindung zu verbergen, seine Anflüge eines bittern, glühenden Glückes, welches zugleich beneidens- und mitleidswerth war. Dennoch in diesen langen Gesprächen, worin er willig seine erste Jugend, seine langen Reisen, seinen Aufenthalt in Frankreich erzählte, sprach er niemals weder von seiner Herkunft, noch von seiner Kindheit; er hatte nur gesagt, daß er auf Martinique geboren sey.

Nach Verlauf eines Monats sprach Frau v. La Rebeliere noch immer nicht von der Heimkehr, und es schien, als ob ihr Mann willig ihren Aufenthalt in dieser Einöde begünstige. Erst hatte er ihr aus Fort-Royal geschrieben, um ihr anzuzeigen, daß er drei Wochen bei seinem Vetter, dem Gouverneur, zubringen würde; dann kam ein Brief, von La Rebeliere datirt, worin er ihr schrieb, daß einige Marineoffiziere seine Gäste seyen, daß sie es aber unterlassen solle, ihnen die Ehren der Hausfrau zu erzeigen. Bei jeder andern Gelegenheit würde Eleonore nicht so schnell gehorcht haben; dieses Mal antwortete sie unterwürfig, daß sie sich wohl an den heißen Quellen befände, und daß sie es nicht besser verlange, als da zu bleiben, so lange Fremde in ihrem Hause seyen. Von nun an schien es, als wenn

sie nie mehr abreisen sollte; sie traf Anordnungen und entwarf Pläne wie für das ganze Leben, und weder Cäcilie noch Donatian schienen zu bemerken, daß das Alles vielleicht bald ein Ende nehmen sollte.

Eines Abends kam jedoch La Rebeliere an; seine Frau und Cäcilie waren eben nach Hause gekommen und erblaßten beide bei seinem Anblick. Er fand sie bei rosiger und gefälliger Laune, während er auf große Klagen gefaßt war.

„Liebes Kind," sagte er, „wie sehr weiß ich es Dir Dank, daß Du Dich hier eingeschlossen hieltest, während ich jene jungen Tollköpfe zu La Rebeliere bewirthete; das sind dumme Bekanntschaften für eine Frau in Deinem Alter, und ich bin erfreut, daß Du das begriffen hast. Es hat eines so ernsten Beweggrundes bedurft, liebe Eleonore, um mir Deine Nähe so lange zu versagen; aber endlich bin ich da. Wie hast Du Deine Zeit in dieser Wüstenei zugebracht?"

„Mit vieler Ruhe und Zufriedenheit," antwortete Frau v. La Rebeliere mit schwacher Stimme und den Tod im Herzen.

„Wir können über's Jahr wieder hieher kommen, wenn es Dir gefällt; wer weiß, ob Dich alsdann meine schöne Mündel begleiten wird. Der Zeitpunkt ihrer Mündigkeit naht heran, und ich werde meine Rechte als Vormund verlieren. Verzeihung, liebe

Cäcilie, daß ich Sie noch nicht fragte, wie Sie sich befinden; aber ich war so in die Freude versunken, meine Frau so schön, so gut und so folgsam wieder zu finden. Wissen Sie, daß ich auf einen andern Empfang gefaßt war?"

„Du siehst wohl, daß Du Dich zuweilen irrst," sagte Eleonore mit einem erzwungenen Lächeln.

„Aber ich werde so viel Willfährigkeit nicht mißbrauchen. Ihr sollt nicht länger hier eingeschlossen bleiben; übermorgen reisen wir ab."

„Du erwartest also keinen Besuch mehr zu La Rebeliere?"

„Nein, dem Himmel sey Dank!"

„Desto schlimmer. Ich hätte es nicht besser verlangt, als noch einige Zeit hier zu bleiben. Die frische Bergluft hat mir sehr wohl gethan, und ich liebe diese Einsamkeit."

„Wenn Du darauf bestehst, so bin ich im Stande, mich mit Dir einige Wochen hier zu begraben. Die Gegend ist sehr schön, wir werden weite Spaziergänge machen."

„Nein, nein, wir müssen fort!" sagte Frau v. La Rebeliere, welche jedes Wort ihres Mannes gleich einem Dolchstoß in das Herz traf.

Cäcilie war unbeweglich, und die Thränen, welche sie mühsam zurückhielt, perlten unter ihren gesenkten Augenliedern; aber Niemand bemerkte ih=

ren Kummer. Dieser entsetzliche Zwang dauerte während der ganzen Zeit des Abendessens, nach welchem La Rebeliere einen Augenblick hinausging.

„Gute Cäcilie,“ sagte die junge Frau rasch, „es ist unnöthig, meinem Mann zu sagen, daß wir eine Nacht in Donatians Pflanzung zugebracht, und daß wir ihn seitdem oft wieder gesehen haben. Mein Mann könnte es tadeln und ihn beschimpfen. Wenn Sie wüßten, wie groß die Kastenvorurtheile sind!“

„Wenn es aber einer von den Sklaven sagt, welche uns hergebracht haben?“

„Ich werde ihnen befehlen, zu schweigen, und sie werden gehorchen. Ach, liebe Cäcilie, jetzt ist es um das Glück geschehen, welches ich hier gefunden hatte; ich muß wieder in das Joch. Wenn Sie wüßten, welch eine Marter es ist, mit La Rebeliere zu leben!“

Bei diesen Worten fing sie an bitterlich zu weinen, und Cäcilie, auch von Thränen übermannt, umschlang schluchzend ihren Hals. Beide hatten so einen Vorwand für diesen Ausbruch ihres Schmerzes, und indem sie aufhörten, sich Zwang anzuthun, betrog eine die Andere. Zudem fand ein zu großer Unterschied zwischen ihrer Art zu lieben statt, als daß sie sich so leicht errathen hätten.

Als La Rebeliere wieder herein kam, sah er augenblicklich, daß seine Frau geweint hatte; er hü-

tete sich, eine Frage an sie zu richten, aber tausend unangenehme Vermuthungen gingen ihm durch den Kopf. Mitten in dem gehaltlosen, unzusammenhängenden Gespräche, welches alle drei zu führen bemüht waren, sagte er plötzlich, indem er Cäcilie scharf dabei ansah: „Hat Euch denn während dieser sechs Wochen gar Niemand hier besucht?"

„Kein Mensch," erwiederte sie mit etwas jesuitischer Aufrichtigkeit; zum Glücke war die Frage so gestellt, daß die Antwort buchstäblich wahr dadurch wurde.

Am folgenden Morgen gesellte sich La Rebeliere zu seiner Frau, welche auf der Vergebene spazieren ging. Sie wandelten lange neben einander her, ohne zu sprechen. Der Anblick jenes rothen Daches, welches auf der Felsenspitze erschien, hatte in La Rebeliere's Seele ein Chaos von Befürchtungen und Vermuthungen entstehen lassen; jetzt glaubte er den Grund der unerhörten Veränderung gefunden zu haben, welche in der Lebensweise seiner Frau statt gefunden hatte. Seine Einbildungskraft erschuf sich Zweifel, ja Gewißheit; erzürnt und wüthend im Grund der Seele, aber stets Herr seiner selbst, gab er so dem Verdachte länger als eine Stunde Raum. Zuletzt plötzlich vor der jungen Frau stehen bleibend, sagte er ihr anscheinend ruhig, aber mit Wuth im Herzen: „Was ist denn das für ein neues Haus dort oben auf dem Berge? Du hattest mir nicht gesagt,

daß wir einen Nachbar hätten, liebe Eleonore. Wie heißt er?"

„Es ist ein Mulatte, Namens Donatian," erwiederte sie kalt.

Bei diesen Worten schwand der Verdacht plötzlich, welcher La Rebeliere quälte; es kam ihm nicht in den Sinn, daß seine Frau auch nur einen Blick auf einen Menschen dieser Art geworfen haben könnte. „Ein Mulatte!" wiederholte er mit einem tiefen Seufzer, wie ein Mensch, der plötzlich von einer schweren Last erleichtert wird, „ein Mulatte! Ehemals sah man nur schwarze oder weiße Menschen, aber heut zu Tage ist diese gemischte Race überall."

An diesem Tage ging Cäcilie um die gewohnte Stunde aus; ihre Negerinnen hatten die Gewohnheit verloren, ihr zu folgen, seitdem sie jeden Abend mit Frau v. La Rebeliere spazieren ging. Niemand bemerkte, daß sie allein in das Thal hinabstieg. In einer ruhigeren Geistesstimmung würde sie eine gewisse Furcht empfunden haben; tiefe Stille herrschte rings umher, die Vögel schwiegen unter den unbeweglichen Blättern, sie hörte nicht einmal ihre eigenen Schritte auf dem beweglichen Sande des Hohlwegs. Es war noch frühe, und sie ging lange, ohne Donatian zu begegnen. Da schien es ihr, als habe sie sich verirrt, obschon sie hinter sich noch immer den Fontenayhügel und weiter gegen Norden den

Carbetberg sah; aber rings um sie war sich die Gegend gleich, überall Wälle von Laubwerk und schmale Hohlwege. Sie ging weiter, und erkannte den Weg nicht mehr, wo sie früher geglaubt hatte, ihn schon öfters zurückgelegt zu haben. Endlich setzte sie sich unruhig und ermüdet auf einen freien Platz, worauf sie von weitem Donatians Besitzung erblicken konnte. Sie band ihren großen Strohhut los und sah sich um, die Hand auf dem Herzen, welches anfing, vor Entsetzen zu schlagen. Der lachende, friedliche Anblick der Umgegend beruhigte sie wieder. Ein kleiner Bach rieselte in der Nähe und eine frischere Vegetation bezeichnete seinen Lauf; das Gras wuchs üppiger an seinem Rande und einige große Bäume erhoben sich auf dieser grünen Furche, welche sich zwischen rauhen, verkalkten Felsen hinzog.

Das Mädchen hatte sich in der Nähe eines schönen Baumes niedergesetzt, dessen biegsame Zweige sich in das Wasser neigten; sein dunkles Laub war mit kleinen Aepfelchen von glänzend rother Farbe durchwirkt; er schien der König dieser Gegend zu seyn, wo er, der einzige in seiner Art, unter einer Menge demüthiger Büsche emporragte, welche in seinem dunkeln Schatten lebten. Kräftige Schößlinge umgaben seinen knorrigen Stamm, und ihre breiten Blätter bebten in dem Abendwinde.

Cäcilie stand auf, um einen jener schönen Aepfel zu brechen, dann setzte sie sich traurig wieder

nieder und schaute in die Weite. So harrte sie noch lange. Die Sonne war am Untergehen, als Donatian ganz außer Athem erschien. Er stieß einen Schrei aus, als er sich dem jungen Mädchen näherte, riß ihr die Frucht aus der Hand und sagte voll Entsetzen: „Haben Sie davon gegessen?“

„Nein,“ erwiederte sie, erschreckt durch seine Geberden und seinen Blick voll Angst.

„Ach,“ sagte er, indem er erschöpft neben sie hinsank, „ich habe Sie von weitem gesehen, und zitterte ob Ihrer Gefahr... Wie kamen Sie allein hierher, um diese entsetzliche Frucht zu pflücken? Es ist ein Gift, gegen welches es kein Rettungsmittel giebt! Haben Sie niemals von dem Manzanillobaum reden hören? O Himmel, mein Fräulein, Sie waren hier in der Nähe dieses Baumes, dessen Schatten selbst tödtlich ist. Sie konnten von diesen verfluchten Früchten kosten, ich sah Sie dieser entsetzlichen Gefahr ruhig gegenüber, und ich bedurfte einer Viertelstunde, eines ganzen Jahrhunderts von Angst, bevor ich zu Ihnen gelangen konnte... O kommen Sie, lassen Sie uns von hier weggehen.“

Sie drückte konvulsivisch den Arm, welchen er ihr bot, um sie zu unterstützen, und weinte verwirrt, nicht aus Furcht, sondern aus unsäglicher Bewegung.

„Ach, mein Herr,“ sagte sie endlich, „ich sage Ihnen heute Lebewohl für mich und für Eleonore; morgen kehren wir nach La Rebeliere zurück.“

*

„Morgen,“ wiederholte er, und senkte den Kopf in furchtbarer Bestürzung, „morgen! Und ich werde Sie nicht mehr sehen?“ Sie blieben schweigend stehen.

Cäcilie sah hell in ihrem und in Donatians Herzen, und augenblicklich war ihr Entschluß gefaßt. Sie hatte eine jener starken geduldigen Seelen, welche kein Hinderniß entmuthigt, und welche zwar ohne Gewaltthätigkeit, aber mit unerschütterlicher Festigkeit zur Erfüllung ihres Willens schreiten. „Sie können nicht lange in dieser Einsamkeit, von jedem menschlichen Verkehr getrennt, leben,“ sagte sie sanft, „Sie müssen diesen Ort verlassen.“

„Ach, mein Fräulein,“ erwiederte er mit Bitterkeit, „Sie wissen nicht, welche Vorurtheile mich auf immer von der Klasse trennen, welcher ich durch meine Gefühle und meine Erziehung angehöre.“

„Ja, hier wohl; aber in Frankreich? Sie müssen nach Frankreich gehen.“

Er schüttelte den Kopf und antwortete: „Ich hatte keine andere Hoffnung, keinen andern Wunsch; aber ich fühle, daß ich auch dort nicht glücklich seyn würde.“

„Mein Gott! warum so an der Zukunft und an allen Glückszufällen im Leben verzweifeln? Sehen Sie, ich habe mehr Muth und Willensstärke als Sie. Aus Vermögensrücksichten bin ich hierher gekommen; mein Vormund, Herr v. La Rebeliere, hat mich

hieher berufen, und ich mußte gehorchen; aber ich werde nächstens mündig, ich bin entschlossen, wieder fort zu gehen, und ich werde gehen. Wissen Sie, daß wir uns in Frankreich gerne an unsere Bekanntschaft in diesem wilden Lande erinnern werden? Nicht wahr, Sie werden mich in Paris besuchen? Geben Sie mir das feierliche Versprechen in dem Augenblicke unserer Trennung."

Dieses wurde mit dem Ausdrucke einer so einfachen, ernstlichen Freundschaft gesagt, daß Donatian, ohne irgend eine andere Hoffnung hindurchschimmern zu sehen, die Hand ergriff, welche ihm das junge Mädchen hinhielt, und ausrief: „Ja, vielleicht in einem Jahre zu Paris! Das wird die Hoffnung seyn, von der ich leben werde."

Einige Augenblicke später trennten sie sich; er traurig und doch getröstet; sie muthig und das Herz voll Hoffnung.

La Rebeliere hatte den ganzen Tag bei seiner Frau zugebracht. Gegen Abend begleitete er sie auf einem Spaziergange nach der Seite zu, wo Donatians Pflanzung lag; unterwegs blieb er bei einem alten Neger stehen, welcher Holz auf der Gränze beider Besitzungen fällte, und fragte ihn lange aus.

Abends bei dem Essen sagte La Rebeliere unter andern sehr unbedeutenden Redensarten und ohne Gewicht darauf zu legen: „Ich weiß, was es ist mit dieser Pflanzung von Enambuc, sie war sonst in gu-

tem Zustande; aber jetzt würde es ein Hundert Neger bedürfen, wenn sie etwas ertragen sollte. Sie ist in die Hände dieses Mulatten gefallen, welcher gewiß keine gesetzliche Besitzurkunde hat. Ich weiß, wer er ist. Die Regierung überwacht diese Leute nicht genug."

„Mein Gott," erwiederte Cäcilie, „wenn sie doch Niemanden etwas zu Leide thun, so kann man sie wohl ruhig leben lassen."

Eleonore sagte nichts; die Gegenwart des Mannes, welcher sie so wenig als ihr Schatten verließ, brachte sie zur Verzweiflung; aber sie fürchtete ihn und wußte sich zu verstellen.

Cäcilie war nachdenkend, aber ruhig. „Wann reisen wir ab?" fragte sie ihren Vormund.

„Morgen gegen Abend; es ist Mondschein, und wir gehen die Nacht durch."

Der Abend verging traurig und man trennte sich frühzeitig.

Als Eleonore in ihrem Schlafzimmer mit ihrem Manne allein war, sagte sie: „Ich habe keine Lust zu schlafen, ich will ein wenig lesen."

Er ging mit ihr in ein kleines angränzendes Gemach, welches keinen andern Ausgang hatte.

„Es taugt nichts, so auf zu bleiben," sagte er, „Du wirst Dich krank machen, Liebe; Du siehst ohnehin heute Abend angegriffen aus. Trage doch mehr Sorge für Deine Gesundheit." Er küßte ihr

die Hand und sie wünschte ihm mit einem Kopfnikken gute Nacht. Eine Viertelstunde später schlief er.

Als die junge Frau allein war, athmete sie auf und weinte. Welches Schluchzen, welche Verwünschungen, welche Worte der Liebe gingen da aus ihrem Munde! Sie tränkte sich mit ihren Thränen, tausendmal rief sie Donatian, und erschöpfte ihren Schmerz durch die Heftigkeit ihrer Gefühle. Nachher versuchte sie zu schreiben, nur um ihr Herz zu erleichtern; aber die Schwierigkeit, auf diese Art ihre Gedanken auszudrücken, hielt sie bei dem ersten Worte zurück. Unwissend, wie eine Creolin, verstand sie kaum die Feder zu halten.

Kurz vor Tagesanbruch erwachte La Rebeliere und bemerkte, daß seine Frau noch nicht zu Bette war. Da erhob er sich langsam, um zu sehen, was sie mache. Den Kopf auf den Tisch gestützt, war sie eingeschlafen. Ihre Hand, welche noch die Feder hielt, ruhte auf einem Bogen Papier, der ganz mit verschlungenen Namenszügen, brennenden Herzen und dem Namen Donatian bedeckt war. La Rebeliere sah das Alles über die Schulter seiner Frau, bei dem Scheine einer erlöschenden Lampe.

Bleich, mit starren Augen und zusammengeknirschten Zähnen, suchte er instinktartig das Jagdmesser an seiner Seite, welches er beim Auskleiden abgelegt hatte; dann überkam ihn plötzlich eine andere Rache.

„O," murmelte er, indem er sein Lager wieder gewann, „dieser Mensch ist ein Epave. Ich kann ihn kaufen und ihn vor ihren Augen unter der Peitsche eines Sklavenaufsehers sterben lassen."

IV.

La Rebeliere verließ am folgenden Tage mit seiner Frau und seiner Mündel die heißen Quellen. Sobald sie zu Hause angekommen waren, reiste er unter einem unbedeutenden Vorwande nach Fort-Royal ab, nachdem er angekündigt hatte, daß seine Abwesenheit höchstens zwei bis drei Tage dauern würde. Seine Frau dachte, daß es sich um irgend eine Verwaltungsangelegenheit handle, und erstaunte nicht über diese plötzliche Abreise. Der General-Gouverneur der Antillen, Herr v. Feuquires, hatte sich mit einer nahen Verwandten La Rebeliere's verheirathet; ihr Verhältniß war ein vertrautes, denn eine gewisse Gleichheit der Charaktere und gemeinschaftliche Interessen verbanden sie auf das engste. Alles beugte sich vor diesen beiden Männern, welche die unumschränkteste Gewalt handhabten. Aber diese so hohe, so beneidete Stellung bot keine Sicherheit; auch hatten sie sich verbunden, um sich darin zu erhalten, und bebten vor keiner Unredlichkeit zurück, wenn es darauf ankam, ihre Privilegien zu vertheidigen oder einen Feind zu treffen. La Rebeliere besaß ein ungeheures Vermögen, und obgleich seine

sehr gemeine Herkunft Jedermann bekannt war, hatte er sich durch seine Heirath mit den ersten Familien auf Martinique verschwägert. Er war Commandant des Kirchspiels des Carbets, wozu seine Pflanzung gehörte. Dieses Amt gab eine unmittelbare und absolute Gewalt, deren ungeheure Mißbräuche stets ungestraft blieben; denn man konnte nur an das hohe Obergericht eines Colonialrathes appelliren, welcher dem Gouverneur ganz ergeben war.

La Rebeliere's Abwesenheit war für seine Frau eine Gnadenfrist, sie hatte wenigstens die Freiheit, zu weinen; Niemand verlangte Rechenschaft über ihre Trauer, ihre schlaflosen Nächte und das sonderbare Leben, das sie führte. Nichts vermochte sie aus der Vernichtung zu ziehen, in welche sie versunken war. Sie lag den ganzen Tag in ihrer Hängematte ausgestreckt, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen, unbeweglich und stumm, wie eine Bildsäule; wenn dann die Nacht kam und der frische Seewind in den Orangenbäumen spielte, dann schleifte sie sich auf die Terrasse und brachte oft die ganze Nacht dort zu. Die Freiheit, welche ihr Mann ihr ließ, ging nicht über das Privilegium, sich ihren kindischen Launen zu überlassen; sie durfte die Gränzen ihrer Besitzung nicht überschreiten, und diesmal wagte sie es nicht, zu den heißen Quellen zurückzukehren.

Cäcilie theilte bis zu einem gewissen Punkte dieses Leben voll Sehnsucht, Müssiggang und Lange-

weile, aber wenigstens hatte sie die Zukunft vor sich, die freie, große Zukunft voll Hoffnungen und Pläne; sie träumte davon, während das junge Weib sich in finsterer, stummer Niedergeschlagenheit verzehrte. Beide mit einer tiefen Empfindung beschäftigt, beobachteten sich nicht gegenseitig, und keine unvorsichtige Offenbarung verrieth ihr Geheimniß. Die Eine, feuriger und hingerissener in ihren Leidenschaften, hatte unter den mißtrauischen Blicken ihres Gatten sich verstellen gelernt; die Andere, züchtig und stolz, schwieg, weil man sie nicht um ihr Vertrauen bat.

Eines Tages jedoch, als sie allein in dem Gemache des Erdgeschosses beisammen waren, näherte sich Cäcilie leise der Frau v. La Rebeliere, welche bleich, die Stirne in die Hand gestützt, gleich einer Bildsäule auf einem Grabmale da saß. „Liebe Eleonore,“ sagte sie, „da sitzen Sie seit heute Morgen gleich einem Wesen, welches dieser Welt nicht mehr angehört. Mein Gott, was ist Ihnen denn?“

Bei dieser Frage zerfloß Frau v. La Rebeliere in Thränen; es war aus mit Zwang und Verstellung, sie verbarg ihr Gesicht an Cäciliens Schulter und rief unter Schluchzen: „Wenn Sie wüßten, was ich leide!... Mein Gott, welch Leben! welch ein entsetzliches Leben!“

„Sprechen Sie doch nicht so,“ sagte das junge Mädchen, indem es diesen schönen Kopf an seine

Brust drückte: „Sie übertreiben Ihr Unglück, arme Freundin. Ich gestehe, daß Herr v. La Rebeliere eine sonderbare Art hat, Sie zu lieben, daß er seine Gewalt ein wenig mißbraucht; aber ich bin überzeugt, daß Sie ihn nach und nach durch Sanftmuth und Geduld ganz und gar bekehren werden. Er wird endlich begreifen, daß Sie ein braves Weib sind, welches unfähig ist, seine Pflicht zu verletzen, und daß Sie der Ueberwachung seiner lästigen Eifersucht nicht bedürfen; er wird Sie dann leben lassen wie Jedermann. Fassen Sie also Muth und hoffen Sie auf die Zukunft!"

Diese einfachen, vernünftigen Worte hielten das Geständniß zurück, welches im Begriffe war Frau v. La Rebeliere zu entschlüpfen; sie ließ sich auf ihre Damastkissen zurückfallen und erwiederte kaltblütiger: „Liebe Cäcilie, ich bin sehr leidend, ich bin krank, darum weine ich. Ich habe traurige Vorgefühle, es ist mir, als wenn ich bald sterben müßte; das ist das Geheimniß der Traurigkeit, in welche Sie mich versunken sehen."

„Da habe ich bessere Hoffnung für Sie, liebe Eleonore; Sie sind nur aus Langeweile krank. Aber um Sie zu beruhigen, muß Herr v. La Rebeliere einen Arzt mitbringen. Wollen Sie den des Gouverneurs? Ich will auf der Stelle schreiben."

„Nein, nein, er kann mir doch nicht helfen; nur die Zeit allein kann mich heilen."

„Wenn nur wenigstens Ihr Mann wiederkäme! Wenn er Sie so traurig und leidend findet, so wird er einwilligen, Sie nach Saint-Pierre zurückzubringen, wäre es auch nur, um Ihnen ein wenig Bewegung und Zerstreuung zu verschaffen."

Frau v. La Rebeliere schüttelte den Kopf. „Es ist doch sonderbar!" sagte sie nach einigem Nachdenken: „Ich begreife nicht, was meinen Mann so lange in dem Fort-Royal zurück hält. Wichtige Geschäfte erfordern seine Gegenwart hier; übermorgen sind Sie mündig, liebe Cäcilie, und er muß Ihnen seine Vormundschaftsrechnung ablegen."

„Das eilt gar nicht; ich werde warten, so lange es ihm gefällt."

„Das weiß er wohl, darum eilt er sich auch wahrscheinlich nicht mit seiner Rückkehr. Warum ließ er uns nicht an den heißen Quellen? Ich befand mich dort so wohl, und Sie auch, liebe Cäcilie! Ich finde Sie bleicher, seitdem wir zurück sind."

„Es ist wahr, es war dort angenehmer," erwiederte das Fräulein, dessen Wangen sich plötzlich mit einer Rosenfarbe überzogen, welche ihr jene lebhafte Frische wieder gab, die die Gluth des Clima's bereits zu bleichen angefangen.

Einen Augenblick darauf setzte sie sich wieder an ihren Stickrahmen; die junge Frau war wieder in jene Träumereien verfallen, aus welchen sie einen Augenblick herausgerissen worden war.

Nach acht Tagen jedoch verwunderte sich Frau v. La Rebeliere, daß ihr Mann noch immer kein Lebenszeichen von sich gab; aber es kam ihr nicht in den Sinn, daß er sie errathen habe, so sehr wußte er sich zu verstellen, so sehr hatte er sich ruhig und gut gelaunt gezeigt, als er sie verließ. Uebrigens war sie froh, seiner so lange als möglich überhoben zu seyn, und hütete sich, ihm zu schreiben, aus Furcht, seine Wiederkehr zu beschleunigen.

Endlich nach zehn Tagen kam La Rebeliere an, während man gerade bei dem Abendessen war; er kam geräuschvoll in das Zimmer, warf Hut und Reitpeitsche von sich und umarmte seine Frau mit sehr freundlicher Miene.

„Endlich bist Du da!" sagte sie mit einem Tone der Zufriedenheit, den sie nur mit Mühe erheuchelte. „Mein Gott, was war denn aus Dir geworden? Cäcilie und ich, wir stellten täglich tausend Vermuthungen wegen Deiner langen Abwesenheit auf."

Er setzte sich zwischen Beide und lächelte so sonderbar, daß sie sich erstaunt einander ansahen und keine weitere Frage wagten. Es war eine augenblickliche Stille; dann sagte La Rebeliere langsam: „Ich habe eine Maßregel anbefohlen, deren Resultate, wie ich hoffe, von großem Nutzen für die Colonie seyn werden. Man vernachlässigt unglücklicher Weise das, was in den entfernteren Besitzungen

vorgeht; man läßt Alles gehen, wie es geht, und es geht auf den Ruin unserer Privilegien los."

Bei dieser Vorrede begriffen die beiden Frauen, daß es sich um irgend eine außergewöhnliche Strafe handle, und sie wußten, mit welcher Strenge man jedes Insubordinationsvergehen, ja selbst den einfachen Verdacht eines Aufruhrs bei den Sklaven bestrafte.

„Ich bitte, sprich nicht davon," sagte Frau v. La Rebeliere; „es handelt sich gewiß um irgend eine entsetzliche Marter, und solche Erzählungen thun mir weh. Ich weiß wohl, daß man Verbrecher bestrafen muß, aber ich will die Einzelnheiten nicht wissen, bei welchen sich mir die Haare empor sträuben."

„Dieses Mal ist nichts dabei, was die Empfindsamkeit Deines Herzens verletzen könnte, es handelt sich weder um Galgen, noch um Scheiterhaufen," erwiederte La Rebeliere kalt; „es kam nur darauf an, sich einiger Elenden zu bemeistern, welche herrenlos herumliefen und großen Schaden auf den benachbarten Pflanzungen anrichten konnten. Das interessirte mich besonders wegen unserer Besitzung an den heißen Quellen; denn da es Dir dort so gut gefällt, liebe Seele, so liegt es mir am Herzen, daß Du in voller Sicherheit dort seyn kannst. Deßhalb mußte ich Dich von einer gefährlichen Nachbarschaft befreien. Die Pflanzung von Enambuc war die Höhle aller Maronneger und Epaven aus der gan-

zen Umgegend; man mußte ein Ende mit diesen Leuten machen."

Frau v. La Rebeliere wurde fürchterlich blaß; sie stützte sich mit dem Ellenbogen auf den Tisch und legte den Kopf auf ihre Hand.

Cäcilie war bis in die Tiefe ihrer Seele erbebt, aber sie beherrschte sich und sagte ziemlich kaltblütig: „Was hat es denn da unten gegeben? Wirklich, ich glaube, daß Ihre Furcht übertrieben ist. Während der ganzen Zeit, welche wir an den heißen Quellen zubrachten, war nicht der geringste Lärm; Alles war ruhig in der Umgegend, und die Leute in der Pflanzung von Enambuc lebten sehr friedlich."

„Weil ihnen die Gelegenheit nicht günstig schien, um ihren Raub zu begehen. Zum Glücke sind wir allem diesem Unheil zuvorgekommen. Der Gouverneur hat sich mit mir verstanden, um diese Schurken zu bezwingen, und in meiner Eigenschaft als Commandant des Kirchspiels des Carbets habe ich das Unternehmen geleitet. Alles ist ganz gesetzlich zugegangen. Der Letzte der Enambucs war ohne Erben gestorben, daher wurde sein Nachlaß durch Urtheil der Senechaussée als vakant erklärt. Ich habe mich an Ort und Stelle verfügt, von einem Notar begleitet, welcher beauftragt war, die Mobilien und Sklaven zu inventiren. Fünfzig Mann Milizen begleiteten mich, um mir im Nothfalle hülfreiche Hand zu leisten; wir wußten, daß sich ein Dutzend Sklaven

und ein Mulatte auf der Pflanzung befanden, welcher nicht ihr Herr, sondern ihr Anführer zu seyn schien. Du weißt, liebe Eleonore, er heißt Donatian."

Sie antwortete nur durch ein fast verneinendes Zeichen mit dem Kopfe.

„Nun, und nachher?" sagte Cäcilie mit fast unhörbarer Stimme, „was ist denn nachher vorgegangen?"

„O, das ist eine ganze Geschichte. Der Feldzug war nicht lange; aber ich schmeichle mir, daß er heiß geführt wurde. Wir kamen früh am Morgen bei den heißen Quellen an, und ich ließ meine Leute ausruhen und sich erfrischen, während ich selbst die Umgegend recognoscirte. Noch denselben Abend haben wir den Platz angegriffen. Gegen neun Uhr, während einer der schwärzesten Nächte, wurde die Pflanzung eingeschlossen, und von einem Notar und einem Gerichtsboten begleitet, klopfte ich an die Thüre und gebot im Namen des Königs und des Gesetzes, zu öffnen. Sogleich erschien der Mulatte selbst, von seinen Negern gefolgt, und ich ließ ihm mit lauter Stimme den Befehl des Gouverneurs und das Urtheil der Senechaussée vorlesen; nachher befahl ich meinen Leuten, alle gegenwärtigen Individuen gefänglich einzuziehen. Sie versuchten Widerstand; da begann der Kampf, und wir haben manchen Flintenschuß abgebrannt. Die Neger haben sich ergeben,

aber der Mulatte wehrte sich mit verzweifelter Wuth; ich fürchtete, wir würden ihn nicht lebendig bekommen. Endlich hat man ihn ergriffen und geknebelt..."

„Aber dieser Mensch gehört ja Niemand an," unterbrach ihn Cäcilie, indem sie kaum Athem hatte; „welch ein Recht haben Sie auf ihn?"

„Welch ein Recht? Das Recht, ihn zu fragen, wer er ist, und seinen Freibrief zu sehen, und da er keinen hat, ihn als herrenlos zu erklären und ihn verkaufen zu lassen. Also ist das Gesetz; der Codex der Schwarzen ist sehr bestimmt. Begreifen Sie jetzt?"

Cäcilie senkte den Kopf als Zeichen des Zugeständnisses, und suchte ihren Unwillen und ihre Verzweiflung zu verbergen.

La Rebeliere hob wieder an: „Nächsten Sonntag nach der Messe wird dieser Mensch vor der Sankt Peterskirche ausgeboten und dem Meistbietenden zugeschlagen werden."

„Und was machen Sie indessen mit ihm? wo ist er?" fragte Cäcilie.

„Er ist hier im Thurme. Er ist ein kühner Mensch, der zu Allem fähig ist. Ich würde mich nicht auf die Leute des Gefängnißhauses verlassen, um ihn zu bewachen."

„Da er zu verkaufen ist, so habe ich Lust, ihn zu erstehen," sagte Cäcilie nach einem Augenblick des Nachdenkens, und als wenn sie keine große Wichtig=

keit auf dieses Vorhaben lege; „Sie könnten daher die Kosten der Versteigerung sparen. Es ist beschlossen, dieser Epave soll mir gehören."

„Meine schöne Mündel," erwiederte La Rebeliere hastig, „das kann nicht geschehen, ich widersetze mich dem."

„O," sagte Cäcilie, indem sie zu lachen versuchte, „wenn ich nur ernstlich wollte! Ich bin jetzt mündig, und Sie haben nicht mehr das Recht, mir zu sagen: Ich widersetze mich. Sie scherzen auch immer."

„Nein, ich schwöre Ihnen, daß ich nicht scherze. Ernstlich, liebe Cäcilie, Sie müssen nicht daran denken, diesen Mulatten haben zu wollen. Was wollen Sie auch mit ihm thun? Er ist ein bösartiger Schurke, und Sie sind viel zu gut, um ihn bezwingen zu können. Er hat mich beschimpft, bedroht; ich will ihn strafen, und werde ihn daher kaufen."

Herr v. La Rebeliere wandte sich an seine Frau und fügte, sie ansehend, hinzu: „Ich habe geschworen, daß er unter der Peitsche eines Sklavenmeisters sterben soll."

Sie schauderte, ihre Stirne bedeckte sich mit kaltem Schweiß und sie war nahe daran, ohnmächtig zu werden; in diesem Augenblick begriff sie, daß La Rebeliere sie errathen habe.

Er hob ruhig wieder an: „Während des Weges daher habe ich geglaubt, daß der Elende seinem Le-

ben ein Ende machen würde; er versuchte, sich von dem Pferde herabzuwerfen, auf welches man ihn festgebunden hatte; er hat schreckliche Wunden. Diese Leute haben weder Furcht vor Gott, noch vor dem andern Leben, und sind zu Allem fähig, sogar zu dem Selbstmorde."

„Aber wenn Sie selber Furcht vor Gott hätten, so würden Sie menschlicher gegen diese Unglücklichen seyn, welche nach seinem Ebenbilde erschaffen sind," sagte Cäcilie.

„Da haben wir Ihre überseeischen Vorurtheile! Die werden Sie schon ablegen, wenn Sie erst einige Jahre in diesem Lande gelebt haben, liebe Mündel, und unsere Ueberlegenheit über die Negerrace begreifen werden; das ist rohes Vieh. Eleonore hat richtigere Ansichten über diesen Gegenstand, als Sie. Ich bin überzeugt, daß sie das Alles gut heißt; nicht wahr, liebes Kind?"

„Verzeihung," sagte sie, sich rasch umdrehend, „ich gab nicht Acht auf das Gespräch, denn ich habe entsetzliches Kopfweh." Sie ließ den Kopf wieder in die gefalteten Hände sinken.

La Rebeliere stand auf. „Du bist angegriffen, mein Herz," sagte er, indem er seine Hand auf die Schulter seiner Frau legte, „laß uns zu Bette gehen."

Sie gehorchte, sich nur mühsam fortschleifend. Bevor sie hinausging, wandte sie sich noch einmal

gegen Cäcilie, welche bleich und bestürzt vor dem Tische sitzen geblieben war; sie tauschten einen Blick voll Entsetzen und Mitleid aus.

La Rebeliere unterstützte seine Frau und sagte im Fortführen zu ihr: „Stütze Dich auf mich, liebe Eleonore, Du bist ganz blaß; wenn ich Dich so sehe, so habe ich keine Freude an irgend etwas.“

Eleonore lächelte bitter, und mit schlaff herabhängenden Armen und gesenkter Stirne, wie ein Opfer, welches seinem Schicksale nicht entgehen kann, verließ sie das Zimmer. Sie begriff, daß irgend eine Angeberei, irgend ein unseliger Zufall ihren Mann von ihren Beziehungen zu dem Mulatten unterrichtet, und daß er die Leidenschaft errathen habe, welche sie so tief in ihrem Herzen verborgen trug; aber sie wußte auch, daß er Donatian unter ihren Augen tödten würde, ohne ihr jemals den Grund dieser abscheulichen Rache vorzuwerfen. Sie verhehlte auch; sie verhehlte ihren Haß, wie sie ihre Liebe verhehlt hatte, und verschloß ihre Thränen, ihre Verwünschungen und Befürchtungen in die geheimsten Falten ihres Herzens.

Cäcilie eilte auf die Terrasse, sie war dem Ersticken nahe und bedurfte der frischen Luft. Sie gab ihr Gesicht dem kühlen Nachtwinde preis, sie athmete leichter und vermochte endlich zu weinen. Nach und nach legte sich ihre Aufregung, und sie begann zu überlegen, was in diesem äußersten Falle zu thun

sey. Es war nahe an Mitternacht, der Mond, dessen letzter Widerschein den Horizont noch mit einer matten Helle erleuchtete, verschwand hinter den Gebirgen; große, vom Winde zerrissene Wolken jagten nach Osten hin und schienen sich auf dem Gipfel des Carbets zu sammeln, von wo von Zeit zu Zeit Blitze leuchteten. Alles schlief in dem Hause, in den Negerhütten und auf den schweigenden Feldern. Die Nacht wurde von Minute zu Minute dunkler; dennoch unterschied man noch in dem dichten Schatten einer Tamarindenallee ein kleines viereckiges Gebäude, dessen starke Mauern sich auf die Zuckermühle stützten.

„Dort ist er!" murmelte Cäcilie, „dort ist er, allein und in Verzweiflung!... Mein Gott, was ist zu thun? wie ihm helfen? wie ihn retten? Er stirbt an dieser Schmach!"

Sie weinte lange, auf das Geländer gestützt und ohne die Augen von dem abscheulichen Gefängnisse abzuwenden, in welches, wie sie wußte, La Rebeliere die Sklaven stecken ließ, deren Energie und Verzweiflung er fürchtete.

„Gebieterin," sagte die alte Femi, indem sie ihr einen Mantel über die Schultern warf, „es ist hier angenehm, aber diese Kühle taugt nichts nach einem so heißen Tage, daß selbst die Hunde nicht im Freien bleiben wollten. Es wäre vielleicht klug, hinein zu gehen."

„Weißt Du, was vorgegangen ist?“ fiel ihr das junge Mädchen ein: „Herr v. La Rebeliere hat einige Epaven eingefangen; man will sie verkaufen, und unter ihnen ist auch der Pflanzer, welcher uns aufgenommen hat, als wir nach den heißen Quellen gingen; wir sind ihm doch so große Verbindlichkeiten schuldig. Wenn er uns sein Haus nicht geöffnet hätte, so hätten wir die Nacht an dem Waldbach zubringen müssen, der Gefahr ausgesetzt, von dem Wasser fortgetrieben oder von Schlangen und wilden Thieren überfallen zu werden. O, ich wäre vor Angst gestorben!... Aber ich vergesse niemals einen mir erzeigten Dienst. Femi, ich will diesen armen Menschen retten.“

„Gott gebe, daß es noch Zeit dazu ist!“ rief die Negerin.

„Wie!“ unterbrach sie Cäcilie bebend: „So hat mich La Rebeliere denn betrogen! Diesen Abend sagte er mir, daß Donatian künftigen Sonntag verkauft werden würde.“

„Ja, wenn er noch lebt; aber wer weiß!... Ich habe ihn kommen sehen. Man hat ihn von dem Pferde gehoben so regungslos wie eine Leiche. Unterwegs hat er gesagt, er würde sich eher ermorden, als verkaufen lassen.“

„Höre, Femi,“ fiel Cäcilie rasch entschlossen ein, „ich muß Donatian diese Nacht noch sprechen.“

„Herr Jesus! Und wie willst Du das anfangen, meine gute Herrin?“

„Ich will ihn in seinem Gefängnisse aufsuchen.“

„Aber die Schlüssel? Sie sind in dem Zimmer des Herrn.“

„Ich werde sie holen.“

„Er wird sie Dir nicht geben.“

„So werde ich sie nehmen.“

„O Herrgott!“ rief die entsetzte Negerin: „Die Schlüssel liegen auf dem Nachttische, und Herr v. La Rebeliere schläft mit offenen Augen.“

„Erwarte mich hier,“ sagte Cäcilie entschlossen, „ich eile hin.“

Die Negerin hob die Hände zum Himmel auf und begann Alles herzusagen, was sie von Gebeten wußte. Nach fünf Minuten kam Cäcilie zurück.

„Komm,“ sagte sie leise, „komm, Femi!“ Sie athmete kaum, ihre kalten, zitternden Hände hielten zwei an einem Kettchen befestigte Schlüssel; die Kräfte verließen sie, aber nicht der Muth. Sie stützte sich auf den Arm der Negerin, und laut athmend vor Bewegung und Furcht, schritt sie rasch durch den Garten und über den freien Platz, an dessen Ende die Zuckermühle lag. Ein Sklavenaufseher und einige Sklaven bewachten diesen Theil der Pflanzung; sie machten eine Runde um Mitternacht und schliefen dann bis zu Tagesanbruch; aber bei dem geringsten Lärmen mußten sie bei der Hand seyn und mit

ihren Flinten herausgehen. Cäcilie wußte, daß sie sich nicht auf ihren Schlaf verlassen konnte, und sie fing an, an die Thüre der Mühle zu klopfen, indem sie leise rief: „Mache auf, Michel! Ich bin es, das Fräulein v. Kerbran!"

Die Riegel wurden weggeschoben, ein großer Neger öffnete die Thüre ein wenig und zeigte sein bestürztes Gesicht bei dem Scheine einer Laterne, indem er ausrief: „Du, Gebieterin, um diese Stunde..."

„Ja, ich bin es! Du siehst wohl, daß ich es bin mit Femi. „Da, hier ist ein Thaler, er ist für Dich. Mache keinen Lärmen und leihe mir Deine Laterne auf eine Viertelstunde; aber ich binde es Dir auf die Seele, daß Niemand erfährt, daß ich diese Nacht hier gewesen bin."

Der Neger nahm den Thaler, indem er die Augen weit aufriß.

Femi gab ihm einen Stoß und bemächtigte sich der Laterne „Geh' nur hinein, Du wagst nichts dabei," sagte sie, „halte Dich ruhig, ich werde hier außen wachen."

Vor dem Gefängnißthurme der Pflanzung La Rebeliere war ein Graben, über welchen man ein anderes, eben so festes, aber minder entsetzliches Gefängniß, als das untere, gebaut hatte, denn Luft und Licht drang durch ein enges Fenster hinein. Beide waren selten leer, und niemals war Jemand daraus entsprungen. La Rebeliere verließ sich mehr auf

diese dicken Mauern und starken Schlösser, als auf die Wachsamkeit von zwanzig Schildwachen.

„Bleibe da,“ sagte Cäcilie zu ihrer Negerin, indem sie auf der Schwelle stehen blieb, „bleibe da und gieb Acht, daß der Sklavenaufseher nicht nachsieht, wo ich bin.“

Sie nahm die Laterne und öffnete mit fester Hand; es war Niemand in dem obern Gefängnisse. Cäcilie stieg einige Stufen hinab und sah eine zweite Thüre, welche stark mit Nägeln beschlagen und wohl verschlossen war. Sie bedurfte zehn Minuten, um das Geheimniß des Schlosses zu finden; endlich knarrten die verrosteten Angeln, und bleich vor Anstrengung und Bewegung, trat das junge Mädchen in den Thurm. Donatian war mit Stricken an einen ungeheuren Pfeiler festgebunden, welcher das Gewölbe stützte. Er erhob den Kopf und stieß einen dumpfen Schrei aus, als er Cäcilie erkannte. Sie neigte sich über ihn und berührte die Stricke, deren Knoten ihn verletzten; dann warf sie die Augen auf seine nackten, zerfleischten Schultern.

„O,“ murmelte sie mit kläglicher Stimme, „sie haben ihn geschlagen!“

Der Anblick einer Schuß- oder Stichwunde würde ihr weniger Abscheu und Mitleid eingeflößt haben; denn sie begriff, daß die Beschimpfung der Seele des Gefangenen schmerzlicher seyn müsse, als die blutigsten Wunden des Körpers. Beim Anblick eines sol-

chen Unglücks empfand sie etwas Größeres und Heiligeres als Liebe, sie empfand das erhabene Gefühl der Gerechtigkeit und Großmuth. Sie legte in ihrem Herzen den Schwur ab, diesen Unglücklichen zu beschützen, sich zwischen ihn und seinen Henker zu stellen und ihn den unerbittlichen Händen zu entreißen, welche ihn ergriffen und zerfleischt hatten. Mit dem schönen Triebe des keuschesten Mitleids kniete sie neben Donatian nieder und weinte lange auf seine Wunden, wie sie über ein armes, verlassenes Kind, über ein leidendes Weib geweint haben würde, und er, ganz außer sich und der Ohnmacht nahe, wandte sein thränenbedecktes Gesicht zu ihr und flüsterte: „Sie sind es? Sie, mein Fräulein? Ich sehe Sie noch einmal, bevor ich sterbe! O, das hatte ich nicht gehofft."

Es war eine sonderbare Scene, eine jener Lagen ohne Gleichen in dem Leben; dieses schöne, junge, reiche Mädchen kniete in dieser entsetzlichen Gruft neben dem Unglücklichen, dessen Haupt sich auf ihre so weißen, so reinen Hände neigte; das glich einem Traume, einer Vision. Der Mulatte glaubte wahnsinnig zu werden.

„Mein Gott! mein Gott!" rief er, „ich sehe Sie, mein Fräulein, Sie sehen mich an und dennoch zweifle ich... Sprechen Sie, damit ich sicher bin, daß Sie es sind... O, noch dieses Glück und dann den Tod!"

„Donatian,“ sagte sie, indem sie mit ihrem Tuche über die feuchte, kalte Stirne des Mulatten fuhr, „nein, Sie werden nicht sterben; nicht um Sie sterben zu lassen, bin ich hergekommen. Hören Sie mich an, ich kann nur noch einen Augenblick da bleiben und kann nicht mehr wieder kommen; bevor ich Sie verlasse, müssen Sie mir versprechen, mir schwören, daß Sie nicht nach Ihrem Leben streben werden, daß Sie sich in Ihr Schicksal fügen wollen.“

Er warf sich zurück und rief mit dumpfem Stöhnen: „Das Schicksal eines Sklaven!“

„Ja, aber ich bin da und werde Sie retten. Wollen Sie mir Ihr Leben nicht anvertrauen, Donatian?“

„Ja, mein Leben, meine Seele, meine Ehre, Alles!“

„Wohlan! so lassen Sie sich Sonntag nach Saint-Pierre führen, ohne Widerstand zu leisten; lassen Sie sich verkaufen...“

Er verstand sie und wandte das Gesicht weg; die Hoffnung, die ihm zu leuchten begann, war mit einem unaussprechlichen Gefühl von Scham und Dankbarkeit vermischt.

„Es ist das einzige Mittel, Sie zu retten,“ hob Cäcilie wieder an; „es ist unmöglich, Sie entkommen zu lassen, Sie würden jedenfalls wieder ergriffen werden, und vielleicht... Von dem Tode kann man sich nicht loskaufen.“

„Auch von der Schande nicht!“ erwiederte er mit dumpfem Schmerze.

„Schande fällt nur auf die, welche solche Schandthaten begehen. Diese verabscheue und verachte ich. Aber Sie, Donatian, glauben Sie in meinen Augen nicht mehr derselbe zu seyn, der Sie waren, als ich Ihnen bei den Maulbeerbäumen das Versprechen abnahm, daß wir uns in Frankreich wieder finden würden? Gott ist mein Zeuge, daß ich jetzt, wie damals, einen Freund, vielleicht den theuersten Freund, den ich auf der Welt habe, in Ihnen sehe; und ich bin gekommen, um Ihnen das zu sagen.“

Er drückte Cäciliens Hände in seinen geknebelten Händen, und antwortete mit dem Tone tiefster Bewegung: „Gebieten Sie über mein Schicksal, über Alles, was ich bin; denn von jetzt an bin ich wahrhaft Ihr Sklave.“

„So schwören Sie mir also, diese grausame Scene ruhig auszuhalten. La Rebeliere wird zugegen seyn; reizen Sie ihn weder durch Vorwürfe, noch Drohungen...“

„Aber durch was habe ich mir den wilden Haß dieses Mannes zugezogen und weßhalb diese Verfolgungen, diese Unbilligkeiten, deren Opfer ich bin? Wer reizt ihn so gegen mich?“

„Die Furcht, die selbstsüchtige, grausame Furcht. La Rebeliere will in der Colonie nur Herren und Sklaven dulden; er sah in Ihnen einen gefährlichen

Menschen, einen Epaven. Mein Gott, wie kommt es aber auch, daß Sie sich durch gar keinen Freiheitstitel rechtfertigen konnten?"

„Aber ich bin ja frei, gesetzlich frei durch das schöne Privilegium, welches allen Denjenigen Freiheit giebt, die Frankreichs Boden betreten haben, wo keiner Sklave ist. Ich habe laut gegen die Ungesetzlichkeit meiner Festnehmung protestirt. Aber an wen kann ich wegen dieses entsetzlichen Mißbrauchs der Gewalt appelliren? An den Colonialrath? An den Gouverneur? Sie werden mich nicht gegen Herrn v. La Rebeliere in Schutz nehmen."

„Nein," sagte Cäcilie energisch, „nein, Sie würden unterliegen; ich werde Sie vertheidigen und retten... und jetzt, gute Nacht, Donatian, gute Nacht!"

Sie schwieg plötzlich und sah erschrocken hinter sich; es war ihr, als habe sie ein leises Geräusch gehört. Sie sah nichts als die schwärzliche Mauer, auf welche die Laterne einen schwachen Schein warf, und doch war es, als wenn eine frischere Luft durch das Luftloch eindränge, welches in der Mauer angebracht und durch vier Eisenstäbe verwahrt war. Diese enge Oeffnung verhinderte die Gefangenen, zu ersticken, und ging in eine Kloake, wohin nie ein Strahl des Tages drang.

„Es ist nichts," sagte sie ermuthigt, „es war der Wind. Es wird ein Gewitter geben. Ich muß au-

genblicklich in das Haus zurück. Wenn Sie wüßten, was ich gewagt habe, um bis zu Ihnen zu gelangen!... Ich lasse Sie ruhig und getröstet zurück, nicht wahr, Donatian?"

Er sah sie an; ein unaussprechlicher Ausdruck belebte sein edles Gesicht, ein Lächeln, ein Blitz der Freude umspielte seinen bebenden Mund, und er küßte die Hände, welche sie über ihn ausgestreckt hatte. Einen Augenblick später war seine Vision verschwunden.

Cäcilie eilte schnell in das Haus. Das Gewitter war am Ausbruch; Blitze zeigten ihr den Weg. Jetzt, da sie ihr kühnes Unternehmen vollbracht hatte, zitterte sie und betrat La Rebeliere's Schlafgemach mit mehr Angst, als sie es vor drei Viertelstunden betreten hatte. Das Nachtlicht warf noch immer seinen flatternden Schein auf das Bett, welches von durchsichtigem Flor umgeben war, von Tausenden von Moustichfliegen umschwärmt, dessen herabhängende Falten zwei schlafende Köpfe sehen ließen.

Cäcilie legte die Schlüssel auf den Tisch, neben die Nachtlampe. In demselben Augenblicke wurde das Haus durch einen Donnerschlag erschüttert. La Rebeliere wachte erschrocken auf, und einen Schatten erblickend, welcher an der Wand dahinglitt, rief er entsetzt: „Wer ist da?"

„Ich bin es," antwortete Cäcilie hervortretend: „Es donnert; ich fürchte mich und bin gekommen,

mir von Eleonoren die Reliquie des heiligen Fulgentius zu erbitten."

„Die hat den Blitz nicht abgehalten, zweimal hier einzuschlagen," murmelte La Rebeliere, der nicht den geringsten Verdacht schöpfte.

Frau v. La Rebeliere war zitternd aufgestanden; sie nahm einen kleinen vergoldeten Rahmen von der Wand und reichte ihn Cäcilien, indem sie ausrief: „Welch ein Wetter! Heilige Mutter Gottes! Ist es das Ende der Welt? Man muß beten."

Das junge Mädchen entfernte sich. La Rebeliere hatte den Florvorhang zurückgezogen und das volle Licht der Nachtlampe fiel auf sein fleischloses, finsteres Gesicht, das noch unangenehmer unter dem rothen Madrastuche hervortrat, welches er statt der Nachtmütze um den Kopf gewickelt trug. „Beruhige Dich, liebe Eleonore," sagte er, indem er sich rings in dem Zimmer umsah, „Alles ist wohl verschlossen, und der Donner wird nicht hier hereinfallen." Er ergriff ihre Hand und nöthigte sie, sich auf den Rand des Bettes niederzusetzen; dann legte er sich wieder auf das Kissen und schloß die Augen.

Sie wagte nicht sich zu regen und blieb unbeweglich sitzen mit nackten Füßen und nur von ihren langen Haaren bedeckt. Kein Wort hatte sie verrathen, es war ihr gelungen, ihren Ekel und ihren Haß zu verbergen, ihre Physiognomie hatte nichts ausgedrückt; in diesem Augenblicke aber konnte sie

eine stumme Offenbarung nicht zurückhalten, und sich gegen ihren eingeschlafenen Mann wendend, blickte sie ihn an, indem sie eine Verwünschung murmelte. Ihr Gesicht verrieth alle Empfindungen ihres Herzens, Verachtung, Furcht und dumpfen Haß. Aber La Rebeliere schlief nicht, er blinzelte sie mit seinen Dachsaugen an, und eine Bewegung von Wuth und Eifersucht bewirkte, daß er die schwache Hand, welche er in der seinigen hielt, bis zum Zerbrechen drückte. „Du thust mir weh!“ rief die junge Frau, indem sie aufzustehen versuchte.

„Verzeihung, liebes Herz!“ rief er, als wenn er eben erwache, „ich habe einen bösen Traum gehabt. Komm', lege Dich wieder nieder.“

V.

Als Cäcilie verschwunden war, blieb Donatian wie ein Mensch zurück, der eine Erscheinung aus einer andern Welt gehabt hatte; noch war es ihm, als umschwebe ihn ein süßer Duft, er hörte diese barmherzige Stimme Trostesworte flüstern, das Umfassen dieser keuschen Hände erleichterte seine zerquetschten Hände und ein reiner Hauch zog über seine brennende Stirne. „Mein Gott!“ rief er mit unaussprechlichem Entzücken, „mein Gott! wie glücklich bin ich!“

„Und doch möchte Niemand an Deiner Stelle seyn,“ sagte eine Stimme hinter ihm.

„Was ist das? wer ist da?“ rief er bestürzt.

„Es ist Palem!“ antwortete die Stimme: „Herr, ich komme, Dich zu retten. O, ich habe mich unterwegs aufgehalten, denn Du warst vorhin nicht allein.“

„Wo kommst Du her? wo bist Du?“

Die Stäbe des Luftloches fielen einer um den andern, und Palem kletterte herein. „Da bin ich,“ sagte er, „ich habe mit Dir zu sprechen; aber zuerst müssen wir sehen. Ich hätte wenigstens gedacht, daß man Dir die Laterne gelassen hätte.“

„Schweige, schweige,“ unterbrach ihn der Mulatte, „und bei der Seele Deines Vaters, sprich nie von dem, was Du hier gehört hast. Aber durch welch ein Wunder bist Du hier hereingekommen?“

Palem hatte nach Art der Wilden Feuer gemacht mit einem Stück tocknen Holzes und einem Caratasblatte; dann zündete er einen Zweig Lichtholz an und kauerte sich auf die Fersen vor Donatian, indem er sagte: „Der Sklavenaufseher Michel schläft diese Nacht auf beiden Ohren; ich fürchtete nur, daß er mich die Purgerei *) aufmachen höre.“

„Aber wie bist Du bis zu mir gelangt?“

„Indem ich den Weg durch den Keller und dann durch die Kloake nahm. Ich wußte den Weg; ich

*) Der Ort, wo die Zuckerformen gereinigt werden.

habe einmal lange mit dem schielenden Vulcan hier gesessen, und damals feilte ich die Stäbe durch, so daß sie nicht mehr fester als ein Strohhalm hielten. Es war, um mich zu retten, und das kannst Du nun benutzen."

„Dadurch hast Du Dich gerettet, als Du Marron wurdest?" fiel ihm Donatian ein.

„Ich? Nein! Wo bleibt Dein Verstand, Herr? Wenn ich mich so aus dem Gefängnisse fortgemacht hätte, so würde man Dich nicht hineingesteckt haben, ohne vorher die Oeffnung auszubessern. Als ich sie gemacht hatte, konnte ich hindurch, ich ging sogar bis hinauf, aber Vulcans Schultern waren zu breit für das Loch; er war ein großer Christoph. Wäre ich allein entflohen, so hätte er für zwei herhalten müssen, und Michel hätte ihm eine doppelte Tracht Schläge aufgezählt; daher blieb ich und wartete, um davon zu gehen, bis man mich wieder in die Zuckermühle gethan hatte. Verstehst Du jetzt? Aber darum handelt es sich nicht; ich will Dir die Stricke abnehmen und dann gehen wir ganz ruhig fort."

„Ich danke Dir für Deinen guten Willen, Palem; aber ich komme nicht fort von hier, es ist unmöglich."

„Warum unmöglich?"

„Weil wir nicht weit gehen würden, ohne eingeholt zu werden; man würde uns die Miliz und Marechaussée nachschicken."

„Die sollten schon laufen müssen. So lange Du bei Palem bist, wird man Dich nicht erwischen. Sieh' ich bin Dir nachgefolgt von den heißen Quellen an; ich war hundert Schritte weit von dem Zuge, manchmal hinter ihm, manchmal vor ihm, und da sah ich Dich vorüberkommen. Nun, haben mich La Rebeliere's Dachse gewittert? Ich habe Freunde auf der Pflanzung; sie werden uns Essen in die Zuckerrohre bringen, und morgen, wenn der Mond untergegangen ist, fliehen wir in die Gebirge."

„Gott gebe, daß Du heil zurückkehrst, wie Du gekommen bist, mein armer Palem! Ich sage Dir, sie halten hier gute Wache."

„Und wenn auch! Ich habe zwei Messer und werde Dir eins davon geben; sie sollen uns nicht lebendig haben. Was liegt Dir daran, zu sterben, da Du hier sitzest, wie ich gesessen habe."

„Aber das wird ein Ende nehmen."

„O, Du meinst, mein sanfter Gebieter, der Herr v. La Rebeliere werde Dich gehen lassen! Verlasse Dich ja nicht darauf."

„Auf ihn verlasse ich mich nicht."

Palem schüttelte den Kopf und sagte nach einer Pause: „Du willst also nicht kommen? Ich verstehe; man hat Dir gesagt: bleibe! und Du bleibst. Ein rechter Thor, wer den Worten eines weißen Weibes glaubt."

„Geh', Palem, laß mich, und Gott beschütze Dich! Der Tag kann nicht fern seyn, entferne Dich schnell."

„Es eilt nicht! Du willst also bleiben? Welche Verblendung! Du weißt nicht, wie die Weißen Wort halten. Aber ich komme wieder, und wenn man Dich betrogen hat, wenn Du in dem Arbeitshause bei den Zuckerrohren bist, unter der Peitsche des Sklavenaufsehers: o, dann brauchst Du mir nichts zu sagen, ich werde wissen, was zu thun ist. Das Zuckerrohr ist reif, und wenn man nur ein Endchen Lichtholz hineinwirft... so giebt es ein schönes Freudenfeuer auf der Pflanzung des Herrn v. La Rebeliere."

„Nein, Palem, nein, das verbiete ich Dir. Diese Rache würde auf die armen Neger zurückfallen; sie würden Tag und Nacht arbeiten müssen, um die verlorne Ernte wieder zu gewinnen."

„O, ich weiß auch, wie alle Weißen auf einer Pflanzung in einer einzigen Nacht sterben können, nachdem sie mit einander zu Abend gegessen haben."

„Bei Deinem Leben, denke nie an so abscheuliche Versuche, Palem! Wenn ich La Rebeliere allein und bewaffnet in einem Walde träfe, so weiß ich nicht, ob er wieder herauskommen würde... Ja, ich würde ihn tödten... Aber diese Frauen!... Verflucht sey Derjenige, der sie zu kränken wagt! Ich würde ihn als meinen Todfeind betrachten."

„So kann ich also nichts für Dich thun!“ sagte Palem traurig: „So gehe ich denn, weiter als die heißen Quellen, ganz tief in das Gebirge hinein. Ich weiß eine Quelle, von Gaïac= und Kokusbäumen umgeben, dort will ich meinen Ajoupa aufschlagen und bleiben. Leb' wohl, Herr, wir sehen uns nicht wieder.“ Er schwieg plötzlich und löschte den Zweig Lichtholz mit seinem Fuße aus, denn Donatian hätte bemerken können, daß ihm eine Thräne aus den dunkeln Augen rollte.

„Gott beschütze Dich, mein wackerer Palem!“ sagte noch einmal der Gefangene aus dem Grunde seines Herzens: „Lebe wohl!“

Am folgenden Morgen stand La Rebeliere sehr heiter auf, eine gewisse Freude, die widerwärtig anzusehen war, glänzte in seinen kleinen grauen Augen. Ohne, wie es schien, die Traurigkeit seiner Frau zu bemerken, verlor er sie nicht aus den Augen und stellte sich stets zwischen sie und Cäcilie.

„Meine Schöne,“ sagte er während des Frühstücks, „ich werde Dich nächsten Sonntag mit nach Saint=Pierre nehmen, das wird Dir statt eines Spazierganges dienen. Wir werden zusammen der Versteigerung beiwohnen; Du weißt ja, ich will einige dieser Epaven kaufen. Meiner Mündel schlage ich nicht vor, mit zu gehen; ich habe Furcht, daß sie mich überbieten würde, denn sie hat Lust zu dem Mulatten.“

Dieses war mit einem gewissen Tone gutmüthiger Spötterei gesagt.

„Mein Gott!" sagte Cäcilie auf die natürlichste Weise von der Welt, „ich bestehe nicht darauf; wenn Sie Lust haben, so kaufen Sie ihn, und möchten Sie ihn für nichts bekommen."

„Er wäre in der That für 1200 Livres zu theuer bezahlt. Man wird ihn viel und lange schlagen müssen, bevor er sich an die Arbeit gewöhnt."

Frau v. La Rebeliere brach plötzlich in Thränen aus; sie konnte nicht mehr, das Herz wollte ihr brechen; aber sie sprach keine Klage aus, nicht ein Wort mitten unter dem heftigsten Schluchzen.

„Was ist Dir denn, liebes Seelchen?" fragte La Rebeliere: „Du gleichst ja wahrlich einer Magdalena. Das sind Wallungen; Du mußt etwas dagegen einnehmen."

„Mein Gott!" rief Cäcilie, sich der jungen Frau nähernd, „Sie leiden, Sie sind krank! Was soll geschehen? was wünschen Sie?"

„Nichts, nichts, Cäcilie," erwiederte sie, indem sie ruhig zu werden suchte; „ich bin wirklich krank."

„Da," rief La Rebeliere, indem er auf die Terrasse sah, „da ist Jemand, der Dich zerstreuen wird; es ist Pelagia mit ihrem ganzen Kram. Du wirst ihr etwas abkaufen, liebes Herz."

Eine große, gutgekleidete Capresse erschien auf der Thürschwelle, indem sie in der einen Hand einen

Kasten und in der andern einen Carton trug. Es war eine jener wandernden Krämerinnen, welche ihre Waaren von einer Pflanzung zu der andern tragen und zum Kaufe anbieten.

„Meine Damen,“ sagte sie, „ich habe schöne Madrastücher, gestreiften Taffet, Schmuck von Gold und Silber, Rosenkränze und Handschuhe von spanischem Leder.“

„Komm' herein,“ rief La Rebeliere, „wir wollen diese schönen Sachen sehen.“

Die Capresse breitete ihre Waaren aus; schon oft war sie gekommen, und Eleonore empfing sie immer mit dem freudigen Eifer eines eiteln, phantastischen Kindes, welchem man die Mittel darbietet, irgend eine eigensinnige Laune zu befriedigen. Aber dieses Mal blieb die junge Frau gleichgültig und traurig bei dem Anblick aller dieser Herrlichkeiten.

„Sehen Sie, meine Damen,“ sagte Pelagia, auf der Strohmatte vor den beiden Frauen knieend, „das sind gewiß schöne Sachen.“

Sie fing an, ein Langes und ein Breites über die Auswahl, den guten Geschmack und die Wohlfeilheit ihrer Waaren zu sprechen. Bei dem ersten Worte zog sich Cäcilie zurück und entfloh diesem nichtigen Geschwätze. Eleonore hörte zu und sah, unentschlossen und mit ganz andern Gedanken beschäftigt, Alles an, was die Händlerin ihr zeigte.

„Es ist gut, Pelagia!“ sagte sie plötzlich, wie aus einem Traum erwachend; „gieb doch ein wenig diese Bänder und Deine Schmucksachen her, ich will Alles sehen und viel kaufen.“

„Befriedige alle Deine Launen,“ sagte La Rebeliere; „es wird mich freuen, Dich nächsten Sonntag im schönsten Putze nach Saint-Pierre zu führen. Ich bin keiner jener lästigen, geizigen Männer, welche den Verkäuferinnen ein finsteres Gesicht zeigen.“

„Ich will doch sehen, ob die Farbe dieses Stoffes zu dem Grün meines Smaragdschmuckes paßt,“ sagte die junge Frau, indem sie sich erhob und ein Kästchen von indischem Holze herbeiholte. Sie öffnete es und breitete auf ihren Knieen ein prachtvolles Durcheinander von Gold und Edelsteinen aus; Diamanten strahlten in ihren Händen.

„Heilige Maria, welch ein Reichthum!“ rief die Verkäuferin, ganz verblendet.

„Nicht wahr, dieses zarte Rosa paßt gut zu diesen grünen Steinen?“ hob sie wieder an. „Ich nehme auch dieses Tuch von Brüsseler Spitzen und diese Atlasschleifen. Gieb mir doch Geld, viel Geld, denn ich bin einmal im Zug zu kaufen, und nach Deiner Großmuth bin ich im Stande, den ganzen Kram zu behalten.“

„Gut, gut!“ sagte La Rebeliere, ein wenig außer Fassung gebracht durch so viel Sorglosigkeit und Frivolität. Er ging einen Augenblick hinaus,

um das Geld aus der Kiste zu holen, zu welcher er allein den Schlüssel hatte.

„Höre, Pelagia," sagte Eleonore hastig, „willst Du mir einen Dienst erzeigen?"

„Zwei für einen."

„Wohlan, Sonntag wird man zu Saint-Pierre einen Mulatten-Epaven, Namens Donatian, versteigern; erstehe ihn um jeden Preis..."

Sie wählte ein Perlenhalsband und warf es in die Hände der Capresse, indem sie noch hinzufügte: „Das ist wohl fünftausend Thaler werth; was übrig bleibt, gehört Dir, verstehst Du mich?"

„Ja," sagte die Händlerin, indem sie das Halsband in ihren Busen verbarg. La Rebeliere kam zurück.

Als man an demselben Tage Donatian seinen Wasserkrug und sein Maniocbrod brachte, fand man ihn im hitzigen Fieber und im höchsten Delirium; so viele Leiden und Aufregung hatten ihn fast wahnsinnig gemacht.

Da zitterte La Rebeliere, daß der Tod ihm sein Opfer zu früh entreißen möchte. Er befahl, den Gefangenen sogleich in die Hütte zu bringen, welche den Negern zum Krankenhause diente. Man ließ ihm nur eine Spannkette an den Füßen und pflegte ihn mit der größten Sorgfalt; er mußte sich eilen, gesund zu werden, denn in zwei Tagen sollte er ver-

kauft werden. Das Alles ging ohne das geringste Geheimniß vor; La Rebeliere ließ sich ganz laut Bericht über diese Einzelnheiten erstatten, und da er seine Frau nicht verließ, so erfuhr sie solche zugleich mit ihm. Cäcilie hatte ihrerseits auch gehandelt; sie kannte La Rebeliere's filzigen Geiz für Alles, was nicht eine prahlerische Ausgabe war. Sie rechnete darauf, daß er vor einem übermäßigen Gebote zurückstehen würde, und sie hatte dem Verwalter ihrer Pflanzung geschrieben und ihm befohlen, den Epaven zu kaufen, sollte er auch zwanzigtausend Livres kosten. Obgleich es ihr jetzt leicht gewesen wäre, zu dem Gefangenen zu gelangen, so hatte sie es doch weder gewagt, ihn in dem Krankenhause zu besuchen, noch ihre Negerin Femi zu ihm zu schicken, aus Furcht, La Rebeliere's Verdacht zu erwecken und ihn behutsamer zu machen. Sie bezeigte nicht die geringste Lust, mit nach Saint-Pierre zu gehen, und schien ihre frühere Absicht, den Epaven zu kaufen, vergessen zu haben. Sie hätte ihr Vorhaben dennoch Eleonoren mitgetheilt, wenn ihnen der Argus, welcher stets zwischen ihnen stand, einen Augenblick Freiheit gelassen hätte; aber es gab kein Mittel, sich dieser beständigen Aufsicht zu entziehen. Cäcilie vermuthete, daß die junge Frau großen Antheil an dem Schicksale Donatians nähme, mit welchem sie so schöne Spaziergänge in dem Walde und längs der grünen Savannen gemacht;

ihr Gedanke ging nicht weiter, sie hatte keine Ahnung von jener Liebe, jener erbitterten Eifersucht, jenem unerbittlichen Haß, welche sich um die Freiheit, vielleicht um das Leben des Mulatten streiten sollten. Frau v. La Rebeliere schien gleichgültig gegen Alles, was um sie vorging; sie hörte ruhig alles Geschwätz ihres Mannes an und rächte sich bis zu einem gewissen Punkte durch diese anscheinende Kaltblütigkeit.

Diese zwei Tage des Zwanges, des dumpfen Ringens und schmerzlicher Erwartung gingen endlich vorüber. Abends nach dem Nachtessen sagte La Rebeliere mit dem ihm eigenen schmeichelnden Uebergewichte zu seiner Frau: „Meine Liebe, wir werden gleich zu Bette gehen, denn wir müssen um Mitternacht aufbrechen, wenn wir die Nachtkühle benützen wollen. Du kannst Dich in Saint-Pierre wieder niederlegen und bis zum Mittag schlafen, wenn Du willst; sey nur zur letzten Messe fertig, denn Du weißt, daß die Versteigerung gleich nach derselben statt findet.“

„Ja,“ erwiederte sie kalt, „wir können reisen, wann Du willst.“

„Komm zu Bette. Du siehst nicht gut aus, liebe Eleonore! Solltest Du leidend seyn?“

„Nein, ich befinde mich recht wohl! Sorge nicht so sehr um meine Gesundheit, sie ist niemals besser gewesen.“

Frau v. La Rebeliere küßte Cäcilien auf die Stirne. „Adieu," sagte sie, „auf baldiges Wiedersehen, so Gott will! Gute Nacht, liebes Herz! Sie wollen also nicht mit uns gehen?"

„Nein, liebe Eleonore," erwiederte sie nach einer kleinen Zögerung, „ich will Sie lieber hier erwarten."

Cäcilie blieb allein in dem Gemache; es mochte etwa zehn Uhr seyn, alle Leute im Hause, außer denjenigen, welche die Vorbereitungen zur Abreise besorgten, waren schon schlafen gegangen. Femi, auf ihren Fersen hinter der Thüre kauernd, wartete auf ihre Gebieterin, indem sie eine Schnur Glaskorallen durch ihre Finger rollen ließ, woraus sie einen Rosenkranz gemacht hatte. Das junge Mädchen war traurig und bewegt; in diesem Augenblick hatte sie einen Zweck, einen bestimmten Willen, den, Donatian seiner Bestimmung zu entreißen. Sie gab sich keine Rechenschaft von dem, was sie nachher wollte; sie erlitt den Einfluß ihrer Stellung, und wußte nicht mehr, ob sie den Mann liebte, den sie kaufen wollte und der ihr Sklave werden sollte. Ihr Sklave! — Es lag etwas in dem wörtlichen Sinne dieser Worte, welches sie erstarren machte. Die Vorurtheile der Welt und der Instinkt einer zärtlichen, ergebenen Seele rangen in ihr, aber ein edles, heiliges Mitleid beherrschte alle diese Eindrücke. Sie blieb lange ihren schmerzlichen Gedanken hingegeben,

besonders besorgt, daß sie Donatian nicht noch einige Worte des Trostes und der Hoffnung hatte zuflüstern können.

„Femi,“ sagte sie, ihre Negerin rufend, „was geht da außen vor?“

„Nichts, Gebieterin! Die Träger und Wegweiser sind nicht schlafen gegangen, sie erwarten die Mitternacht unter dem Schuppen; der alte Leo erzählt ihnen Mährchen. Es sind auch zwei Reiter von der Marechaussée dabei, welche den Epaven begleiten werden; als wenn ihre großen Säbel und Musketen nothwendig wären, um den armen Menschen zu bewachen.“

„Er wird also zugleich mit Herrn und Frau v. La Rebeliere abreisen?“

„Keineswegs, Gebieterin! sie werden ihn erst mit Tagesanbruch fortschaffen, aus Furcht, daß er ihnen entspringe, und werden in der Sonnenhitze um die Mittagszeit zu Saint-Pierre eintreffen, gerade zur rechten Zeit zur Versteigerung.“

„Herr, mein Gott, welche Barbarei!“ murmelte Cäcilie: „Der Unglückliche wird den Kelch der Schmach und der Schmerzen bis auf die Hefe ausleeren müssen.“

„Aber Du hast versprochen, ihn zu retten, gute Herrin!“

„Ja, Femi, ich werde ihn retten! Aber wer weiß, ob er die Kraft haben wird, alle diese Schreck-

nisse zu ertragen! Wer weiß, ob er nicht jetzt an seiner Befreiung verzweifelt! Wenn es möglich wäre, ihm noch einmal zu sagen, daß er Muth und Hoffnung fassen solle! Höre, Femi, Du könntest ihn aufsuchen; denn was liegt jetzt daran? La Rebeliere wird es vor seiner Abreise nicht mehr erfahren. Suche den Unglücklichen auf, sage ihm, er solle auf mein Versprechen zählen und daß morgen sein Schicksal nur noch von mir abhängen werde. Geh' schnell, Femi! Mein Gott, wie die Zeit unter diesen Besorgnissen vergeht! Es ist fast Mitternacht; ich höre schon über mir gehen; sie werden sich auf den Weg machen... Laufe, Femi! Ich erwarte Dich in meinem Zimmer."

Das Krankenhaus war eine große Hütte in einiger Entfernung von dem Wohnhause; eine alte Negerin war Aufseherin, und zwei verstümmelte Neger pflegten die Kranken unter ihren Befehlen und wachten abwechselnd jede Nacht.

„Guten Abend, Santiago!" sagte Femi, die Thüre öffnend: „Hast Du viele Kranke? Kann man eintreten, ohne fürchten zu müssen, sich einer Leiche gegenüber zu befinden?"

„Holla!" rief der alte Neger: „Du bist es, Femi? Was machst Du denn außerhalb des Hauses um diese Stunde? Nimm Dich vor der Runde des Aufsehers in Acht!"

„Meine Herrin schickt mich her, um nach dem Kranken zu sehen, den man vorgestern aus dem Thurme gebracht hat. Da, hier ist etwas Tabak und ein Schilling, um Dir Tafia zu kaufen. Wo ist denn der arme Unglückliche?“

„Dort unten an der Mauer,“ erwiederte der Neger, indem er sich vor der Kohlpfanne niederhockte, auf welcher eine schwarze, stinkende Mischung kochte, die man gegen den Biß giftiger Thiere anwandte.

Femi ging auf die Strohmatte zu, auf welcher der Mulatte ausgestreckt lag. Die Spannkette, welche er an den Füßen trug, war durch eine andere Kette an einen eisernen Ring in der Mauer befestigt; er schlief, bleich, mit zurückgebogenem Haupte und gefalteten Händen, die auf seine Stirne gepreßt waren. Die Negerin betrachtete einen Augenblick dieses edle Gesicht, auf welchem so viele Leiden ausgedrückt waren; dann fiel ihr Blick auf seine nackten Arme, auf welche die röthlichen Reflexe der Lampe niederfielen. „Jesus Gott!“ rief sie, von Erstaunen ergriffen und die Augen auf einen tätowirten Buchstaben geheftet, welchen der Mulatte am linken Arme trug.

Bei dem Ausrufe der Negerin war Donatian erschrocken aufgewacht. „Was giebt es? Was willst Du von mir?“ rief er, indem er vor dem alten Kopfe zurückbebte, welcher über ihn gebeugt war.

„Ich bin die Dienerin des Fräuleins v. Kerbran,“ erwiederte Femi hastig, „und komme, Dir

von ihr zu sagen, daß Du morgen Muth haben sollst. Aber erst laß mich hier Deinen Arm besser sehen; meine armen Augen betrügen mich nicht, hier ist der Buchstabe R und die Grafenkrone darüber, sieh, gerade wie bei mir."

Sie zog ihren gestreiften Aermel zurück, und zeigte denselben Buchstaben an derselben Stelle. „Sicher haben wir demselben Herrn angehört," sagte sie, „dieses ist das Zeichen des Grafen v. Rethel. Du bist auf einer seiner Besitzungen geboren, oder er hat Dich gekauft; sage, weißt Du es?"

Der Mulatte fiel auf die Strohmatte zurück, indem er ein verneinendes Zeichen machte.

„Gleichviel!" fuhr Femi fort: „Der Herr Graf hatte zwei Pflanzungen, Caseneuve und Mornes, dort bist Du ohne Zweifel geboren. Aber wie kommt es, daß Du Dich dessen nicht entsinnst? Man hat Dich wohl sehr jung weggebracht oder verkauft? Jesus! welche Entdeckung!" Die Negerin nahm die Lampe, und hielt sie einen Augenblick vor Donatians erstauntes Gesicht. „Ach," rief sie, „ich erinnere mich, jetzt erkenne ich Dich; es giebt nicht viele Leute von Deiner Race auf dieser Insel; ich erkenne das Blut, welches unter dieser kupferähnlichen Haut kocht. Deine Mutter war eine Caraïbin, man nannte sie Becouya."

„Meine Mutter! Du hast meine Mutter gekannt?" unterbrach sie Donatian mit großer Rührung: „Es

ist leider das erste Mal, daß man mir von ihr spricht. Diejenigen, welche sich meiner annahmen, wußten nicht einmal ihren Namen. Becouya! Ich entsinne mich jetzt, ich sehe sie noch vor mir. Und Du weißt also?... Sie war eine arme Sklavin?"

„Ja," erwiederte die gute Negerin ganz gerührt, „sie war eine schöne Sklavin; Du bist das Kind, mit welchem sie in das Carbetgebirge ging und sich maronirte. Arme Becouya! Sie war dort unten an den heißen Quellen geboren, in einem großen Dorfe, welches von den Weißen verbrannt wurde. Es ist schon lange her. Der Vater des Herrn v. La Rebeliere, der nur ein armer Angeworbener war, schlug sich so tapfer, daß er seinen Theil an den Gefangenen erhielt; man gab ihm Becouya, und er verkaufte sie an den Herrn Grafen. Sie erzählte mir oft von ihrem Dorfe, und als sie die Flucht ergriff, dachte ich, sie sey nach jener Seite hin gezogen; aber sie wird weder Hütte, noch Lebensmittel mehr gefunden haben."

„Ach! ich war ganz klein, aber ich erinnere mich dessen noch. Arme Mutter! Wir haben ohne Obdach und ohne Kleider in den Wäldern gelebt. Oft hungerten wir. O, welch ein Elend! Ich weiß nicht, wie lange dieses Leben gedauert hat. Einsmals legte sich meine Mutter unter einen Palmbaum nieder und stand nicht wieder auf... Ich blieb lange bei ihr; dann wurde ich von Furcht befallen und lief

davon... Ich weiß nicht, wie viele Tage ich so herumgeirrt war. Ich war dem Tode nahe, als mich Jäger fanden, mich nach der Pflanzung von Enambuc führten, und seitdem... Aber warum hast Du mich gezwungen, diese fürchterlichen Erinnerungen zu erwecken?... O mein Gott! muß ich denn als Sklave sterben, wie ich geboren worden bin?"...

„Heilige Mutter Gottes! verzweifle nicht so. Das Fräulein v. Kerbran hat vielen guten Willen für Dich; sie ist eine kluge, mitleidige Person, und befiehlt Dir, ruhig zu seyn und Vertrauen in sie zu haben."

„Ich werde ihr gehorchen. Sie will, daß ich lebe, und ich werde leben," antwortete Donatian mit düsterer Ergebung; „ja, ich werde leben, bis Gott mich von dieser Welt abruft. Als ich hierher gebracht wurde, hatte ich gehofft, daß es bald seyn werde."

Femi hörte ihn nicht mehr; sie schien ganz in ihre Gedanken verloren. „Gute Nacht und glückliche Reise!" sagte sie, rasch aufstehend: „Es scheint mir, daß sich Alles anders machen wird, als man denkt." Sie warf noch einen Blick auf das unauslöschliche Zeichen, welches Donatian am Arme trug, und entfernte sich, indem sie so schnell lief, als es ihre alten Beine erlaubten.

„Gebieterin," rief sie, in Cäciliens Zimmer tretend, „was giebst Du mir für die gute Neuigkeit,

welche ich Dir bringe? Es handelt sich nicht mehr darum, den Epaven zu kaufen, er gehört von Geburt an Dir."

„Wie?" fragte sie erstaunt.

„Er gehört Dir, weil er auf Deiner Pflanzung geboren ist und Dein Zeichen trägt." Die Negerin erzählte die Entdeckung, welche sie gemacht hatte. „Er gehört Dir, wie ich," fuhr sie fort; „der Beweis steht auf seinem Arme geschrieben, wie auf dem meinigen, wie auf dem aller Sklaven des Grafen v. Rethel, dessen Erbin Du bist. Er ist, was ich bin, nur mit dem Unterschiede, daß nicht ein Tropfen weißes Blut in meinen Adern fließt."

„Ist das Alles möglich, was Du mir da sagst?" fiel ihr Cäcilie bewegt ein. „Aber Du mußt wissen... Du mußt Dich seiner und seiner Mutter erinnern?"

„O ja, gewiß! Es sind, ich weiß nicht wie viele Jahre, denn unser eins zählt nicht, es ist also sehr lange her, daß Becouya auf der Pflanzung von Caseneuve wohnte. Sie war ein schönes Mädchen, ein wenig traurig und sehr unterwürfig, von wahrer Caraïbenrace. Sie arbeitete immer in dem Hause, und ich habe sie in feinen Leinwandhemden, gestreiften Röcken und sogar in Schuhen gesehen. Sie gebar einen schönen, fast weißen Knaben, und war stolz auf ihn. Niemals ging sie aus. Einmal jedoch gerieth der Herr in Zorn gegen sie und befahl dem

Aufseher, sie zwischen die vier Pfähle zu befestigen und ihr die neunundzwanzig Hiebe aufzuzählen. Es fehlte nicht ein einziger an ihrer Rechnung. Aber in der darauf folgenden Nacht ging sie mit ihrem Kinde davon, und man hat sie seitdem nicht wieder gesehen. Das Alles muß in dem Buche des Verwalters Mathias geschrieben stehen, der Name Donatians und der seiner Mutter muß darin aufgezeichnet seyn."

„Aber sein Vater?" fragte Cäcilie.

„Sein Vater? Es war damals nur ein einziger Weißer auf der Pflanzung und das war der Graf v. Rethel, Dein Oheim," sagte Femi mit vieler Gutherzigkeit.

Das junge Mädchen verbarg sein erröthendes Gesicht in seine Hände.

„Mein Gott!" rief Cäcilie nach einem Augenblick des Nachdenkens, „was ist jetzt zu thun? Es ist mir erinnerlich, von La Rebeliere gehört zu haben, daß der alte Herr kein Recht mehr habe, sobald der Epave einmal verkauft sey. Femi, wir müssen augenblicklich nach Mornes eilen und den Rath des Verwalters einholen; er soll mich in dieser Sache leiten. Geschwind zu Pferde! Mit dem schwarzen Gesetzbuche in der Hand und von meinem Anwalte unterstützt, werde ich mein Recht geltend machen können. Aber wir müssen eilen. Gebe Gott, daß wir noch zur rechten Zeit kommen!" —

VI.

Die Strandkirche war ein Gebäude von ziemlich ärmlicher Architektur, welche dem Kloster der Predigergemeinde angehörte; vor ihrer Façade befand sich ein großer, mit Orangenbäumen eingefaßter Platz, auf welchem einige bevorzugte Familien begraben wurden. Eine niedrige Mauer mit einem Gitterthore schloß den Kirchhof nach der Straßenseite zu. Dieser Ort wurde nur an Tagen großer religiöser Feierlichkeiten geöffnet, und die Vorübergehenden, welche vor dem Gitter stille standen, erblickten nie etwas Anderes, als Mönche, die in dem Schatten der Gräber ihr Brevier lasen. Vor dieser Kirchhofsmauer wurden die öffentlichen Versteigerungen gehalten.

La Rebeliere hatte seine Befehle ertheilt, daß das Ausgebot unmittelbar nach der Messe statt finden sollte. Ein über zwei Fässer gelegtes Brett bildete eine Art Tisch, auf welchem man die menschliche Waare zur Schau ausbot; hinter demselben stand der Ausrufer, und in seiner Nähe saß Donatian mit vier oder fünf Negern auf einer Bank. Man hatte ihnen die Fesseln abgenommen, aber einige Mann von der Marechaussée bewachten sie. Die Straße war voll Leute, und die Neugierigen und Käufer stritten sich um die besten Plätze.

La Rebeliere's Haus stand der Kirche gegenüber und aus seinen Fenstern konnte man bequem

Alles sehen, was vorging; aber Niemand zeigte sich noch, alle Vorhänge waren herabgelassen und die Thüre verschlossen. Frau v. La Rebeliere hatte gleich nach ihrer Ankunft die erste Messe gehört und nach verrichteter Andacht sich niedergelegt, indem sie eine außerordentliche Müdigkeit vorgab; aber sie ruhte nicht, und wenn ihr Mann das Batisttuch berührt hätte, welches sie über ihr Gesicht geworfen hatte, so hätte er schweigende Thränen hindurch fühlen können.

Er ging im seidenen Rock, den Degen an der Seite und das Gesicht von grausamer Freude strahlend, im Zimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit blieb er vor dem Bette stehen und betrachtete lächelnd seine Frau. „Liebes Herz," sagte er endlich, „Du wirst jetzt aufstehen, die Versteigerung beginnt in einer kleinen Viertelstunde; man hat so eben die Waare gebracht."

Die junge Frau erhob sich rasch und sagte: „So laß uns gehen; Du siehst, daß ich bereit bin."

Ihre Negerinnen kleideten sie eilig an, während sie unbeweglich dastand und durch das halb offene Fenster sah. In diesem Augenblick beherrschte ein tiefes Gefühl von Mitleid und Gerechtigkeit ihre Leidenschaft; sie hätte willig ihr Vermögen, ihr Leben, ja sogar ihre Liebe geopfert, um Donatian zu beschützen und ihn an La Rebeliere zu rächen. Ihr Herz schlug mit ungeheurer Heftigkeit.

La Rebeliere näherte sich ihr, und ihren Arm berührend, sagte er: „Siehst Du?"

Es war Donatian, den er ihr zeigte. Der Unglückliche saß gebückt auf seiner Bank, das Gesicht in die Hände verborgen; ein Rock von grober Leinwand bedeckte seine Schultern und seine Füße waren nackt, wie es Sitte bei den Sklaven war.

„Ja, ich weiß es wohl, es ist der Epave, den Du kaufen willst," erwiederte sie mit kalter Ruhe, „es ist der schönste Mann, den ich in meinem Leben gesehen habe."

La Rebeliere wurde blaß vor Wuth; er bot seiner Frau den Arm, indem er sagte: „Ich werde ihn zu meinem Sänftenträger machen, liebe Seele."

Sie gingen hinab. Die Straße war voll sehr gemischter Zuschauer. Die Käufer stritten sich um die Plätze mit den Müssiggängern, welche blos gekommen waren, um der Versteigerung zuzusehen. Da waren einige von jenen armen Teufeln, welche ohne einen Heller nach den Colonien gekommen waren und sich willig selbst versteigert hätten, um nur einige Thaler zu bekommen. Da waren reiche Pflanzer, welche stets bei allen Versteigerungen erschienen, um ihre Arbeitshäuser vollständig zu erhalten; es waren auch farbige Leute und sogar einige freigelassene Neger zugegen, welche reich genug waren, um Sklaven zu kaufen. Unter diesen Letztern herrschte eine gewisse Bewegung, Donatians Unglück erregte

ihr lebhaftes Mitleid; sie sahen in diesem Mißbrauch der Gewalt eine Benachrichtigung von dem, was ihnen von einem Tage zum andern selbst geschehen konnte. Sie verstanden sich augenblicklich und rotteten sich mit dem edlen Vorsatze zusammen, den Epaven zu kaufen und ihm dann seine Freiheit zurückzugeben. Sie waren weit entfernt, zu ahnen, mit welcher Hitze man ihn in die Höhe treiben würde. Alle diese Leute bildeten einen Kreis um den Tisch. Pelagia, die schöne Capresse, stand in der ersten Reihe, mit einem gelben Madrastuch um den Kopf und allen ihren Schmucksachen behangen.

Herr und Frau v. La Rebeliere traten vor, von zwei Negern begleitet, welche große Sonnenschirme trugen; der Kreis öffnete sich, um sie durchzulassen, und der Ausrufer ließ ihnen Stühle an den Tisch setzen. Donatian hatte die Farbe gewechselt, als er die junge Frau erblickte. Sie richtete die Blicke nicht auf ihn, und sich auf den Tisch stützend, nickte sie Pelagia leicht mit dem Kopfe zu. Niemand wunderte sich über ihre Anwesenheit; sie kam dahin, wie man um ein schönes Pferd zu besehen geht; das lag in den sonderbaren und wenig verfeinerten Sitten des Landes.

Ein alter Neger betrat zuerst das Gerüst. Während geringe Gebote geschahen, näherte sich La Rebeliere der Bank und sah sich die Sklaven an. Als er vor Donatian war, sagte er: „Stehe auf, daß

ich Dich gehen sehe." Der Epave rührte sich nicht. „Stehe auf," sagte La Rebeliere lauter, „wo nicht, so sollst Du erfahren, was eine neue Peitsche an dem Ende eines Bambusrohres ist!"

„Das ist eine feige, grausame Drohung!" rief Donatian mit funkelnden Blicken und hohler, zitternder Stimme: „Sie mißbrauchen Ihre Stellung..."

„Schweige und betrachte die Niedrigkeit und Schande der Deinigen: ein elender Sklave!"

Donatian war aufgestanden. „Ja," rief er, „ich bin ein Sklave, aber nur durch Verhöhnung des Rechts und der Gesetze. Sie nehmen einem Manne, der mehr werth ist als Sie, seine Stellung, seine Freiheit, sein Leben... Und Sie wagen es, von Niedrigkeit und Schande zu sprechen!... Sie, der Sohn eines Angeworbenen, der drei Jahre unter der Peitsche einer Sklavenaufsehers gelebt; Sie, der nur durch Unbilligkeiten reich geworden ist, und Alles, bis auf den Namen seines Vaters, verleugnet hat! Er hieß Rebel, der Faßbinder, und Sie nennen sich von La Rebeliere. Sonderbarer Adel, dessen Urkunden hier Jedermann bewahrheiten kann! Mein Herkommen wiegt das Ihrige auf; denn es ist ehrenvoller, ein Sklave, wie ich, als adelig, wie Sie, zu seyn."

Bleich und vor Zorn bebend, war La Rebeliere zurückgewichen und hatte seinen Stock geho-

ben und den Epaven damit berührt. Donatian machte einen Satz, und ihm das Bambusrohr mit goldnem Knopf aus der Hand reißend, zerbrach er es und warf es unter den Tisch. Auf diese unerhörte Kühnheit bemächtigte sich die Maréchaussée des Epaven, und ein großes Geschrei erhob sich unter der Menge. Man erwartete eine schnelle, schreckliche Strafe. Frau v. La Rebeliere eilte auf ihren Mann zu, denn sie glaubte, daß er den Mulatten tödten würde. Es war ein Augenblick des Schweigens und der Bestürzung. La Rebeliere, sich an den Tisch lehnend, warf finstere Blicke um sich; man kannte ihn, er war allgemein gehaßt, und Jedermann zitterte für den Epaven.

Endlich nahm La Rebeliere seine Frau beim Arme, und sie auf ihren Platz zurückführend, sagte er mit kaltem Tone: „Fahrt in der Versteigerung fort! Es ist jetzt die Reihe an dem Mulatten Donatian."

Die Soldaten von der Maréchaussée schleiften ihn auf den Tisch und hielten ihn dort aufrecht. Der Ausrufer schrie: „Der Epave wird für zweihundert Livres angeboten!"

„Fünfhundert! — Tausend! — Zwölfhundert! — Fünfzehnhundert! — Zweitausend!" rief man im Gedränge.

Es trat eine Pause ein. „Zweitausend Livres sind für den Epaven geboten!" rief der Ausrufer.

„Dreitausend!" sagte La Rebeliere.

„Dreitausend fünfhundert!" rief Pelagia, indem sie ihren Kopf vorstreckte, um ihre großen goldenen Ohrringe und ihren schönen Kopfputz bemerkbar zu machen.

„Will sich einen Mann kaufen," sagte einer der farbigen Männer, welchem Pelagia einen Wink gegeben hatte; „genug, man muß sie nicht überbieten."

„Dreitausend fünfhundert Livres sind geboten!" rief der Ausrufer: „Einmal, zweimal..."

„Viertausend!" sagte La Rebeliere.

„Fünftausend!" rief die Krämerin, indem sie mit dem Perlenhalsband spielte, welches in der Tiefe ihrer gestickten Tasche verborgen lag.

„Sechstausend! — Siebentausend! — Achttausend! — Zehntausend! — Zwölftausend!" schrie La Rebeliere, indem er aufstand.

Die Händlerin zog sich ein wenig zurück; die erstaunte Menge beobachtete ein tiefes Schweigen, man hätte den Flug einer Mücke hören können.

„Zwölftausend Livres für den Epaven!" rief der Ausrufer: „Einmal, zweimal! Giebt Niemand mehr?"

Frau v. La Rebeliere hatte Pelagien einen Wink gegeben, und diese sagte keck: „Zwölftausend fünfhundert!"

In diesem Augenblick hörte man Pferdegetrappel, welches die Straße im Galopp heraufkam. Die

erstaunte, erschrockene Menge theilte sich und Cäcilie, von dem Verwalter ihrer Pflanzung und ihrem Anwalte begleitet, erschien vor dem Tische.

„Meine Herren," sagte der Anwalt, „Fräulein v. Kerbran widersetzt sich dem Verkaufe dieses Sklaven, welcher ihr gehört, wie wir es beweisen werden. Halten Sie mit der Versteigerung ein."

„Wie! was soll das heißen?" rief La Rebeliere, indem er schnell berechnete, daß dieser Umstand ihm vielleicht zehntausend Livres ersparen könne.

Donatian blieb regungslos, wie ein Mensch, der zweifelt an dem, was er sieht und hört.

Cäcilie war vom Pferde gestiegen. „Mein Herr," sagte sie, sich an La Rebeliere wendend, „ich bitte, lassen Sie mir mein Recht widerfahren. Dieser Epave gehört mir. Diese Herren werden erklären, auf welche Art."

„Wohlan, lassen Sie hören, mein Fräulein!"

Da nahm der Verwalter das Wort und erzählte die Thatsache. Er legte seine Verzeichnisse vor, zeigte das Datum der Geburt Donatians und den Namen seiner Mutter; dann ging er auf ihn zu und entblößte das Zeichen, welches er am Arme trug. Der Anwalt schlug das Gesetzbuch der Schwarzen auf und bereitete sich, den betreffenden Paragraphen vorzulesen.

„Gehen Sie, meine Herren," sagte La Rebeliere, „ich bin hinlänglich über die Sache aufge-

klärt. In meiner Eigenschaft als Commandant des Carbets habe ich den Verkauf dieses Epaven betrieben; da es sich aber findet, daß er einen Herrn hat, so gebe ich ihn dem zurück, dem er mit Recht zukommt."

„Ist es möglich!" murmelte Eleonore mißtrauisch, indem sie Cäciliens Hand drückte.

Man führte Donatian auf seine Bank zurück, und La Rebeliere zog seine Mündel bei Seite. „Hören Sie," sagte er, „Sie sollen auf der Stelle einen guten Handel machen. Verkaufen Sie mir diesen Sklaven, ich gebe Ihnen dreitausend Livres dafür, das ist mehr, als er werth ist; fragen Sie den Verwalter. Nicht wahr, Meister Mathias, daß ich ihn zu theuer bezahle? Aber es ist eine Laune. Also dreitausend Livres, hier ist das Draufgeld."

„Nein," sagte Cäcilie mit lauter Stimme, „es ist nicht meine Absicht, diesen Sklaven zu verkaufen; ich will ihm im Gegentheil die Freiheit schenken, und das von heute an."

„Das können Sie nicht!" fiel ihr La Rebeliere ein: „Sein Loos hängt nicht gänzlich von Ihnen ab; der Gouverneur muß ihm ein Freipatent geben, und das wird er nie erhalten, nie! Sie können ihn der That nach frei geben, aber dem Rechte nach bleibt er Sklave. Sie haben das Gesetzbuch der Schwarzen angerufen; schlagen Sie diesen Artikel nach, er ist sehr bestimmt."

Cäcilie sah ihren Anwalt bestürzt an, der ihr ein bejahendes Zeichen machte.

„Wollen Sie mir also diesen Mann verkaufen?“ wiederholte La Rebeliere.

„Nein,“ erwiederte sie, indem sie den Unglücklichen, der unter dem Einflusse so schrecklicher Empfindungen erlag, mit glühendem, schmerzlichem Mitleiden betrachtete, „ich will ihn auf meine Pflanzung nach Mornes bringen lassen.“

„Ja, Fräulein,“ unterbrach sie La Rebeliere mit unterdrückter Wuth, „Sie werden ihn wegbringen lassen, aber zuvor wird er die Strafe erleiden, welcher sich kein Sklave entziehen kann, der einen freien weißen Mann beleidigt hat. Da wir einmal das Gesetzbuch der Schwarzen in der Hand haben, so wollen wir es auch bis zum Ende geltend machen, um unsere Rechte und Privilegien aufrecht zu erhalten. Der Sklave Donatian hat mich durch Worte und Handlungen beleidigt, alle Anwesenden können das bezeugen. Ich verlange, daß er hier auf der Stelle zwischen vier Pfähle gespannt werde, um neun und zwanzig Peitschenhiebe zu empfangen. So will es das Gesetz. Meine Herren von der Marechaussée, erfüllen Sie Ihre Pflicht.“

Cäcilie stellte sich vor Donatian; sie war bleich, aber sie trug die Stirne hoch und ihr Blick war fest. Diese schreckliche Lage flößte ihr auf der Stelle einen jener Entschlüsse ein, wozu man mehr

Muth bedarf, um sie zu erklären, als um sie auszuführen, und sich gegen La Rebeliere wendend, sagte sie mit sehr bestimmtem Tone: „Nein, Sie werden diesen Mann nicht anrühren, er ist kein Sklave mehr, von diesem Augenblick an ist er frei: denn ich, Cäcilie von Kerbran, ich erkläre hier, daß ich ihn heirathe... Lesen Sie den Artikel des schwarzen Gesetzbuchs: Jeder Sklave, welcher ein freies Weib heirathet, ist gesetzmäßig frei." —

Der Anblick eines unerhörten Wunders würde nicht mehr Effect auf die stumme, aufmerksame Menge hervorgebracht haben, als diese Worte eines freien weißen Weibes, einer Adeligen, an einen farbigen Mann, an einen Sklaven gerichtet. Jeder war wie versteinert.

„Mein Herr," sagte Cäcilie, sich mit einer Bewegung voll Würde an den Epaven wendend, „ziehen wir uns zurück. Wollen Sie mir den Arm geben?"

Donatian erhob sich, ohne zu antworten. Es giebt Gefühle und Lagen in dem Leben, wo das Wort ohnmächtig ist. Das Fräulein stützte sich auf ihn, und sie entfernten sich, ohne daß Jemand daran dachte, sie zurückzuhalten.

Eleonore war stumm vor Erstaunen geblieben. Sie wußte nicht, was in ihrer Seele vorging; aber bald wurde ihre Liebe von einem Gefühle von Recht und Edelmuth beherrscht, und sie empfand nur das

Glück, Denjenigen, den sie so sehr geliebt hatte, der Rache ihres Mannes entzogen zu sehen. La Rebeliere, voll Wuth und Verwirrung, würde sich dennoch getröstet haben, hätte er nur Thränen in den Augen seiner Frau gesehen; aber er begriff mit furchtbarem Aerger, daß ihre Leidenschaft für Donatian stark genug war, um mit Freude zuzugeben, daß eine andere Glücklichere, vielleicht Geliebtere als sie, ihn gerettet habe. Dieser Augenblick rächte sie für Alles, was sie gelitten hatte.

„Nun," sagte sie, indem sie sich mit kaltem Spotte an La Rebeliere wandte, „der Epave heirathet das Fräulein v. Kerbran. Du hattest doch geschworen, daß er unter der Peitsche eines Sklavenaufsehers sterben sollte!"

Die rothe Nase.

Nach Lord Feeling.

Dryden hat die Seele beschrieben: „eine kleine blaue Flamme, welche in uns kommt und geht.“ — Ich weiß keine bessere Erklärung von diesem göttlichen Hauche zu geben, der uns belebt. Was diesen Gedanken noch schöner macht, ist, daß man ihn doppelt anwenden und ihn auch auf die Liebe beziehen kann. Wenn die Liebe in der That nicht eine kleine blaue Flamme ist, welche in uns kommt und geht, dann, ich bitte Euch, was ist dann die Liebe?

Aber wir wollen diese spitzfindige Definition nicht zu ergründen suchen. Wozu dient es, das Gefühl zu zergliedern? Wenige unter Denen, welche die Liebe empfanden, haben ihre Ursachen entdeckt. Alle haben ihre Wirkungen gefühlt. Der Biograph, der Kritiker, der Mathematiker, der Geolog, der Historiker und der Naturalist, gewohnt, wie sie sind, Alles zu zergliedern und in die Geheimnisse aller Dinge einzudringen, haben folgsam das Joch der Leidenschaft getragen, ohne Rechenschaft über ihre Gewalt von ihr zu erlangen. Zu den Füßen seiner Gelieb-

ten denkt der Monarch nicht daran, daß er seine Majestät erniedrigt, indem er vor ihr niederkniet, noch forscht er nach, warum er seine Größe so im Staube beugt. Der Minister, welcher den Hof flieht und auf dem Lande seine Seufzer verbirgt, befragt die unsichtbare Macht nicht, welche ihn die Sorge für seinen Ehrgeiz vernachlässigen läßt. Sogar die kupferige Fischhändlerin, die, in Erinnerung an ihren geliebten Matrosen verloren, sich mit Wachholderbranntwein berauscht und Glas auf Glas hinunterstürzt, erkennt, ihrer selbst unbewußt, die Gewalt des blinden Gottes an, indem sie ahnet, daß ihr Liebesfieber ihr den unlöschbaren Durst einflößt, den sie nicht begreift.

Maria Hargrave war eine der Töchter des Pfarrvicars von Kensington bei London. Sie hatte Elfenbeinzähne und Korallenlippen. In den Treibhäusern von Chelsea gab es keine Blume, welche einen süßeren Duft als ihr Athem hatte. Ihr wunderschön geformter Busen erhob in wollüstiger Bewegung den grauen Taffet ihres ausgeschnittenen Kleides. Ihre Schultern, o, ihre runden Schultern! im Winter wie im Sommer der Luft preisgegeben, waren so weiß, daß man hätte glauben können, sie seyen mit ewigem Schnee bedeckt. Ihr schwarzes Auge schoß rasche Blitze unter den langen Augenwimpern hervor. Ihre schlanke Gestalt war feiner als die einer Wespe, ihr Fuß kleiner, als der einer Manda-

rinen-Tochter. Jede ihrer Bewegungen bezauberte, jede ihrer Gebehrden war voll Grazie. Ihr Geist war lebhaft und gebildet. Man wußte nicht, sollte man mehr den treffenden Witz ihrer raschen Antworten bewundern, oder ihr richtiges Urtheil, oder ihre liebenswürdige Bescheidenheit, oder ihre seltene Seelengüte. Kurz, Maria stand eben so viele tausend Klafter hoch über den Sophien, Clarissen, Emilien, Nellen, Narcissen und Sacharissen, als der Blitz jemals über der Rosinante erhöht war.

Aber ach! in der Welt ist nichts ohne Schattenseite; Vollkommenheit ist nur ein Wort. Mitten aus Maria's reizendem Gesichtchen sah eine Nase hervor, welche die bösen Feen mit Lust erschaffen zu haben schienen. Gott der Barmherzigkeit! es war eine Nase, welche an Größe die unsterbliche, durch Slawkenberpint beschriebene Nase übertraf, und was ihre Farbe betraf, ihr Mächte des Himmels! eine irländische Strumpfflickerin, welche regelmäßig des Tages ihre sechs Pinten Whisky trinkt, hat niemals eine Nase von ähnlicher Farbe gehabt.

Unsere Heldin jedoch war keines jener eiteln Geschöpfe, welche nur ihre Verdienste erkennen, und blind sind, wenn es gilt, ihre Unvollkommenheiten zu betrachten. Sie besaß allerdings genug Gaben des Körpers und Geistes, um eitel darauf seyn zu können, und in gewissen Beziehungen wäre ihr der Stolz rechtmäßig erlaubt gewesen; aber dieses köst-

liche Kind hatte bedeutende Schritte zu der höchsten Weisheit gethan. Sie kannte sich selbst und ließ sich Gerechtigkeit widerfahren. Sie begriff, daß sie eine dicke rothe Nase hatte; sie wußte es und war demüthig. Ach, warum hat der Schöpfer nicht allen Schönheiten der Welt rothe Nasen gegeben!

Mit so vielen unschätzbaren Vorzügen stieg Maria melancholisch die letzten Sprossen ihres achtzehnten Jahres hinab, ohne daß sich ein Liebhaber gezeigt, welcher ihr die Hand geboten hätte, um die Stufen der Ehe hinauf zu steigen. Je zuweilen erwischte sie wohl einen flüchtigen Bewunderer; aber so wie ihre jüngere Schwester Charlotte neben ihr erschien, so trat die arme Maria in den Schatten, und es blieb ihr alle Zeit, in der Einsamkeit über ihre rothe Nase nachzudenken. Es war eine grausame, unaufhörliche Trübsal. Hätte sie vernünftiger Weise hoffen können, daß Thränen die Flammen dieser unseligen Nase auslöschen und ihre Dimension vermindern würden, so würde die betrübte Maria willig alle ihre Thränen geweint haben. Aber sie hatte zu viel Verstand, um so viel Schwäche zu haben. Sie erwartete kein Wunder zu ihren Gunsten. Von den unzählbaren Heilmitteln, wovon sie hatte sprechen hören, versprach kein einziges, ihre Kupfernase zu versilbern.

Wir haben gesagt, daß Maria die älteste der beiden Schwestern war. Als es sich um eine Ver-

sorgung in der Familie handelte, hatte sie das unbestreitbare Recht des Vorranges. Endlich bot sich eine Heirath dar, aber nicht für sie. Maria machte keine Einwendung, ohne Zögern begab sie sich ihres Vorrechts und ließ großmüthig Charlotten sich verheirathen. „Jetzt," sagte das edle Mädchen zu sich selbst, „jetzt ist der Weg der Ehe frei von jedem Hinderniß für mich, wenn anders meine Nase kein unübersteigliches Hinderniß ist. Meine Schwester ist versorgt und ist nicht mehr da, um mir das Futter vor dem Munde wegzunehmen."

Den folgenden Tag wurde Herr Conway, ein sehr ausgezeichneter Buchhalter, in dem Pfarrhause eingeführt. Conway war ein schöner, großer, blonder junger Mann, der einen apfelgrünen Frack mit silbernen Knöpfen trug. Kaum hatte Maria nur den Kragen dieses verführerischen, hoffnungsfarbigen Rockes erblickt, als sie den Theil ihres Gesichtes, welchen ihr errathen werdet, künstlich mit dem Sacktuche verdeckte. Sehen wir ihr diese unschuldige Koketterie nach; denn es gehört in der That nicht weniger Muth dazu, eine häßliche rothe Nase offen zu zeigen, als eine griechische unter einer Larve zu verbergen. Conway wurde betroffen von der harmonischen Formensymmetrie der jungen Miß. Er bewunderte ihr elegantes, graziöses Aussehen. Ein Mann ist stets eben so bereit sich zu verlieben, als aufzuhören es zu seyn. Einige Augenblicke der Un-

terhaltung mit dem liebenswürdigen Mädchen verrückten dem empfindsamen Buchhalter den Kopf. — Sie empfand Alles so fein und lebhaft, ihr Verstand war so richtig und so belebt, ihre Einbildungskraft so zart; sie gab einer Sache niemals ihren Beifall, bevor sie sie verstanden hatte, und dankte nicht dummer Weise für eine Schmeichelei, welche die Höflichkeit allein eingegeben hatte; sie vermied und lehnte Complimente von sich ab, statt sie herauszufordern. O, sie war ein unvergleichliches Weib! Nach einer Stunde war Conway überzeugt, daß er in Maria einen wahren Phönix entdeckt habe. — Ach, er hatte nicht einmal die Nasenspitze des theuren Mädchens gesehen!

Ich bestätige es, der Mensch ist ein phantastisches, unerklärliches Geschöpf, er ist der Sohn des Unbestandes, und die Laune ist seine Mutter. Er ist eine lebendige Wetterfahne. Conway hatte seine Besuche bei dem würdigen Vicar fortgesetzt. Die bescheiden verhüllte Physiognomie Maria's hatte dieses leicht erregbare Herz fast vollends bewegt. Er war bezwungen; der allgewaltige Zauber dieses geistreichen Geplauders, diese natürlichen, offenen Manieren hatten gesiegt: er bekannte sich für überwunden. Er war im Begriff niederzuknieen und seine Ansprüche zu offenbaren — aber in einem Augenblick war Alles verändert. — Maria war plötzlich dumm, gemein und widerwärtig: der Vorhang hatte sich ge-

lüftet. — Er hatte die rothe Nase des unglücklichen Mädchens entdeckt.

Conway biß sich in die Lippen, machte sein Compliment und ging.

Maria verhehlte sich die plötzliche und augenscheinliche Veränderung nicht, welche in den Gefühlen ihres beweglichen Anbeters vorgegangen war. Sie würdigte auch den Beweggrund sehr richtig, welcher diese Veränderung hervorgebracht hatte. — Aber die Schuld lag allein an ihr. Warum war das Tuch gefallen? Es war ein unkluger, unseliger Fall. Auch zweifelte sie nicht daran, daß diese Nase ewig an ihrem Verderben schuld seyn werde. — Sie vermochte ihre Thränen nicht zurückzuhalten. Nicht daß sie leidenschaftlich für den sehr entzündbaren blonden Jüngling eingenommen gewesen wäre; aber er hätte doch einen Ehemann abgegeben, wie ein Anderer; und dann war dieser plötzliche Rückzug so beleidigend, so trostlos für sie. Sie durfte sich nicht mehr täuschen: dieses wird künftig der unvermeidliche Weg seyn, welchen alle Freier einschlagen werden. Eben so gut wäre es, gleich freiwillig der Ehe zu entsagen und sich, gleich einer Nonne, der ewigen Jungfräulichkeit zu weihen. — Aber welch ein Schicksal ist das! Wie! eine gläubige Protestantin, die Tochter eines anglicanischen Geistlichen sollte sich fast zu einem katholischen Klosterleben verdammen! — „Ach, Mutter, liebe Mutter, welches grausame Gelüste ist über Dich

gekommen, als Du mich unter dem Herzen trugest und Himbeeren essen wolltest!" — Dieses war ein unbescheidener und unkindlicher Ausfall, besonders unschicklich für ein sonst so zurückhaltendes Mädchen. Was würde sie erst gesagt haben, guter Gott! wenn Mistreß Hargrave vor ihrer Niederkunft gar Lust gehabt hätte, ein Stückchen von dem Schwanz des Hippopotamus zu verspeisen? Aber zu welchen Verirrungen kann der Schmerz, eine alte Jungfer werden zu müssen, verleiten!

Conway jedoch hatte keine halsstarrige, zornige Natur; sein Widerwille war weder heftig, noch unüberwindlich. Aß er in der Taverne, so verdammte er den Koch nicht stürmisch, weil der Rinderbraten zu sehr gebraten, obgleich das Uebel ohne Abhülfe war. Es gab Niemand, der die Kruste von frischem Brode lieber aß als er; allein es war sehr selten, daß er außer sich gerieth und das Kellermädchen von ganzem Herzen verwünschte, wenn es ihm auch einige Schnitten Brosame vom vorigen Tage auftrug.

Bei diesem Vorfalle jedoch dauerte es lange, bis er wieder in sein gewöhnliches Gleichgewicht kam; seine Erbitterung hatte den höchsten Grad erreicht. Als er nach London zurückging, rief er den ganzen Weg längs Piccadilly: „Die entsetzliche Nase! Eine wahre Vogelscheuche von einer Nase! Welcher unglückselige Sterbliche befand sich je einer solchen Nase gegenüber! Die häßliche Rothnase! Die Trunken-

boldsnase! Die unduldbare Nase! Maria ist gewiß ein höchst interessantes Mädchen; sie besitzt alle erdenkbare Anmuth und Verstand; sie wäre fast ein vollkommenes Weib! Aber, bei Christus! wo hat sie diese nichtswürdige Nase aufgefischt, diese neidische Nase, welche ihren ganzen Glanz verdunkelt? Unter den unzähligen Abarten der Nasen, welche fähig sind ein Gesicht zu schänden, gab es keine närrischere, unverschämtere, unvereinbarere Nase, als diejenige, welche ihr zu Theil geworden ist. Nein, Maria, ich verabscheue diese abscheuliche Nase! Eine solche Nase werde ich mein Leben lang nicht bewundern!"

Diese Reden und Ansichten waren allerdings die Reden und Ansichten eines Mannes, der aus den Schranken der gesunden Vernunft herausgetreten ist, mit einem Worte, es war die Sprache eines Narren. Wir sind also völlig berechtigt zu glauben, daß Conway nicht gänzlich von seiner Liebe geheilt war.

Ich kenne nur eine giltige Entschuldigung für das Verliebtseyn, das ist die Unmöglichkeit, sich dessen erwehren zu können. Dieser Gedanke gehört mir Ich erkläre es, und alle falsche Bescheidenheit bei Seite gesetzt, ich erachte ihn für so tief und wahr, daß, wäre er nicht aus meinem eigenen Gehirne hervorgegangen, ich nicht zögern würde, dem ehrwürdigen Alterthume die Ehre seiner Erfindung zuzuschreiben.

Gebt mir übrigens den Schlüssel zu den unendlichen Widersprüchen dieses unbegreiflichen Gefühls, welches ihr Liebe nennt, gebt ihn mir, wenn ihr ihn habt; denn ich habe ihn nie gesehen noch gehalten.

Ich weiß nicht, wie es geschah; ich vermuthe, daß es einzig Geschäfte halber war, daß Conway bewogen wurde, nochmals zu dem Pfarrer zu gehen. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm die Hausthüre weiter als gewöhnlich aufgemacht. Er wurde eingeladen, so oft wiederzukommen, als es ihm gefallen würde, und zwar zur Essenszeit, als Freund und Tischgenosse; und das Wunderbare an der Geschichte ist, daß er wiederkam und häufig wiederkam. Welch ein Dämon brachte ihn auf diese Art und gleichsam mit Gewalt dahin zurück, wo es doch schien, daß nichts ihn anziehen könne? In der That waren ihm diese unwillkührlichen Besuche selbst ein unauflösbares Räthsel. Es war ihm Bedürfniß zu kommen, und er kam. War er da und in Mariens Gesellschaft, so ward er von einer unüberwindlichen Kälte erstarrt. Wie sehr war er verändert! Er sprach ohne Schüchternheit; er hörte zu ohne Theilnahme; er dehnte sich aus und machte es sich auf dem Sopha bequem. Servirte man den Thee, so aß er in der Zerstreuung die aufgehäufte Pyramide von Butterschnitten ganz allein. —

„Ach, er liebt mich nicht mehr!“ sagte das trostlose junge Mädchen zu sich selbst.

Dasselbe ungefähr sagte sich auch Conway. — „Der Teufel soll mich holen," dachte er, „wenn ich ein Wort von dem verstehe, was in mir vorgeht! Nach meinen öftern Aufregungen zu urtheilen, muß ich glauben, daß ich noch verliebt bin. Aber nur in London fühle ich mich verwirrt; zu Kensington bin ich so ruhig, wie die Wellen der Serpentine. Wenn ich also noch liebe, so ist es sicher nicht Maria. Nicht daß ihre Unterhaltung weniger Reiz als sonst für mich hätte, nicht daß sie mir weniger verständig und weniger achtbar erschiene; sondern die Impertinenz dieser verfluchten rothen Nase leuchtet mir unaufhörlich in die Augen, so sehr sie dieselbe auch jetzt beständig in ihrem Sacktuche versteckt hält. Diese rasende Nase stößt mich zurück und hält mich in achtungsvoller Entfernung. Welch ein von Gott und den Weibern verlassener Mensch wird sich jemals an ein Mädchen binden, welches durch solch einen Rüssel athmet? Nein, ich werde nicht mehr an die arme Maria denken."

Und während er sich diese vernünftigen Reflexionen wiederholte und auf seine Wohnung zueilte, dachte er von Hyde-Park bis Temple-Bar einzig an Maria. Er dachte in seinem Zimmer an sie; er dachte an sie, indem er sich auskleidete; in seinem Bette, schlafend und wachend dachte er an sie. — Unglücklicher junger Mann, sein Herz hatte diese Stürme nicht gekannt, als er nur daran ge-

dacht hatte, seine Bücher friedlich und genau zu führen.

Um diese Zeit wurde ihm durch ein großes Handelshaus eine Stelle als erster Geschäftsführer angeboten, welche aber eine stete Anwesenheit erforderte. — „Das wird mich aus meiner Verlegenheit retten!“ rief er aus: „Das ist die Pforte des Heils für mich! Erklimmen wir den Gipfel des Glücks, statt uns in den Abgrund einer lächerlichen Ehe zu stürzen. Der muß ein Dummkopf seyn, der eine Stelle mit einem Einkommen von tausend Guineen dem Alp einer monstruösen, unsinnigen Liebe aufopfert! Es ist beschlossen, ich nagele mich auf den Sessel meiner Kasse, und setze keinen Fuß mehr zu Master Hargrave.“ Und mit diesen goldnen Vorsätzen auf den Lippen wandte er der Stadt den Rükken zu, und ging wider Willen nach Kensington.

Als er so auf das Dorf zuging, wohin ihn jetzt ein unwiderstehlicher Magnet zog, blieb er plötzlich stehen, faßte sich mit der rechten Hand an's Kinn mit tief tiefnachdenklicher Miene, selbst auf die Gefahr hin, von den Vorübergehenden für einen in der Arbeit begriffenen Dichter oder für ein Mitglied des Unterhauses gehalten zu werden, welches seine morgende Rede durchdenkt. „Was will ich thun?“ rief er: „Wenn ich diese unendbare, mit Purpur drappirte Nase heirathe, was wird dann die Stadt sagen? was wird Fleet-Street sagen? was werden Miß Pin,

Miß Needle und Mistreß Knife sagen? was werden die spitzigen, geschärften Stahlzungen sagen? Ja, in welch einen Zustand würden sie die klägliche Nase versetzen, welche Mistreß Conway heißen wird?"

Dieses war die liebliche Zukunft, welche die verschüchterte Einbildungskraft Master Conway's voraussah. Wenn der entflammte Wind, welcher ihn vorwärts trieb, ihn nicht fortgezogen und wieder in Gang gebracht hätte, so würde er sicher die Schritte gewendet, und seine Ueberlegung würde mit dem Gelübde eines heilsamen und immerwährenden Cölibats geendet haben; allein der Eheteufel behielt die Oberhand.

Die Freundschaft, welche Conway mit der Familie Master Hargrave's verbunden hatte, war nach und nach in eine gewisse Vertraulichkeit übergegangen, welche sehr bestimmt nach einem künftigen Schwiegersohne roch. Er war zum Hause gehörig geworden; seine Bequemlichkeit stand ihm völlig frei; seine Zerstreuungen waren, gleich seiner Person, willkommen. An dem Abend dieses letzten Besuches war der blonde Jüngling zerstreuter als gewöhnlich. Beim Hereinkommen trat er die Katze auf den Schwanz; als er sich von dem Kanapee erhob, auf welchem er ungefähr eine Stunde geschlafen hatte, fand er den neuen Hut des Pfarrers so zusammengedrückt unter sich, wie es nur der dünnste Pfannenkuchen seyn konnte. Er wollte durchaus den Thee selbst berei-

ten; allein er setzte den Theekessel auf den Tisch und die Porzellainkanne auf das Feuer. Die Butter warf er in den Kumpf mit heißem Wasser und zukkerte drei Tassen Thee mit Salz. — Dennoch schlug Mariens Herz vor Freude hoch auf. — „Ich glaube wirklich," sagte sie zu sich selbst, „daß dieser treffliche junge Mann sich der Unregelmäßigkeiten meines Gesichtes nicht mehr erinnert."

Aber das vertrauende junge Mädchen täuschte sich außerordentlich in dieser Vermuthung. Ich bezeuge, daß das Gehirn des betrübten Buchhalters täglich verwirrter wurde. Den folgenden Tag lief er bei allen Fleckenausmachern der Stadt herum und forschte nach einem Universalmittel, um die widerspenstigsten Flecken zu vertilgen. — „Aber um welche Flecken handelt es sich denn?" fragten die Fleckenvertilger mit unzerstörbarem Ernste: „Sind es Flecken in Ihrem Weißzeuge?" — „Nein!" — „In Ihrem Mantel?" — „Nein!" — „In dem Ueberrocke Ihrer Frau Gemahlin?" — „Eben so wenig. Grade weil ich nicht verheirathet bin, und es mir Noth thut, es zu seyn, nehme ich meine Zuflucht zu den Hülfsmitteln Eurer Kunst. Habt ihr nicht eine Essenz, welche die Kraft besitzt, die rothe Nase eines achtzehnjährigen Mädchens zu entfärben?" — Und da die Fleckenausmacher von London sehr ernste, wenig fähige Männer sind, die Abirrungen des Gefühls zu begreifen, so war nicht einer unter ihnen,

welcher nicht voll Menschenliebe bereit gewesen wäre, den armen Conway nach Bedlam führen zu lassen, wenn, während er sein Gesuch vortrug, grade ein Constabler vorübergekommen wäre.

„Meine Unentschlossenheit wird mich zu Grunde richten! Ich werde dadurch den Verstand vollends verlieren!“ rief Conway, indem er mit großen Schritten aus der Stadt eilte und mit hinter dem Rücken gekreuzten Händen den Strand hinabging. „Nein, ich bin nicht zum Glück geboren; würde ich mich sonst von dem kleinsten Kieselsteine, auf den ich stoße, von dem Wege abwendig machen lassen, welcher dahin führt. Mächte des Himmels! der Kelch des Segens ist voll bis an den Rand! Ihr habt ihn in meine Hände gegeben; ich darf nur trinken, und wage es nicht, meine Lippen diesem köstlichen Tranke zu nähern. Und warum? Weil er eine rothe Nasenspitze hat, welche auf der Oberfläche erscheint. Esel, der du bist! Bildest du dir denn ein, daß diese Nase ein Vulcan sey? Glaubst du, sie wäre ein mit einem nahen Ausbruch schwangerer Vesuv?“

Und er bewaffnete sich plötzlich mit verzweifeltem Muthe. — „Ja, ich werde meinen Entschluß fassen!“ rief er, indem er mit geballten Fäusten in die Taschen seines apfelgrünen Frackes fuhr. „Ich mag widerstehen, wie ich will, ich bin einmal verliebt und muß dem Verhängniß gehorchen. Ich werde Maria heirathen, sollte sich auch ganz London verschwören,

um mir in meiner Hochzeitsnacht eine betäubende Katzenmusik zu bringen; mögen auch Miß Pin, Miß Needle und Mistreß Knife in ein ewiges Gelächter darüber ausbrechen."

Aber der Nebel hatte die Falten des Trauerflors verdoppelt, welcher die Stadt umhüllte. Der melancholische Jüngling wurde plötzlich von einem heftigen Anfall des wüthendsten Spleens ergriffen. Er war noch nicht zu Charing-Croß, als ihm durch die Finsterniß der Atmosphäre Maria's Nase roth wie Feuer und breit wie Scipio's Schild erschien. — Unglücklicher Liebhaber! — Es war die noch unglücklichere Sonne Londons, welche mit den doppelten Dünsten der Themse und der Steinkohlen rang und ihr Angesicht von dem Kampfe blutend zeigte. Bei dieser furchtbaren Vision fuhr Conway entsetzt zurück. Seine ehelichen Verfügungen wurden neuerdings hinausgeschoben; er ging sogar an diesem Tage nicht nach Kensington, sondern begab sich in die Stadt und brachte seine etwas in Rückstand gekommenen Bücher in Ordnung.

Je länger wir einen Gedanken in unserm Geiste herumrollen, je mehr stumpfen wir seine Ecken ab; wir runden ihn, wie der Ocean einen Kieselstein, welchen er beständig mit sich forttreibt. Bald hat er nichts mehr von seiner anfänglichen Gestalt, noch von seinen verletzenden Spitzen. Dieselbe geistige Arbeit ging in Conway vor. Er hatte so sehr und

so lange Maria's sanftes Bild in seiner Phantasie bewegt, daß er damit aufhörte, alle ihre Vorsprünge, selbst den spitzigsten, zu mindern. Es blieb ihm wohl die unklare Erinnerung einiger Unvollkommenheiten, welche ehemals die Schönheit seiner Vielgeliebten entstellt hatten; aber es war ihm, als wisse er nicht mehr genau, welches dieser Fehler gewesen sey. Da er übrigens nicht die geringste Lust hatte, sich daran zu erinnern, so wäre es zu verwundern gewesen, wenn sein Gedächtniß ihm das Geheimniß bewahrt hätte; und dann half ihm auch Maria bestens, dasselbe zu vergessen. Sie war jetzt klug und sehr auf ihrer Hut; das Tuch fiel nicht mehr, es stand beständig als Schildwache auf seinem Posten.

Wie dem auch sey, die Besuche Master Conway's zu Kensington dehnten sich von Tag zu Tag zu ungebührlicherer Länge aus. Er langte jetzt schon zum Frühstücke bei Hargrave's an und kehrte erst nach dem Abendessen zurück.

„Wahrlich," sagte Maria in der unschuldigen Freude ihres Herzens, „ich habe fast einen Mann an ihm; allein es fehlt noch eine unerläßliche Ceremonie." Und der glückliche Liebhaber, welcher sich fast auch wie ein Ehemann vorkam, wunderte sich selbst, daß er noch nicht verheirathet und genöthigt war, jede Nacht sein einsames Lager in der Stadt aufzusuchen.

Wenn aber ein Verliebter sich erst erstaunt, noch nicht verheirathet zu seyn, so hat er bald aufgehört

Junggeselle zu seyn. — An einem schönen Morgen wurde das verhängnißvolle unauflösliche Band endlich geknüpft.

Als das zärtliche Paar aus der Kirche ging, sah ein ungezogener Range von einem Straßenjungen, welcher unter dem Portal betete, der Braut unverschämter Weise in das Gesicht und rief plötzlich laut: „O, die schöne Dame! und die schöne rothe Nase!" Aber das schüchterne Gesicht Maria's, welches, seiner Rechte gewiß, sich in so weit emancipirt hatte, sich einen Augenblick an die Luft zu wagen, wurde alsobald wieder hermetisch in das Tuch verschlossen.

„Eine rothe Nase, liebes Kind?" wiederholte Conway, indem er sich ängstlich umsah, „eine rothe Nase? Was will denn der Schlingel!"

Der Notar *).

1722. 1733.

I.

Georg Raimund war Pächter der Meierei La Jolais, welche dem Herzoge von La Vaubaliere gehörte. Seit langer Zeit Wittwer, war ihm aus einer glücklichen Ehe nichts übrig geblieben, als eine einzige holde Tochter, Julie, an welcher er mit der zärtlichsten Vaterliebe hing und der er, von seiner Wohlhabenheit unterstützt, eine Erziehung gegeben hatte, die, ohne ihrer Natürlichkeit zu schaden, sie doch über den Stand erhob, den sie in der menschlichen Gesellschaft einnahm. Seit einiger Zeit war das Herz des jungen Mädchens erwacht und hatte für einen jungen Arzt Namens Adrian gesprochen, den der Zufall in das Haus des Pächters geführt. Raimund hatte sich nämlich eines Morgens schwer verletzt; man wollte in die Stadt nach einem Wund-

*) Der Inhalt ist theilweise einem französischen Drama entnommen.

arzte schicken, als der junge Mann, der sich seit einigen Tagen der reizenden Gegend wegen in La Jolais aufhielt, von dem Unfalle hörte, seine Dienste anbot und den Verwundeten glücklich heilte. Als die Wunde vernarbt war, fuhr er fort die Meierei zu besuchen, die Besuche des Freundes folgten auf die des Arztes und konnten um so weniger zurückgewiesen werden, da der Doktor den Großmüthigen gespielt, und jede Belohnung abgelehnt hatte.

Von dem ersten Tage an, wo er Julie gesehen hatte, sah er das Weib in ihr, das alle seine Sehnsuchtsträume erfüllt hatte. Er berauschte ihre Ohren nicht durch das Geständniß einer Liebe, welche ihr Herz nur allzuwohl errathen hatte; aber seine auf die ihrigen gehefteten Blicke trugen ihr seine geheimsten Gedanken zu. In den langen Abenden, wo die Gegenstände der Unterhaltung so oft wechselten, waren ihre so natürlich ausgesprochenen Ansichten immer der Spiegel der seinigen; ihr Geschmack, ihre Abneigungen, ihre Sympathien stimmten immer überein, und diese Uebereinstimmung der Gefühle machte sie seinem Herzen noch theurer. Er überließ sich der Wonne, sie zu lieben, ohne zu bedenken, daß die Tage schneller vorüber rauschten und daß ihn wichtige Pflichten ferne von ihr riefen.

Zu St. Domingo geboren, hatte er seinen Vater nicht gekannt, der einige Zeit vor seiner Geburt nach Europa zurückgekehrt war. Seine Mutter hatte ihm,

ihrer Entbindung nahe, nicht folgen können. Während dreier Jahre ertrug sie die Abwesenheit ihres Gatten ohne Klage. Er versprach stets in die Colonie zurückzukehren; als aber einige Monate vergingen, ohne daß er schrieb, stieg ihre Besorgniß auf den höchsten Grad, so daß ihre Gesundheit darunter litt; ganz trostlos nahm sie endlich Abschied von ihrer Familie und schiffte sich nach Frankreich ein. Das Unglück wollte aber, daß sie während der Ueberfahrt starb. Der arme Adrian blieb der Sorgfalt eines Dieners überlassen, den weder er, noch seine Mutter geliebt hatte, der aber der einzige war, der sie begleitete. In Frankreich angekommen, gab ihn dieser unter dem Namen Adrian in eine Pension, und als er den Wunsch gegen ihn äußerte, seinen Vater sehen zu wollen, kündigte er ihm an, daß sein Vater todt und er eine Waise sey, daß dieser vor seinem Verscheiden eine Summe bei einem Notar hinterlegt habe, welche hinreichend sey, die Kosten seiner Erziehung zu bestreiten, daß er aber, sobald diese vollendet sey, nur auf sich selber zählen solle. Wirklich wurde auch sein Kostgeld jedes Jahr regelmäßig von unbekannter Hand bezahlt. An dem Tage, als er das Colleg von Navarra verließ, übergab ihm der Vorsteher desselben eine Anweisung von zweitausend Thaler auf den Generalpächter Lacour, indem er ihm zu verstehen gab, daß diese Summe bestimmt sey, um sich Bücher anzuschaffen und seine medicinischen

Studien auf der Universität zu Montpellier zu bezahlen; das doppelte dieser Summe sollte er an dem Tage erhalten, an welchem ihm die Facultät den Doktorhut gewähren würde. — Er begab sich nach Montpellier, und als Student immatriculirt, suchte er die Achtung und die Gunst seiner Lehrer zu erwerben; auch würde er Languedoc nicht verlassen haben, hätte er nicht drei Monate vor Beginn unserer Erzählung einen Brief erhalten, welcher, wie es schien, seine ganze Existenz umwandeln sollte.

In diesem Briefe, dessen Schrift ihm völlig unbekannt war, wurde er aufgefordert, sich in aller Eile nach Paris zu begeben, das Geheimniß seiner Geburt sollte ihm dort enthüllt werden durch einen Notar, dem es unter dem Siegel eines heiligen Eides anvertraut worden war. Voll Hoffnung nahm er Urlaub bei der Facultät, reiste ab, kam an, eilte in das bezeichnete Haus... doch der Notar war indessen gestorben. — Diese Nachricht beugte ihn tief. Seit langer Zeit war er in sein Schicksal ergeben gewesen; es blieb ihm fast keine Erinnerung mehr aus seinen Kinderjahren... und dieser Brief hatte auf einmal neue Hoffnungen in ihm erweckt. Oft kam ihm der Gedanke, daß jener elende Bediente ihn betrogen, daß er vielleicht auch seinen Vater getäuscht habe, und dieser vielleicht noch lebe; doch konnte er sich seines Namens durchaus nicht entsinnen, denn er war erst vier Jahre alt gewesen, als er seine Mut-

ter verlor. Wohl hatte er sie oft den Namen ihres Gatten aussprechen hören, aber in einem vierjährigen Gehirne verwischen sich die Erinnerungen so leicht.

Es war auf seinem Rückwege von Paris, als er Julie kennen gelernt hatte, und vielleicht würde er noch länger in ihrer Nähe verweilt, sich noch schwerer von ihr getrennt haben, hätte nicht Raimund an dem Abend vor dem Beginne unserer Erzählung im Laufe des Gespräches gesagt, daß ein junger Mann, der heirathen wolle, sich eine unabhängige Lage sichern müsse; daß man nicht eher an eine Heirath denken solle, bevor man nicht durch sein Vermögen oder durch seine Talente im Stande sey, seine Frau zu ernähren und seine Kinder zu erziehen. Adrian hatte in diesen Worten eine indirekte Lehre gesehen, seine ganze Mannheit erwachte, und er faßte in der Nacht noch den Entschluß, nach Montpellier zurückzukehren. Am folgenden Morgen erklärte er Julien seine Gefühle für sie, deren Erwiederung ihm zugesichert wurde. Die Gewißheit, von ihr geliebt zu seyn, gab ihm Muth und Geduld; er hoffte sich bald einem Examen unterwerfen zu können, seine Dissertationen mit Ehren zu halten, und wollte längstens in einem halben Jahre zurückkehren, um sich auf ewig mit ihr zu verbinden.

So drückte er denn den ersten Kuß auf ihre Lippen, steckte ihr einen Ring mit ihren verschlungenen

Namen an den Finger und trat seine Rückreise an. Julie trat an das Fenster und sah ihm lange nach; war es doch, als sähe sie ihr Glück weit, weit von sich ziehen. Das Herz schlug ihr heftig, das Weinen war ihr nahe, und so lange sie Adrian noch erblicken konnte, winkte sie ihm mit ihrem Taschentuche Abschiedsgrüße zu.

Auch der alte Raimund war dem jungen Manne von ganzem Herzen gewogen. Wohl hatte er ihn längst durchschaut, in seiner Uneigennützigkeit hatte er die Berechnung des Liebenden erkannt; denn wäre der Arzt einmal bezahlt gewesen, so hätten seine Besuche aufgehört, und dabei hätte der Liebende seine Rechnung nicht gefunden. Er würde ihm längst den Laufpaß gegeben haben, wenn er sich nicht überzeugt hätte, daß er ein treffliches Herz, einen verständigen Kopf und einen zwar schwachen und unentschlossenen Charakter besaß, aber dabei gewiß keiner unwürdigen Handlung fähig war. Zudem war er entschlossen, der Neigung seiner Tochter niemals Zwang anzuthun; denn er war der Meinung, daß ein Vater, der seine Tochter zwänge, einen Mann zu heirathen, den sie nicht liebe, sie großen Gefahren aussetze und für alle unvermeidlichen Folgen einer unglücklichen Ehe verantwortlich würde. Andererseits aber meinte er, daß sich die Liebe in einem Haushalte sehr bald verflüchtige, wenn sie nicht durch Wohlstand unterstützt sey. Der seinige hatte in den letzten Mißjahren

bedeutend abgenommen, so daß er am Ende des Jahres kaum einige Thaler für Nothfälle zurücklegen konnte; daher verlangte er zwar keinen Reichthum von seinem künftigen Schwiegersohne, aber doch so viel, daß er die Existenz seiner Tochter sichern könne. Er hatte deßhalb die Bemerkung, die Adrian forttrieb, wirklich in der Absicht gesagt, um ihn aus seiner verliebten Starrsucht zu wecken und einem thätigen Leben wieder zu gewinnen; er sollte seine Pflichten als Mensch erfüllen und sich vorbereiten, dermaleinst seine Pflichten als Gatte und Vater erfüllen zu können. Dieses Alles sagte er seiner Tochter, die ihn von Adrians Absichten in Kenntniß gesetzt hatte, und fügte noch lächelnd hinzu: „Er hat mich verstanden, er ist abgereist, das war das Klügste, was er thun konnte. Er hat Dir ohne Zweifel unwandelbare Treue geschworen, und Du hast ihm dagegen eine Liebe ohne Ende gelobt. Nun, er soll mit einem Doktordiplome wiederkommen, und ich werde mich Deiner zu seinen Gunsten entledigen." Dann aber rasch auf einen andern Gegenstand überspringend, fragte er, ob sie am Morgen in Paris gewesen und den Notar zu Hause gefunden habe?

Sie bejahte, doch sagte sie, der alte Notar Bertin, welcher früher ihre Geschäfte besorgt habe, sey vor einem Jahre gestorben und seine Schreibstube an einen jungen, heitern Mann übergegangen, der den Miethvertrag geprüft, einige Anmerkungen mit

Bleistift an den Rand geschrieben und versprochen habe, noch im Laufe des Tages herauszukommen, da der Verwalter des Herzogs wünsche, daß der Vertrag noch an diesem Tage unterzeichnet werde.

Die Meierei, welche Raimund bewirthschaftete, hatte der Gräfin Montaigue gehört und war nach ihrem vor Kurzem erfolgten Tode an ihren Erben, den Herzog von La Vaubaliere, gefallen. Vor wenig Tagen war der Verwalter des Herzogs auf dem Schlosse angekommen, und immer Julie in die Augen fassend und ihr Schmeicheleien sagend, willigte er sogleich in eine Erneuerung des Pachtkontrakts, und als ihm Raimund von den Verlusten sprach, die er durch Hagelschlag und eine Feuersbrunst erlitten hatte, erließ er ihm freiwillig sogleich einen Theil des Grundzinses.

II.

Gegen Abend erschien der Verwalter bei dem Pächter wegen der Unterschrift des neuen Pachtkontraktes, und bald nach ihm langte auch der Notar aus Paris an. Bei seinem Anblick konnte dem Beobachter ein sichtliches Erschrecken des Verwalters nicht entgehen, der, noch unbemerkt von dem Notar, an das Fenster trat und mit scheinbarer Aufmerksamkeit einige Nelkenstöcke betrachtete, während der Aktenmann dem Pächter einige Bemerkungen über gewisse Artikel des Vertrags machte. Doch Rai-

mund zeigte mit dem Finger auf den Verwalter, ersuchte ihn, sich mit diesem zu verstehen, indem er im Voraus mit Allem zufrieden sey, wie sie beide es anordnen würden, und entfernte sich sodann, um eine Flasche alten Weines herbeizuholen, der, wie er sagte, bei seiner Taufe zu trinken vergessen worden war.

Als sich der Notar nun an den Verwalter wenden wollte und dieser sich herumdrehte, fuhr er vor Erstaunen einige Schritte zurück und stammelte dann: „Nein, ich irre mich nicht, es ist...“

„Franz Lambert, der Verwalter des Herzogs von La Vaubaliere,“ erwiederte der Angeredete.

Der Notar lächelte. „Herr Herzog,“ sagte er, „das ist allzuviel Demuth, und da es Ihnen beliebt hat, Ihren Namen zu verändern, so hätten Sie einen bessern finden können.“

Aber der Herzog erwiederte ihm strenge: „Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, daß ich hier nur der Verwalter Lambert bin.“

„Ich habe Sie vollkommen verstanden, gnädiger Herr,“ sagte der Notar ironisch; „aber vielleicht weiß auch Raimund und seine Tochter nicht, wer der Herr Lambert ist, den sie in ihrem Hause aufgenommen haben... sie vermuthen vielleicht nicht, daß das Amt, welches er bei dem Herzog von La Vaubaliere bekleidet, den Zweck hat, sich in Familien einzudrängen, um Verwirrung, Schande und manchmal sogar den Tod hinein zu bringen...“

„Herr Notar,“ fiel ihm der Herzog lebhaft in die Rede, „haben Sie wohl Acht auf die Worte, welche Ihnen entschlüpfen.“

Der Notar entgegnete ihm heiter: „Ich? O, ich habe nichts zu fürchten: ich bin ledig und habe weder Frau noch Tochter zu verführen.“ — Und als ihm der Herzog nochmals eine gebieterische Warnung zurief, fuhr er mit seinem ironischen Mienenspiel fort: „Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen? mit dem Herzog oder mit seinem Verwalter? Wenn es mit diesem Letztern ist, so sage ich ihm, daß der meiner Prüfung unterworfene Pachtkontrakt im ersten Ueberblick zu Raimunds Gunsten gemacht zu seyn scheint, daß er aber nur eine Schlinge ist, worin sein redliches Vertrauen gefangen werden soll.“

Der Herzog wurde roth, ob vor Zorn oder vor Scham, das muß unentschieden bleiben, und nachdem der Notar einen festen Blick auf ihn geheftet hatte, fuhr er fort: „Ich wende mich an Herrn Lambert. Ohne die Hauptklauseln des Vertrags, noch seine Dauer zu ändern, habe ich selbst einen Akt in bester Form aufgesetzt, und bitte Herrn Lambert, einen Blick darauf zu werfen.“

Der verhehlte Grimm des Herzogs gab sich durch das Zittern seiner Manchetten kund, dennoch suchte er sich zu beherrschen und erwiederte vornehm: „Mein Herr, Sie mißbrauchen die Lage, in welcher Sie mich überrascht haben, auf eine sonderbare Weise.“

„Ah!“ sagte Morisseau, indem er herzlich lachte, „von dem Augenblick an, wo Sie wieder Herzog werden, stehe ich nicht an, Sie zu beschwören, den Plänen, welche Sie gefaßt haben, zu entsagen. Der Geliebte der Demoiselle Quinault ist unter Raimunds Dache nicht an seinem Platze. Ein einfaches, unschuldiges Kind zu verführen, dessen Ehre sein einziges Gut ist, ist eine Handlung, die eines Freundes des Regenten unwürdig ist; Eure Gnaden muß schwerere, ehrenvollere Eroberungen machen.“

Aber der Herzog meinte, im ganzen Palais Royal sey kein so frisches Gesicht, kein so feuriges Auge zu finden, und er würde willig zehn Gräfinnen und dreißig Marquisen für einen Blick der schönen Pächterin gegeben haben. Er meinte zudem, in dem Stande, worin Julie geboren sey, habe sie wenig zu hoffen; es sey daher besser für sie, die Geliebte eines großen Herrn, als die rechtmäßige Frau eines gemeinen Menschen zu seyn. „Auch,“ fügte er mit geckenhafter Selbstgefälligkeit hinzu, „auch liebe ich sie wirklich und werde auch von ihr geliebt werden.“

„Nein, gnädiger Herr!“ erwiederte der Notar mit festem Tone.

„Und wer wird mich daran verhindern?“

„Ich!“

„Sie?“ sagte der Herzog verächtlich.

„Ich," bestätigte Morisseau mit männlicher Festigkeit, „ich, der mit der Tochter sprechen, der den Vater warnen wird."

„Wenn Sie das Unglück hätten..." drohte der Herzog.

„So würde ein großes Glück für die Familie daraus entstehen."

Der Herzog erhob die Stimme, der Notar ebenfalls. Nach einiger Zeit sagte der Herzog etwas gemäßigter: „Sie stimmen einen sehr hohen Ton an."

Der Notar erwiederte sehr einfach: „Bei einer Streitigkeit müssen die streitenden Partheien immer in demselben Tone reden, sonst würde es unmöglich seyn, sich zu verstehen."

Der Herzog ging einige Male ungeduldig auf und ab, dann sagte er entschlossen: „Ich wiederhole Ihnen noch einmal, daß Raimunds Tochter mir gefällt, und daß sie mein werden muß, sollte ich ihr Zimmer auch mit Goldstücken pflastern und ihre Hütte in einen Palast verwandeln müssen."

Der Notar bemerkte ihm kalt, daß er sie dennoch nicht erhalten würde.

„Und sollte ich meinen Namen dabei verlieren!" rief der Herzog, durch diesen kalten Widerspruch geärgert, indem er wüthend mit dem Fuße stampfte.

„Nehmen Sie sich in Acht, das könnte Ihnen wohl geschehen!" erwiederte der Notar hingerissen. Der Herzog blieb betreten stehen und blickte ihn

groß an; schnell gefaßt fügte Morisseau hinzu: „Nämlich Ihren angenommenen Namen... den, unter welchem Sie sich in diese wackere Familie eingeschlichen haben."

Der Herzog ging abermals überlegend hin und her, dann blieb er grade vor dem Notar stehen und sagte: „Wissen Sie denn nicht, daß ich Alles bei dem Regenten vermag?"

Und in demselben Tone erhielt er zur Antwort: „Wissen Sie denn nicht, daß ich der Notar des Cardinals Dubois bin, der," fügte er leise hinzu, „der den Regenten nach seinem Gefallen lenkt?" Und mit vieler Festigkeit sagte er sodann: „Ich nehme Raimunds Tochter unter meinen Schutz. Sie schwören mir, das Mädchen zu achten, oder ich werde den Verwalter Lambert auf der Stelle entlarven."

Der Herzog drehte ihm geringschätzig den Rükken zu; allein der Notar wiederholte seine Drohung so eindringlich, daß er ihm endlich nach einem innern Kampfe sagte: „Herr Morisseau, ich kann Ihnen nicht versprechen, Julien zu entsagen... nein... das kann ich nicht... aber ich verpflichte mich auf das Wort eines Edelmannes, von morgen an keinen Fuß mehr über Raimunds Schwelle zu setzen."

Der Notar war vorläufig durch dieses Versprechen beruhigt, und der Herzog gab ihm feierlich Wort und Handschlag.

Unterdessen war Raimund mit einer Flasche und Gläsern zurückgekommen; Julie brachte Lichter und ordnete Alles auf einem Tische. Während der Pächter einschenkte, fragte er die beiden Männer, ob sie einig geworden seyen.

„So ziemlich," erwiederte der Notar, indem er die Worte stark betonte, „doch geschah es nicht ohne Mühe; endlich aber ist Herr Lambert vernünftig geworden, und da ich hoffe, daß er das mir gegebene Wort treulich halten wird..."

„Es fragt sich nur," fiel ihm der Pächter ein, „ob der gnädige Herr die Versprechungen seines Verwalters ratificiren wird."

„Das ist meine Sache," erwiederte der Herzog.

„Uebrigens," fuhr Raimund fort, „glaube ich kaum, daß er sich um diese Dinge bekümmert; er ist so reich, daß es ihm auf ein paar hundert Thaler mehr oder weniger nicht ankommt."

Julie, die indessen mit ihren Anordnungen fertig geworden war, ergriff ein Licht und entfernte sich wieder.

Der Herzog bezeichnete sie durch einen sprechenden Blick, als er dem Vater antwortete: „Ihr besitzt einen Schatz, der alle die seinigen aufwiegt."

Der Pächter, hierdurch geschmeichelt, brachte die Gesundheit des Herzogs aus, der nun auch sein Herr geworden war.

„Ja," rief der Notar, indem er sein Glas erhob, „auf die Gesundheit des Herzogs, den Gott auf gute Wege führen möge!"

Sie tranken, nur der Herzog setzte sein Glas unberührt wieder nieder, und nachdem das Gespräch noch eine Weile fortgesponnen worden war, brach er auf. Der Pächter bat ihn, wiederzukommen, denn, meinte er, ehrliche Leute seyen geschaffen, um sich einander zu besuchen und sich zu schützen.

„Ja," sagte der Notar mit Bezug, „und um sich gegenseitig gegen die Unternehmungen kecker Taugenichtse jeder Art zu schützen, woran es in unserer Zeit leider nicht fehlt."

Der Herzog dachte: „Moralisire nur!" Er wollte handeln, und nachdem er nochmals versichert hatte, daß der Herzog Alles halten würde, was er in seinem Namen versprochen habe, entfernte er sich.

Morisseau hielt es für seine Pflicht, den wackern Pächter zu warnen, um dessen Kind vor einem großen Unglücke zu bewahren; er suchte also das Gespräch auf Julien zu lenken, und erfuhr nun von Raimund, der immer geschwätzig wurde, sobald es sich von seiner Tochter handelte, daß sich das Mädchen so zu sagen verlobt habe, daß der Bräutigam aber abwesend sey, und wohl noch ein Jahr vergehen könne, bevor der Heirathskontrakt aufgesetzt werden würde.

Der Notar war froh zu erfahren, daß sie eine wahre Liebe im Herzen trage; er meinte, dieses sey eine Besatzung, welche die Festung tapfer vertheidige, doch ließen sich die Belagerer nicht immer davon zurückschrecken. Raimund sah ihn stolz an und verbürgte sich für seine Tochter.

„Auch ich verbürge mich für sie," erwiederte der Notar; „ich bin überzeugt, daß sie das Glück haben wird, den ihr gestellten Schlingen zu entgehen, wenn sie solche sieht. Aber unsere großen Herren führen nicht immer einen offenen, ehrlichen Krieg gegen das schöne Geschlecht, und wenn sie durch List nichts erlangen, so nehmen sie die Gewalt zu Hülfe. Sie haben mir gesagt, Ihre Tochter sey bei einer geistlichen Tante erzogen worden; folgen Sie mir, Herr Raimund, schicken Sie sie noch auf einige Zeit in das Kloster, und holen Sie sie nicht eher heraus, als den Tag, an welchem sie ihren Ehevertrag machen wird."

Der Pächter, der den Notar durchaus nicht begreifen konnte und nur eine unberufene Einmischung in seine Angelegenheiten in diesem wohlgemeinten Rathe sah, verwarf ihn gradezu, denn Julie war sein einziges Glück auf der Welt, alle seine Zuneigung, alle seine Hoffnung concentrirte sich in ihr. Der Notar war nicht verheirathet; wie hätte er also nach seiner Ansicht das Glück und die Freude begreifen können, welche in der Gegenwart eines Kindes liegt; wie hätte er den Reiz, die zarte Sorgfalt

würdigen können, womit es die Existenz eines Vaters umringt; wie hätte er den Schmerz einer Trennung fühlen können, so wie er; denn von einander entfernt, würden sie nicht gelebt, höchstens nur vegetirt haben. Tief und innig, mit allen Wurzelzweigen des Lebens verflochten, wie die Liebe des Vaters zu dem Kinde, so war auch die Liebe des Kindes zu dem Vater. Dieses Alles schilderte ihm der Pächter mit der tiefsten und wahrsten Empfindung, aber plötzlich wieder in Heiterkeit übergehend, rief er aus: „Wer, zum Henker! sollte ein armes Mädchen in meinem einsam gelegenen Pachthofe aufsuchen? Die großen Herren bedürfen vornehmer Damen mit sammetnen Schleppkleidern und Diamantschmuck, die man betrügt und verläßt, ohne daß sie darüber böse werden; denn bei dieser Art Händel bildet Lüge und Verrath den Einsatz von beiden Seiten."

Morisseau konnte nicht mehr länger an sich halten, er sah die Nothwendigkeit ein, hier deutlich sprechen zu müssen, und sagte ihm, daß die angedeutete Gefahr wirklich vorhanden sey.

„Was wollen Sie sagen?" rief der erschrockene Mann.

„Daß ein vornehmer Herr Eure Tochter gesehen... daß er sie liebt..."

„Und dann?"

„Er ist reich und mächtig, er wird sogar ein Verbrechen nicht scheuen, um seinen Zweck zu errei-

chen; er wird Gold, Verführung und Gewalt anwenden."

„Er lasse sich das nicht beikommen!" rief der Pächter mit donnernder Stimme.

„Und was wollten Sie thun?"

„Er würde es mir mit seinem Leben bezahlen!" rief Raimund außer sich.

„Und Ihre compromittirte, vielleicht entehrte Tochter würde als Waise dastehen. Es ist klüger, ein Verbrechen zu verhüten, als es rächen zu müssen. Entfernen Sie Ihr Kind."

„So giebt es denn keine Gerechtigkeit, keine Gesetze mehr in Frankreich, um uns armes Volk zu schützen?"

„Wenn der Regent selbst das Beispiel eines ungeregelten Lebens giebt..."

„Ja, wo das Haupt nicht viel werth ist, da taugen auch die Glieder nicht. Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung, und werde sie benützen."

Es war indessen zehn Uhr geworden, und noch in ernstes Gespräch versunken, wurden die beiden Männer durch das Klirren zerbrochener Fensterscheiben plötzlich daraus aufgestört. Beide lauschten einen Augenblick; jetzt hörten sie einen durchdringenden Hülferuf; mit der Wuth einer Hyäne riß der Pächter sein geladenes Jagdgewehr von der Wand, eilte, von dem Notar gefolgt, über einen langen Gang vor das Zimmer seiner Tochter, dessen Thüre

er von innen verriegelt fand, und ohne zu zögern stieß er sie mit seinem Gewehrkolben auf. Das Zimmer war leer, das zertrümmerte Fenster stand weit offen, und das letzte Geschrei der Unglücklichen verlor sich in dem Geräusche des schnell dahinrollenden Wagens.

Dem Notar entfuhr das Geständniß, daß der angebliche Verwalter niemand anders, als der Herzog von La Vaubaliere sey.

III.

Julie war auf das Schloß La Vaubaliere gebracht und der Sorge der alten Martha, der Haushälterin des Herzogs, übergeben worden. Sie war in einem Zustande der höchsten Aufregung bei ihrer Ankunft; erst wollte sie den Wagen gar nicht verlassen, aber ihre Kräfte waren minder groß als ihr Muth, und so wurde sie denn von zwei Bedienten in ein Zimmer des ersten Stockwerks getragen. Nach einer Weile begab sich Frau Martha zu ihr, sie ihrer Achtung und Unterwürfigkeit in dem geringsten ihrer Wünsche versichernd. „Mein Wille," sagte sie, „ist, diesen Ort sogleich zu verlassen." Die Haushälterin erwiederte ihr, daß dieses unmöglich sey, daß die Dunkelheit ihr nicht erlauben würde, die Wege zu erkennen. Sie forderte sie auf, die Nacht in dem Schlosse zuzubringen, indem ihr darin nicht die ge-

ringste Gefahr drohe; ja, um ihr Vertrauen zu erhalten, stellte sie sich, als walte bei dieser Entführung irgend ein Mißverständniß, allein sie konnte keine anderen Worte aus ihr bringen, als die: „Ich will zu meinem Vater zurück!“ Und so ging es die ganze Nacht fort; sie hatte keinen andern Gedanken, als den an ihren Vater. Auch wußte sie durchaus nicht, wo sie sich befand; ihre Entführung kam ihr wie ein Traum vor, denn sie war sich keines Feindes bewußt. Sie rief alle Heilige des Paradieses an gegen diesen beispiellosen Verrath, wie sie ihn nannte; aber keine Ueberredung konnte sie bewegen, sich niederzulegen. Sie hatte die Nacht auf einem Stuhle sitzend zugebracht. Am andern Morgen betete sie und wurde etwas ruhiger; diese Ruhe schien einen festgefaßten Entschluß zu verkünden.

Der Herzog, der sein schönes Opfer nicht persönlich in das Schloß begleitet hatte, sondern erst einige Stunden nach ihr angelangt war, ließ sich von Martha Bericht über ihr Benehmen erstatten. Als sie ihm Alles gesagt hatte, schloß sie mit den Worten: „Das Mädchen hat Religion, gnädiger Herr; folgen Sie mir, und geben Sie sie ihren Eltern zurück. Wenn dieses Ereigniß ruchbar würde, so könnte es Ihnen in Ihrer beabsichtigten Heirath schaden. Folgen Sie einer guten Regung, gnädigster Herr, und lassen Sie das arme Mädchen ziehen, das eben so tugendhaft als schön ist.“

Aber der Herzog lachte sie aus und schickte sie zu ihrer Pflegbefohlenen zurück, um diese auf seinen Besuch vorzubereiten. „Sage ihr," fügte er hinzu, „daß ihr guter Engel mich zu ihren Füßen führt... und sey überzeugt, daß Julie mir in einigen Monaten danken wird, sie in die Welt eingeführt zu haben, wo jeder unserer Hofherren sich bestreben wird, ihre Erziehung fortzusetzen."

Martha entfernte sich mit einem betrübten Kopfschütteln. Der Herzog hielt sie für eine Närrin, daß sie in dieser Zeit noch an Tugend glaube. Er hielt es für Wahnsinn, gegen den Strom schwimmen zu wollen; denn er meinte, Tugend unter der Regentschaft suchen, hieße sich in dem Jahrhundert irren.

IV.

Der Herzog war eben im Begriffe eine Tasse Chokolade zu schlürfen, bevor er sich zu seiner schönen Gefangenen begab, als der Notar Morisseau, sich selbst anmeldend, bei ihm eintrat; denn er hatte Niemand im Vorzimmer gefunden, um ihm diesen Dienst zu erzeigen.

Der Herzog fuhr ihn unwillig an und nannte ihn kühn und frech; der Notar fiel ihm heiter in das Wort: „Sie sind allzugütig, gnädiger Herr!... Hier ist weder Kühnheit noch Frechheit... Der Weg ist schön und sicher, und obgleich dieses Schloß an

dem Saume eines Waldes liegt, so glaube ich doch, daß der Aufenthalt darin nicht gefährlich ist. Die Gewohnheit, Testamente zu machen, macht uns Notare zudem mit dem Tode vertraut."

„In der That, mein Herr," sagte der Herzog gereizt, „ich bin oft versucht zu glauben, daß Sie vergessen, mit wem Sie zu thun haben."

„Dafür behüte mich Gott!" erwiederte Morisseau mit sehr merklichem Spotte: „Ich spreche mit einem ausgezeichneten Herrn vom Hofe des Regenten, der sich gestern Abend auf die geistreichste Weise von der Welt über mich lustig gemacht hat."

„Ich hoffe doch, daß Sie nicht von dieser lächerlichen Geschichte mit mir sprechen wollen."

„Entführungen gehören nicht in das Bereich des Notariats; doch kann ich nicht umhin, Ihnen zu bekennen, daß der Mann, den Sie gestern so grausam beleidigt haben, seine Zuflucht zu mir genommen hat."

Der Herzog zuckte verächtlich die Achseln.

„Wenn man am Ertrinken ist," fuhr der Notar fort, „so hält man sich an einem Strohhalm fest, und manchmal wird man dadurch gerettet. Ich hatte einen Vetter, der zu gar nichts taugte und der jetzt Kammerdiener bei dem Regenten ist. Ich habe Raimund einen Brief an ihn mitgegeben, damit er ihm Gelegenheit verschaffe, seinen Gebieter zu sprechen."

„Wirklich!... Und Sie glauben, daß der Prinz auch nur fünf Minuten verlieren wird, um die Jeremiaden dieses guten Mannes anzuhören?“

„Ich zweifle nicht daran,“ erwiederte Morisseau kalt. „Der Regent liebt das Vergnügen; aber er ist auch ein Mann von Ehre. Er ist gut und großmüthig, liebt das Volk und hört die an ihn gerichteten Klagen mit Theilnahme an.“

Der Herzog warf ihm spöttisch ein, daß, wenn alle Mädchen, die sich entführen ließen, an den Regenten schreiben wollten, so würde er viel zu lesen haben.

Der Notar erwiederte ihm darauf: „Die Mädchen, welche sich entführen lassen, haben nicht nöthig an irgend Jemand zu schreiben; denn sie haben förmlich oder stillschweigend in die Entführung eingewilligt... Sie haben ihre Tugend an den Meistbietenden ausgeboten, man kam über den Preis überein, und der Handel wurde im Voraus abgeschlossen. Es fanden sich viele solcher Verträge in der Schreibstube meines Vorgängers vor. Aber,“ fuhr er lebhafter fort, „wenn ein braves, tugendhaftes Mädchen gewaltsam seinen Eltern entrissen wird, dann...“

„Dann,“ fiel ihm der Herzog kalt ein, „dann arrangirt man sich mit der Familie.“

„Und wenn die beleidigte Familie die Vorschläge eines mächtigen Verführers mit Abscheu zurückweist...“

„So läßt man sie schreien. Der Regent wird die Rücksichten nicht vergessen, welche er den La Vaubaliere's schuldig ist. Wir datiren vom Jahre 764 und waren bereits alte Edelleute, als der Graf von Paris und Orleans noch nicht auf den Einfall gekommen war, eine dritte Race der französischen Könige zu gründen. Mag Raimund dem Regenten mit seinem väterlichen Geschrei die Ohren betäuben... ich widersetze mich ihm nicht im Geringsten. Ich liebe seine Tochter, sie ist in meiner Gewalt, und keine Macht soll sie mir entziehen."

So wie die Sachen standen, zog der Notar diese offene Erklärung einer Schonung vor, deren Falschheit hinter Höflichkeit verlarvt gewesen wäre. Zwischen den beiden Partheien stehend, und weder der einen seine Hülfe, noch der andern seinen Rath versagend, hatte er Raimund angefeuert, klagbar zu werden. Dem Herzog hingegen sagte er, die Handlung, welche er begangen habe, sey eines Edelmannes unwürdig, der schon durch seine Stellung verpflichtet sey, sich besser als jeder Andere zu betragen. Er forderte ihn auf, das Geschehene wieder gut zu machen, oder die Folgen einer fürchterlichen Rache zu fürchten, welche weit gehen könnte. Aber der Herzog machte ihm eine höfliche Verbeugung und sagte ihm mit vornehmer Kälte, daß, wenn das Alles sey, was er ihm zu sagen habe, so sey er erfreut, ihn bei sich

gesehen zu haben, jetzt aber durch Geschäfte in Anspruch genommen.

Der Notar hielt ihn zurück. „Verzeihung, gnädiger Herr! aber bevor ich mich empfehle, habe ich hier einen Akt, nämlich den Pachtvertrag, welchen mir Ihr Verwalter gestern diktirte, und es über sich nahm, denselben durch Eure Gnaden ratificiren zu lassen.“

„Ist es nur das?... Sie hatten mein Wort.“

„Darum bin ich gekommen, auch Ihre Unterschrift in Anspruch zu nehmen. Worte werden nicht einregistrirt, und ein Vertrag ist nur rechtskräftig, wenn er dem Rentmeister durch die Hände gegangen ist.“

Der Herzog unterschrieb mit der Bemerkung, daß er deßhalb nicht nöthig gehabt habe, sich zu ihm zu bemühen. Morisseau sagte ihm, er sey im Begriff, sich zu der Frau Marquise v. Lubresac zu begeben, und so habe ihn sein Weg ohnedies vorübergeführt.

Wie von einem elektrischen Schlage berührt, sprang der Herzog bei diesem Namen auf und rief: „Sie sind der Notar der Frau v. Lubresac?“

„Eine treffliche Clientin... jung, reich, schön... und mäkelt niemals wegen der Kosten. Ich habe die Ehre mich zu empfehlen.“

Der Herzog wollte ihn zurückhalten.

„Ich werde im Schlosse erwartet,“ entschuldigte sich der Notar: „Die ganze Familie versammelt sich

dort, eine Familie, die ich unendlich schätze, denn sie trägt mir sehr viel ein."

„Sie ist in der That sehr reich."

„Beiläufig achtzehn Millionen. Auch schmachten alle unsere großen Herren nach ihr, Wittwer und Junggesellen. Die Frau Marquise hat bereits mehrere Parthien ausgeschlagen, dadurch sind die Reihen etwas gelichtet worden; aber die Uebrigbleibenden sind jetzt auch doppelt muthig. Man nennt unter ihren Bewerbern den Vicomte v. Caylus, der von der Herzogin v. Berry beschützt wird, und einen gewissen Herzog, dessen Ansprüche der Regent unterstützt."

„Das bin ich, mein Herr!"

„Ich habe es vermuthet, gnädiger Herr, wegen der Nachweisungen, welche man von mir verlangt hat. Ich habe die Ehre..."

„Sie sind ja sehr eilig."

„Notare müssen pünktlich seyn; der Client kann ungeduldig werden und seine Absicht ändern. Das wäre ein verlorener Akt für die Schreibstube."

„Und die gewünschten Nachweisungen?"

„Habe ich bei mir."

„Und darf man wissen...?"

„Man hat nach dem Vermögenszustand des gnädigen Herrn gefragt, und ich habe mir einen Auszug seiner Hypotheken geben lassen."

„Herr Notar, Sie sind ein ehrlicher Mann..."

„Ich glaube es, gnädiger Herr.“

„Sie sind redlich.“

„Eine sehr angenehme Tugend bei Leuten, welche unsere Geschäfte besorgen.“

„Aber diese Redlichkeit schließt Ihnen die Augen über Ihr eigenes Interesse nicht zu.“

„Keineswegs, gnädiger Herr, sie öffnet sie mir vielmehr.“

„So hören Sie mich denn. Schon längst ist die Sprache von einer Verbindung zwischen der Familie Lubresac und der meinigen. Der Regent wünscht unsere beiden Namen zu vermählen.“

„Das kann gestern sein Wunsch gewesen seyn, aber heute ist es vielleicht nicht mehr seine Absicht.“

„Enttäuschen Sie sich; das Gejammer Ihres Schützlings wird nichts daran ändern. Ich bete Julie an und werde die Marquise heirathen. Die Ehe und die Liebe haben nichts gemein mit einander. Ich biete dem Pächter meinen Schutz und zweimalhunderttausend Franken baares Geld, welches er auf das Vermögen meiner Frau erheben kann.“

„Soll ich mit der Frau Marquise davon sprechen?“

„Ich verlange das tiefste Stillschweigen von Ihnen über Alles, was sich in dem Pachthofe zu La Jolais zugetragen hat. Nicht, daß ich im mindesten die Erzählung eines Abentheuers fürchte, welche für die Marquise nur eine Erinnerung an die tausend

und eine Thorheit wäre, womit der gute Lubresac ihre eheliche Laufbahn besäet hat. Seyen Sie stumm, Herr Morisseau, es sollen zwanzigtausend Franken für Sie und zweimalhunderttausend für die Familie Raimund abfallen."

„Ich verspreche Ihnen das tiefste Stillschweigen... über das, was Eure Gnaden die Güte hatten mir vorzuschlagen."

Der Notar verbeugte sich stolz und entfernte sich.

Wie gerne würde ihn der Herzog für seine Keckheit bestraft haben, wenn er nicht der Notar der Frau v. Lubresac gewesen wäre; so aber mußte er sich begnügen, ihm einige Flüche nachzurufen und zu hoffen, daß die Regentschaft, welche alle diese Vertraulichkeiten begünstige und alle Stände verschmolz, ihrem Ende nahe sey, und daß eine neue Regierung dem Adel alle Vorrechte seiner Geburt und das Recht, sich selbst Recht zu verschaffen, zurückgeben würde.

Es schien aber in den Sternen geschrieben zu seyn, daß er Julie an diesem Morgen nicht sehen sollte, denn als er eben wieder im Begriff war, sich zu ihr zu begeben, wurden der Herzog von St. Aignan, die Grafen v. Sabran und v. Clairvault, und Dargenville bei ihm angemeldet, welche ihm Glück wünschten zu seiner nahen Vermählung mit der Marquise v. Lubresac. Er wollte Alles als einen Scherz ablehnen, aber der Herzog von St. Aignan erzählte, daß Nocé im Palais

Royal diese Verbindung als fest beschlossen angekündigt habe und daß Vaubaliere's Gläubiger alle daran glaubten. Caylus sey ganz bestürzt darüber, die Herzogin von Berry habe mit ihrem Vater gemault und Ravannes behaupte, er würde wegen dieser Vermählung den Orden des heil. Ludwigs erhalten.

Der Herzog nahm sie bei den Händen und dankte ihnen für den Eifer, mit welchem sie sich beeilt hätten, ihm eine solche Nachricht zu bringen, die nur wahr seyn dürfte, um sehr angenehm zu seyn. Er gestand, daß er die Marquise und — ihr Vermögen anbete; daß er sie nicht weniger anziehend finden würde, wenn sie auch nicht jene Grazie besäße, welche ihre hohe Abkunft verriethe; daß er wohl stets gehofft und geglaubt habe, die Wagschale würde sich einst zu seinen Gunsten neigen, daß er aber nicht die geringste Gewißheit hätte.

Der Eine wollte es mit aller Bestimmtheit von der Schauspielerin Desmares, der Andere von der Sängerin Florence und der Dritte von der Frau v. Parabere gehört haben; man erbot sich, zu wetten, als man ein großes Geräusch auf dem Hofe hörte und gleich darauf der Regent von Frankreich gemeldet wurde, der dem anmeldenden Bedienten fast auf dem Fuße folgte.

V.

Seitdem der Regent das Palais Royal verlassen hatte, um sich nach dem Schlosse des Herzogs von La Vaubaliere zu begeben, war er von einem Manne verfolgt worden, dessen starre Blicke und kurz abgebrochene Reden seinen Wachen einige Besorgnisse einflößten, daher sie ihn von seiner Person zu entfernen suchten. Sie hatten ihn nach einiger Zeit aus den Augen verloren, als er am Eingange des Waldes mit ganz verstörten Zügen und unordentlich zerrissenen Kleidern wieder erschien, auf den Regenten zustürzte und dessen Pferd bei dem Zaume ergriff. Bei dem Schreckensschrei des Gefolges stürzte der von Ermüdung erschöpfte Mensch zusammen, und der Prinz hatte alle Mühe, ihn seinen Edelleuten zu entreißen, welche den Unbekannten im ersten Eifer der Sicherheit des Regenten aufopfern wollten. Er befahl ihn mitzunehmen, untersagte aber jede Mißhandlung auf das strengste; er sollte nur so lange bewacht werden, bis er ihn selbst vernehmen würde.

Bei dem Herzoge angekommen, erfreute er diesen mit der Nachricht, daß er die Familie Lubresac von seinem Wunsche in Kenntniß gesetzt habe, in ihre Familie einzutreten, und weniger Hindernisse gefunden, als er vermuthet hätte. Man habe ihm zwar einige Bemerkungen über seine Verbindungen ge=

macht, denn die Lubresacs seyen noch Leute aus der alten Zeit, die eine Geliebte mit der Sünde für gleichbedeutend hielten. „Auch," fügte er ironisch hinzu, „auch hat man von dem Zustande Ihrer Finanzen gesprochen, welche den Finanzen des Staates gleichen sollen. Doch wenn dieses das einzige Hinderniß seyn sollte, so werden wir es mit Bewilligung des Königs aus dem Wege räumen."

Der Herzog versicherte ihn nicht nur seines Dankes für so viel Gnade, sondern er versprach auch in Allem sich nach den Wünschen des Regenten zu richten und seine bisherige Lebensweise zu ändern. Der Prinz ließ sich Wort und Handschlag von ihm geben; dann bat er ihn, Alles in Bereitschaft setzen zu lassen, da er in seinen Waldungen einige Stücke Wild erlegen wolle, und als der Herzog sich entfernt hatte, um die nöthigen Befehle zu ertheilen, ließ er den Gefangenen vor sich bringen, der niemand Anders als der Pächter Raimund war.

Der Regent munterte ihn auf, ohne Furcht näher zu treten, und fragte ihn, was er von ihm verlange.

„Was Sie mir wie jedem Andern schuldig sind: Gerechtigkeit, gnädiger Herr!" war Raimunds Antwort: „Gerechtigkeit gegen einen Verräther, einen Elenden, der mir das Theuerste raubte, was ich auf der Welt besaß; der sich bei mir eingeschlichen hat... O, wenn ich ihn hätte, so würde ich von Niemand Gerechtigkeit verlangen!"

„Und dieser Mann hat Dir das Theuerste geraubt, was Du besaßest?“ fragte der Regent mit Theilnahme.

„Mein Kind, mein theures Kind... einen Engel... das Bild ihrer Mutter: mein Glück und meine Freude!“

Der Regent winkte seinen Begleitern, ihn mit Raimund allein zu lassen. Er sprach ihm Muth ein, sagte ihm, er solle sich fassen und einige Ordnung in seinen wirren Ideengang zu bringen suchen; auch forschte er, ob seine Tochter keinen Theil an dieser Entführung gehabt? ob nicht Liebe, Ehrgeiz, die Sucht zu glänzen, sie verleitet hätten?

„O,“ rief der Pächter, „meine Julie ist rein, rein wie die Sonne! Sie wurde mit Gewalt dem väterlichen Hause entrissen, nachdem ihr feiger Räuber niedrig genug gewesen war, sich unter dem Namen seines Bedienten bei mir einzuschleichen. Er hat an meinem Tische gesessen, mich seinen Freund genannt, mich, dessen Tochter er zu entehren suchte!“

Der alte Mann schlug sich die Hände verzweifelnd vor die Stirne. Der Regent drang in ihn, den Namen des Entführers zu nennen, und Raimund nannte unter tausend Verwünschungen den Herzog v. La Vaubaliere.

Der Regent fuhr drei Schritte zurück. „Unglücklicher,“ rief er aus, „wir sind bei ihm!“

„Bei ihm?“

„In seinem Schlosse.“

„Wo ist er? wo? wo?“ rief Raimund mit unbeschreiblicher Wuth.

„Ruhig, ruhig!“ sagte der Regent, indem er ihm die Hand beschwichtigend auf die Schulter lehnte.

„Niemand soll ihn meiner Rache entziehen.“

„Kein Wort weiter.“

„So wollen Sie mir denn Gerechtigkeit widerfahren lassen?“

„Der König von Frankreich ist sie allen seinen Unterthanen schuldig.“

Raimund wollte vor ihm niederknieen, der Prinz verhinderte ihn daran, versprach ihm nochmals Gerechtigkeit, dann schellte er und gebot dem hereinkommenden Edelmanne, den Pächter wieder in Obhut zu nehmen und strenge darüber zu wachen, daß er mit Niemand in dem Schlosse verkehren könne.

Raimunds so wahr ausgesprochener Schmerz hatte den Regenten tief gerührt; es hatte ihm fast wehe gethan, daß in dem Augenblicke, wo er das gesunkene Haus La Vaubaliere durch eine reiche Heirath wieder zu erheben trachtete, der Herzog sich also betrug, daß er so das ihm gegebene Wort verhöhnte. Er fühlte, daß er die Augen zu lange über die entehrenden Handlungen der Edelleute geschlossen hatte; sie verließen sich zu sehr auf seine Güte...

*

auf seine Schwäche, und setzten ihre Thorheiten unter den Schutz der seinigen... aber sie wußten nicht, daß er sie gern mit dem Glücke seines ganzen Lebens zurück erkauft hätte, und so beschloß er denn, daß der wackere Mann seine Gerechtigkeit nicht vergebens angerufen haben sollte, er sollte vollkommene Genugthuung erhalten; daher ließ er auch dem Herzog gegenüber nicht das Geringste merken, als ihm dieser meldete, daß Alles zur Jagd bereit sey, und als ihn dieser um die Erlaubniß bat, ihn nicht sogleich begleiten, sondern ihm erst später nachfolgen zu dürfen, sagte er ihm mit huldvollem Lächeln, er möge sich seiner Freiheit ganz nach Gefallen bedienen.

VI.

Der Herzog athmete wieder auf, als das Tönen der Jagdhörner sich in der Ferne verlor. Durch den geringsten Zufall hätte Juliens Aufenthalt entdeckt werden können. Er wollte die Zeit, wo er sich allein befand, benutzen, um ihren Zorn zu besänftigen; als er aber im Begriffe war, sich zu ihr zu begeben, kam ihm Frau Martha ganz bestürzt entgegen und meldete ihm, daß das halbwahnsinnige Mädchen, als sie ihr das Essen gebracht, sich eines Messers bemächtigt und gedroht habe, sich vor ihren Augen zu erstechen, wenn man ihr noch länger ihre Freiheit verweigere.

Der Herzog lachte laut auf; aber in diesem Augenblick erschien Julie selbst, der es gelungen war, ihrem Gefängnisse zu entrinnen, denn Frau Martha hatte im Schrecken vergessen, ihre Thüre wieder zu verschließen. Der Herzog ging ihr entgegen und wollte sie beruhigen, sie aber rief ihm wild zu, er solle ihr nicht zu nahe kommen, sie wolle zu ihrem Vater.

„Julie,“ rief er leidenschaftlich, „kann Ihnen der zärtlichste, der ergebenste Liebhaber Furcht einflößen?“

Jetzt erst heftete sie die Augen auf ihn und erkannte den Verwalter des Herzogs; er aber gab sich als den Herzog selbst zu erkennen, der nichts gescheut habe, um sich ihr zu nähern; der sie nur entführt habe, um sie selbst wider ihren Willen glücklich zu machen. Er entschuldigte seine That mit der Gewalt, mit der Aufrichtigkeit seiner Liebe, an die sie glauben müsse und die er sie zu theilen zwingen wolle; denn die Liebe, die er empfinde, sey ein Gefühl, das von keinem Hinderniß wisse, oder vielmehr jedes besiege, das sich ihm entgegenstellte. Julie aber verwarf alle seine Vorschläge mit Abscheu. Sie hatte nie etwas gethan, um seine Blicke auf sich zu ziehen und eine Liebe zu ermuntern, die sich durch ein Verbrechen kund gab; sie achtete sich zu hoch, um die demüthigende Ehre anzunehmen, die er ihr erzeigen wollte.

Sie sank endlich erschöpft in einen Sessel und verhüllte sich weinend das Gesicht, als ein Bedienter eintrat, den Herzog bei Seite zog und ihm sagte, daß der von den Leuten des Herzogs bewachte Mann niemand Anders sey, als der Pächter Raimund, der schreie und fluche und einen fürchterlichen Lärmen mache. Der Herzog wurde bleich, denn wenn Julie ihren Vater hörte, so mußte er fürchten, daß Alles verloren sey; er gab daher dem Bedienten einige Goldstücke mit der Weisung, daß man den Pächter zu beruhigen suchen solle, und stieß ihn zur Thüre hinaus.

Julie hatte sich indessen gefaßt, sie stand auf und sagte: „Gnädiger Herr, mein Entschluß ist gefaßt. Ich glaube nicht an die Aufrichtigkeit Ihrer Worte, und selbst wenn ich daran glaubte, so könnte ich ihnen nicht entsprechen... Sie werden mir die Thore des Schlosses öffnen und mir einen Führer mitgeben, der zurückkehren kann, sobald er mich auf den Weg nach La Jolais gebracht hat. — Ich gelobe Ihnen vor Gott, daß ich schweigen werde, daß ich den Namen meines Entführers vergessen werde... nie soll dieser Name über meine Lippen kommen... aber wenn Sie sich weigern, so erkläre ich Ihnen, daß ich sogleich und durch alle Mittel, die mir zu Gebote stehen, um Hülfe rufen werde, und mein Geschrei wird gehört werden."

„Von meinen Leuten," sagte der Herzog lächelnd.

„Von Ihren Leuten?“ erwiederte Julie, ihm einen stolzen Blick zuwerfend: „Es sind auch Fremde hier im Schlosse, und wenn, durch mein Geschrei herbeigezogen, ich zu diesen sagen werde: Rettet mich vor diesem Manne, der mich verfolgt, der mein Verderben geschworen hat! glauben Sie, daß sich alsdann nicht Einer zwischen Sie und mich stellen wird, um mich vor Ihrer entsetzlichen Liebe zu bewahren?“

„Nein, denn ich werde ihnen mit einem Worte Einhalt thun.“

„Sie?“

„Ich,“ erwiederte der Herzog mit raffinirter Heuchelei, „denn ich würde ihnen sagen: die Liebe, worüber sie sich beklagt, ist so rein wie ihre schöne Seele... sie fürchtet sich mit Unrecht vor einer Leidenschaft, welche nur mit den edelsten Absichten verbunden ist... Ich biete ihr meinen Namen und meinen Rang und will ihre Hand in die meinige legen.“

„Man hole einen Priester und einen Notar!“ rief der Regent, der seit einigen Augenblicken eingetreten war und diese Rede gehört hatte.

Der Herzog glich einer Bildsäule.

„Ein Notar? Hier bin ich und habe Alles bei mir, was man zu einem Ehevertrag bedarf!“ rief Morisseau, der dem Regenten in Begleitung des Pächters auf dem Fuße folgte.

Julie und ihr Vater fielen sich mit einem Freudengeschrei einander in die Arme.

Nachdem der Regent den Herzog einige Augenblicke durchdringend angesehen hatte, deutete er auf Raimund und sagte: „Dieser Mann hat sich beklagt und verlangt Gerechtigkeit.“

„Gerechtigkeit!“ erwiederte der Herzog mit höhnischem Lächeln.

„Ich habe sie im Namen Ludwigs XV. versprochen.“

„Hoheit,“ sagte der Herzog leicht, „ich gestehe meine Thorheit... sie ist der Art, wie sie leicht verziehen werden. Durch eine Leidenschaft hingerissen, welche die Schönheit dieses jungen Mädchens wohl entschuldigen wird... wollte ich von ihr geliebt werden, und habe alle Mittel versucht, um ihr zu gefallen.“

Raimund, der sich bisher nur mit der größten Mühe zurückgehalten hatte, fiel ihm in das Wort. „Mein Fürst,“ sagte er, „er ist gewaltsam in mein Haus eingedrungen und hat sie durch seine Leute entführen lassen.“

„Herzog,“ sagte der Regent, „es handelt sich hier um einen Raub, und das Gesetz ist unerbittlich.“

Aber der Herzog erwiederte nicht ohne Ironie: „Hoheit wissen wohl, daß dieses Gesetz in Verfall gekommen ist; derlei Sachen sind so alltäglich geworden.“

„Herr v. La Vaubaliere," erwiederte der Regent strenge, „Sie stehen hier vor Ihrem Richter!"

„Wie!" rief er erstaunt, „Eure Hoheit nimmt einen Scherz so ernsthaft?"

„Antworten Sie!" sagte der Prinz kalt, während Raimund drohend die Fäuste gegen ihn ballte.

„Mein Gott!" hob er verlegen an, „ich gestehe ja demüthig, daß die Tugend der Demoiselle allen meinen Versuchungen heldenmüthig widerstanden hat... ich biete ihrem Vater... und auch ihr selbst eine Vergütung... Was machen Sie da?" schnaubte er den Notar an, der sich indessen an einen Tisch gesetzt und zu schreiben begonnen hatte.

„Ich nehme Akt von Ihren Worten, auf daß die Vergütung authentisch sey."

Der Herzog wandte sich wieder an den Regenten und fuhr fort: „Als Vergütung des Unrechts, über welches sich der Pächter beklagt, und auch um mich für mein mißlungenes Unternehmen zu bestrafen, überlasse ich ihm den Meierhof, den er bewohnt, als Eigenthum... Ich denke, das heißt eine Niederlage theuer bezahlen."

Der Notar schrieb immer fort.

Der Regent sah Julie von der Seite an, denn er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß sie eine allerliebste Herzogin abgeben würde; dann sagte er zu dem Pächter: „Nun, Meister Raimund, seyd Ihr damit zufrieden?"

Raimund schüttelte den Kopf. „Nein, Hoheit, in unserer Familie ist die Ehre nicht verkäuflich, und wäre sie es, so würde der ganze Schatz des Königs von Frankreich nicht hinreichen, sie zu bezahlen."

Der Herzog zuckte verächtlich die Achsel.

Raimund fuhr fort: „Ich hatte einen Bruder; ein Verführer schlich sich bei seinem Weibe ein. Mein Bruder überraschte ihn und jagte ihm eine Kugel durch das Herz. Das Parlament von Rennes durfte ihn nicht verurtheilen. Wenn Eure Hoheit mir erlaubt, dasselbe zu thun..."

„Nein, gewiß nicht."

„Aber," rief der Herzog ungeduldig, „was wollt Ihr am Ende?"

„Gerechtigkeit und Genugthuung!" war des Pächters Antwort.

Der Regent stand in tiefes Nachdenken versunken, dann wandte er sich an La Vaubaliere. „Herzog," sagte er, „ich weiß nur ein Mittel, Sie aus dieser bösen Geschichte zu ziehen..."

„Und welches, mein Prinz?"

„Sie sind Edelmann."

„Ich rühme mich dessen."

„Ein Edelmann hat nur sein Wort."

„Ich habe das meinige niemals gebrochen."

„So bieten Sie denn der Demoiselle Ihre Hand, denn sie ist durch Tugend und Schönheit der Ver-

bindung würdig, welche Sie ihr vorhin vorgeschlagen haben."

Der Herzog wollte diese Zumuthung mit Abscheu von sich weisen, selbst Julie wagte einen schüchternen Einwurf; Raimund hingegen nannte das die einzig wahre Gerechtigkeit, und der Notar rieb sich vergnügt die Hände.

„Ich bitte Eure Hoheit nochmals, zu bedenken," hob der Herzog wieder an; aber der Regent schnitt ihm das Wort durch den diktatorischen Ausspruch ab: „Morgen wird der Großalmosenier Ihre Verbindung in der Kapelle des Königs einsegnen!"

Julie warf sich weinend in die Arme ihres Vaters; sie fühlte, daß sie verloren war.

VII.

Der Herzog suchte Himmel und Hölle zu bewegen, um dieser Heirath zu entgehen; er ließ durch Frau v. Parabere, durch den Erzbischof von Paris mit dem Regenten sprechen; er schickte die Herzogin von Valois, den Grafen v. Riom, die Magistratur, die Kirche und die Oper zu ihm; aber Philipp von Orleans war unerbittlich. Der Herzog von St. Simon war mit seiner Fürbitte für La Vaubaliere nicht glücklicher, als er es für den armen Grafen v. Horn gewesen war, der unter dem Vorwande hingerichtet wurde, überführt zu seyn, Gott weiß wen ermordet zu haben. Zudem hatte

der Herzog den Cardinal Dubois gegen sich, der den Grafen v. Caylus in die Familie Lubresac zu bringen suchte; ledig war er den Plänen des Cardinals ein Hinderniß, doch war er verheirathet, so würde sich sein Günstling mit den Millionen der Marquise vermählt haben. Daher war er aber auch entschlossen, nicht ohne Kampf nachzugeben und nur in der äußersten Noth die Pächterin zu heirathen; und wenn man ihn zwänge, so war es seine Absicht, diese Ehe nicht lange bestehen zu lassen. „Denn," dachte er, „mit welchem Rechte verfügt der Regent über unsere Personen und zwingt den Adel zu Mißbündnissen!" Es däuchte ihn dann, als wolle sich der Regent an ihm rächen, weil er das Unglück gehabt habe, bei einigen vornehmen Damen, welche dieser mit seiner besondern Aufmerksamkeit beehrte, den Vorzug vor ihm zu erhalten; auch hatte er ihm die kleine Florentine und die Schauspielerin Quinault streitig gemacht. Dieses sind zwar Verbrechen, welche lange im Gedächtnisse der Eigenliebe haften und die man nicht verzeiht, wenn man allmächtig ist. Doch war dieses nicht der Fall bei dem Regenten, der viel größere Verbrechen als diese, und die ihn schmerzlicher getroffen, verziehen hatte. Er war im Grunde sehr nachsichtig, aber er war so viel verläumdet und so oft beschuldigt worden, die Augen über die tollen Streiche seines Adels zu schließen, daß er beschlossen hatte, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um seine

Feinde Lügen zu strafen, indem er einen Edelmann zwang, die einer bürgerlichen Familie zugefügte Beleidigung öffentlich wieder gut zu machen. Was den Herzog aber am meisten verdroß, war, daß keine wirkliche Beleidigung statt gefunden hatte, indem das Mädchen allen seinen Schlingen glücklich entgangen war.

Der Notar erschien abermals bei dem Herzoge, und zwar, wie er sich ausdrückte, als Ueberbringer einer guten Nachricht; aber beim Lichte besehen, brachte er nichts als einen Verhaftsbefehl, im Falle sich der Herzog weigern würde, die Ehe zu vollziehen.

„Ihre Worte schienen mir zu verkündigen, daß seine Hoheit ihre Ansicht gewechselt hätte," sagte der Herzog.

„Nein, seine Hoheit hat nur ihren Notar gewechselt."

„Hm!" spöttelte der Herzog, „Sie werden noch damit aufhören, der Notar von aller Welt zu werden."

„Das gebe Gott!" erwiederte Morisseau heiter, „meine Schreibstube hat noch Raum für zehn Clerks... Der Regent hat mir befohlen, Ihren Ehevertrag aufzusetzen und Ihnen anzukündigen, daß Seine Majestät Ludwig **XV.** der Braut hunderttausend Thaler zur Aussteuer giebt."

„Mein Herr," erwiederte der Herzog, durch diese Nachricht etwas milder gestimmt, „ich erkenne die

Güte, womit der König mich zu beehren geruht... der Unterthan kann die Gunst des Monarchen nicht ausschlagen... aber der Preis, den er darauf setzt..."

„Muß Ihnen diese Gunst noch werther machen. Die Verbindung, mit welcher Sie sich geschmeichelt hatten, ließ Sie auf andere Vortheile hoffen... aber die Marquise ist nicht mehr jung... man erinnert sich nicht, daß sie jemals schön gewesen ist. Die Brüder und Verwandten waren keineswegs gesonnen, sich auszuziehen, um Sie zu bereichern. Nichts war also ungewisser für Sie, als dieses erträumte Vermögen, während diese andere Heirath Ihnen ein junges, schönes, braves Mädchen bietet, drei bürgerliche Eigenschaften, welche das Weib, das sie besitzt, in den Adelstand erheben."

„Der Regent ist also sehr aufgebracht, da er einen Verhaftsbefehl gegen mich erlassen hat?"

„Sie haben keinen besseren Freund, und dieser Verhaftsbefehl ist ein Beweis davon. „Ich kenne La Vaubaliere," hat er gesagt, „er ist fähig sein Glück auszuschlagen. Er soll aber wider Willen glücklich seyn, und wenn er etwa schwanken sollte, sich mit seinem Opfer zu vermählen..."

Der Herzog stieß einen Fluch aus, indem er das Wort Opfer höhnisch wiederholte.

Aber ohne diese Unterbrechung zu beachten, fuhr der Notar mit der größten Gemüthlichkeit fort: „Ei-

nige Wochen in der Bastille werden ihn über sein wahres Wohl aufklären. Wenn er sich aber, wie ich hoffe, denn der Herzog ist ein Mann von Verstand," so hat der Regent gesagt, „in das fügt, was ich beschlossen habe, so verpflichte ich mich im Namen des Königs, seine Schulden zu bezahlen und seine Güter von den darauf lastenden Hypotheken frei zu machen."

„Der König will meine Schulden bezahlen?" rief der Herzog hastig.

Morisseau zog ein Papier hervor. „Hier ist eine Anweisung von fünfmal hunderttausend Livres zu diesem Zwecke."

„Er will auch meine Güter frei machen?"

Der Notar zog ein zweites Schreiben hervor. „Hier ist eine andere königliche Anweisung von siebenzehnmal hunderttausend Franken."

Der Herzog gestand, daß er sich durch diese königliche Großmuth überwunden fühle und zur Heirath bereit sey. — Julie war ein herrliches Geschöpf, und für zwei Millionen würde er eingewilligt haben, seinen Namen selbst der Tochter eines Finanzmannes zu geben, wenn man ihm eine vorgeschlagen hätte; er machte daher nicht die geringste Einwendung, als der Notar sich in ein angrenzendes Kabinet begab, um den Heirathsvertrag in aller Form aufzusetzen.

VIII.

Während der gute Morisseau sich damit beschäftigte, Julie zu einer vornehmen Dame zu machen und alle ihre Rechte mit der ängstlichsten Gewissenhaftigkeit festzustellen, ließ diese den Herzog um die Gunst einer Unterredung unter vier Augen ersuchen.

Er begab sich augenblicklich zu ihr. Sie trat ihm mit ruhiger Fassung entgegen, obgleich alle ihre Züge ein tiefes Seelenleiden ausdrückten. Nachdem er sie auf ein Sopha zurückgeführt und an ihrer Seite Platz genommen hatte, sagte sie mit vieler Milde: „Gnädiger Herr, gestern war es an mir, mich zu unterwerfen und die Stimme nicht gegen eine Genugthuung zu erheben, welche mein Vater seiner Ehre gemäß hielt, von Ihnen zu erheischen. Indem mir der Regent befahl, Ihre Hand anzunehmen, hielt er mich Ihres Namens würdig. Diese Meinung genügt mir vollkommen."

Der Herzog verstand sie nicht, und sie fügte sehr einfach hinzu: „Ich entsage der Ehre, Ihnen anzugehören."

„Sie, Julie!" rief er im höchsten Erstaunen: „Aber das ist nicht mehr möglich."

„Ich wurde nicht für einen so glänzenden Stand erzogen. Diese Ehe würde Sie nicht glücklich machen."

Er versuchte umsonst, sie durch Galanterie eines Andern zu überzeugen; sie beharrte darauf, daß die Kluft zwischen ihnen zu groß, ihre Art zu denken und zu fühlen zu verschieden sey. Sie würde sich stets fremd unter den vornehmen Damen des Hofes fühlen, welche sie immer vermeiden und bei ihrem jedesmaligen Erscheinen eine für sie zu demüthigende Demarkationslinie zwischen sich ziehen würden. „Zudem," schloß sie ihre Rede, „zudem lieben Sie mich nicht, und ich bin entzückt darüber."

„Entzückt!"

„Ja, mein Herr, denn Ihre Liebe würde mich sehr unglücklich gemacht haben... Wenn Sie mich geliebt hätten, so würde ich Sie bedauert haben... Mein Mitleid mit einem wahren, tiefen Gefühl würde meine Bekenntnisse zurückgehalten haben... Ihre Leiden nach den meinigen beurtheilend, würde ich es als ein Vergehen betrachtet haben, sie noch zu vermehren. Hätten Sie mich geliebt, gnädiger Herr, so würde ich nie die Kraft gefunden haben, Ihnen zu sagen, daß ich Sie nicht liebe."

„Julie!"

„Sie sehen, daß es unmöglich ist, daß ich Sie heirathe."

„Ich aber weiß, daß es unmöglich ist, daß ich Sie nicht heirathe."

„Sie werden ein Weib nicht zum Altare schleifen wollen, dessen Herz einem Andern gehört."

Der Herzog war in der That überrascht, denn er hatte nicht einmal daran gedacht, daß Julie ihr Herz bereits verschenkt haben könnte, und obgleich sie ihm mit beredten Worten schilderte, wie sie einen guten, einfachen Menschen mit allen Kräften ihrer Seele liebe, wie er, um ihr Herz zu rühren, nicht nöthig gehabt hätte, ihr Gesicht zu loben; wie er sie nicht mit Schlingen und Verführungen umringt, sondern ihr ganz einfach gesagt hätte, daß er sie liebe: so wiederholte er ihr dennoch, daß es unmöglich sey, diese Verbindung rückgängig zu machen, da sie auf den bestimmten Befehl des Königs geschlossen werden müsse.

Auf das Aeußerste gebracht, drohte Julie, die von dem Regenten weder etwas zu erwarten, noch etwas zu fürchten hatte, sich zu dessen Füßen zu werfen und ihm zu erklären, daß sie den Herzog durchaus nicht wolle; aber dieser beschwor sie ängstlich, es nicht zu thun, es handele sich um sein Vermögen und um seine Freiheit. Er hielt es endlich für das Beste, ihren Vater aufzusuchen und diesen zum Vertreter seiner Sache bei der Tochter zu machen.

Raimund selbst betrachtete diese Heirath als ein Unglück, aber als ein durchaus unabwendbares; denn seiner Ansicht nach war eine Heirath die einzige Genugthuung, welche er und seine Tochter annehmen konnten. Auf der andern Seite glaubte er auch, daß nach dem Vorgefallenen kein Heil mehr für Julien

in einer Verbindung mit Adrian zu finden sey. Er kannte die Ungerechtigkeit der Menschen... das Aufsehen, welches die Leidenschaft eines großen Herrn zu seiner Tochter machen mußte, konnte Veranlassung zu allerlei Verleumdungen geben. Selbst wenn Adrian in der ersten Zeit ihrer Verheirathung ihr das ihm gebrachte Opfer eines glänzenden Lebens anrechnen und stolz auf ihre Liebe seyn würde, so wußte er, daß so wenig dazu gehört, das menschliche Herz zu ändern. Das kleinste Wort in dem Munde des unbedeutendsten Menschen, ein zweideutiges Lächeln, ein spöttischer Blick, ein oft unschuldiger Scherz könnten ihn in seiner Liebe verletzen, in seiner Eigenliebe demüthigen... und wäre erst einmal der Verdacht in seiner Seele, so könnte das Haus seiner Tochter leicht zur Hölle werden. Er fühlte zwar tief, wie schmerzlich es Julien seyn mußte, sich von ihrem Geliebten loszureißen... sein eigenes Herz blutete an der Wunde, die er dem ihrigen schlug... es zuckte kein Weh in ihr, das er nicht verstanden hätte... sie weinte keine Thräne, die ihm nicht brennend auf das Herz gefallen wäre; aber er wußte kein Mittel, sie dieser Heirath zu entziehen, die ihre Ehre durchaus erheischte. Ja, hätte ihr der Herzog seine Hand aus freien Stücken angeboten gehabt, so würde sie sich, indem sie sie ausschlug, über die Verleumdung erhoben haben; so aber war zu erwarten, daß in wenig Tagen diese Begebenheit überall ver-

breitet und Julie der Gegenstand aller Gespräche seyn würde. Es war nicht zu erwarten, daß sie selbst unter ihren Standesgenossen ein Herz, um sie zu bedauern, eine Stimme, um sie zu vertheidigen, finden würde. Und mitten unter dieser Ueberströmung leichtsinniger, thörichter, neidischer und lügenhafter Worte konnten sich auch bittere, grausame, entsetzliche finden, welche sie der Falschheit, des Ehrgeizes, der Gefallsucht beschuldigten; man konnte sagen, sie hätte diese Entführung provocirt oder darein gewilligt. Die Verleumdung konnte täglich wachsen, und die Anstrengungen, die sie machen würde, um sie zum Schweigen zu bringen, könnten zu eben so vielen Beweisen gegen sie werden. Niemand würde glauben, daß sie den Herzog ausgeschlagen, sondern daß dieser aus einem Rest von Mitleid für sein Opfer sich zu dieser Komödie hergegeben habe. Und Julie sollte unter dem Gewichte solcher Beschimpfungen leben!... Raimund sollte ausgesetzt seyn, sie zu hören, Adrian sie zu rächen! Er sollte vielleicht nach zehn Kämpfen, bei welchen der Tod seinen Gegnern den Mund geschlossen, ohne die Zahl ihrer Verleumder zu vermindern, verwundet, sterbend, vielleicht ermordet nach Hause gebracht werden!... Es ist etwas Entsetzliches, einen Mann zu heirathen, den man nicht liebt; aber es ist eben so fürchterlich, das Leben eines geliebten Mannes täglich einer Gefahr auszusetzen.

Dieses Alles schilderte Raimund seiner Tochter in feurigen Bildern; für sie gab es keine Wahl des Unglücks. Ihr Vater, dessen Leben bis jetzt geachtet und geehrt gewesen war, der ehrwürdige Mann mit silberweißem Haar, beschwor sie fast knieend, dem Regenten zu gehorchen, den Herzog zu heirathen und selbst Diejenigen zur Achtung zu zwingen, welche diese Verbindung gemißbilligt hätten.

Ueberwältigt sank Julie in seine Arme und versprach ihm weinend zu gehorchen.

Der Pächter begab sich zu dem Herzog, bei welchem er den Notar fand, und kündigte ihm an, daß seine Tochter ihre Pflicht erfüllen würde. Der Notar begann hierauf den von ihm entworfenen Heirathsvertrag vorzulesen.

„Im Namen Seiner allerchristlichsten Majestät Ludwigs **XV.**, Königs von Frankreich und Navarra rc. rc., erschienen vor dem unterzeichneten Notar am 28. November 1722... Ihre Namen, Herr Herzog?"

„Ludwig Paul August Cresse v. La Vaubaliere, Herzog von La Vaubaliere, Graf von Arcy, Baron von Saint-Moree."

„Und die Namen der Braut?"

„Louise Julie," erwiederte Raimund.

„Demoiselle Louise Julie," fügte der Herzog hinzu.

Der Notar lächelte, denn Demoiselle war eine Benennung, welche nur Standespersonen zukam.

Seine Rede ergänzend, fuhr der Pächter fort: „Tochter von Georges Raimund.“

„Wo sind Sie geboren?“ fragte der Herzog.

„Zu Vezelai in Nieder-Burgund.“

„Schreiben Sie Raimund von Vezelai,“ sagte der Herzog zu dem Notar.

„Gut,“ erwiederte dieser halblaut, „das giebt einen adeligen Anstrich. Wie nannte sich die Mutter?“

„Louise Marie Dubourget.“

„Dann Louise Marie Dubourget,“ sagte der Herzog: „Trennen Sie das Du und machen Sie einen Artikel daraus.“

Der Pächter nannte das falsche Münze schlagen; der Notar sah aber darin nur eine Eitelkeit, welche sich an Alles festklammert, und fuhr fort: „Besagte Demoiselle Louise Julie bringt dem besagten Herzog von La Vaubaliere als Morgengabe...“

„Eine schöne Seele, ein hübsches Gesicht und den Segen ihres Vaters,“ fiel ihm der Pächter ein.

„Als Morgengabe hunderttausend Thaler.“

Raimund verbat sich diesen Scherz in einer so ernsten Sache; er sagte, seine Tochter besitze an schönen Eigenschaften Alles, was ein menschliches Geschöpf nur besitzen könne, aber an Geld... nicht einen Heller. Morisseau versicherte ihn dagegen,

seine Tochter besäße hunderttausend Thaler, welche ihr der König zum Hochzeitsgeschenk gäbe. Der Pächter widersetzte sich nicht.

Der Notar begann abermals zu lesen: „Besagte Demoiselle verpflichtet sich, die Schulden des besagten Herzogs zu bezahlen."

„Und womit?" rief Raimund.

„Welche Schulden sich auf etwa zwölfmal hunderttausend Livres belaufen."

„Aber womit denn? Großer Gott! Sie vermag es doch nicht mit den hunderttausend Thalern, welche ihr der König schenkt! Und von ihrem Vater aus hat meine Tochter nichts, nichts, gar nichts!"

„Welche zwölfmal hunderttausend Livres der unterzeichnete Notar Morisseau erhalten zu haben bescheinigt."

„Die zwölfmal hunderttausend Livres?"

„Ja."

„Aus den Händen meiner Tochter?"

Der Herzog kam ihm zu Hülfe und erklärte ihm, daß der König in Betracht seiner Vermählung mit ihr ihm diese große Gunst erwiesen habe.

„Nun denn," sagte Raimund mit Gefühl, „wenn Sie meiner Tochter dieses Alles verdanken, so haben Sie einen Grund mehr, sie zu lieben und glücklich zu machen. Glauben Sie mir," fuhr er mit Herzlichkeit fort, „denken Sie, wenn Sie verheirathet sind, nicht mehr an die Thorheiten Ihrer ledi-

gen Tage, die nur dazu dienten, Sie in Verlegenheit zu stürzen. Julie möchte Sie vielleicht nicht zum zweiten Male aus der Patsche ziehen können. Behandeln Sie sie mit Güte und Sanftmuth, denn so wie sie Ihre Frau ist, hat sie keine andere Stütze mehr als Sie."

Der Notar fragte, ob er sie denn verlassen wolle? Raimund erklärte, daß er das Schloß nicht mehr betreten würde, so wie der Ehekontrakt unterschrieben und die Trauung vollzogen sey. Er war kein Philosoph, aber er war vernünftig; er wußte, daß jede Klasse der Gesellschaft ihre eigene Art zu denken und zu handeln habe, und er begriff sehr wohl, daß der Herzog einen Schwiegervater seines Schlages eben nicht besonders gern sehen würde, seine Besuche könnten seiner Tochter schaden, ihrer Ruhe, ihrem Glücke hinderlich seyn und den Herzog demüthigen, indem er dadurch erinnert würde, aus welcher armen Familie seine Gemahlin hervorgegangen sey. Er hoffte, Julie würde durch Glanz und Größe nicht verdorben werden und ihren Vater besuchen, so oft es ihr Gemahl erlaube.

In dem Ehevertrag war noch ferner stipulirt, daß, wenn die Herzogin ohne Kinder stürbe, die hunderttausend Thaler, welche ihre Aussteuer bildeten, an ihre eigene Familie zurückfallen sollten; aber das schlug Raimund mit der größten Bestimmtheit aus. „Meine Julie hat keinen Verwandten, als mich,"

sagte er, „und wenn das arme Kind vor mir stürbe, so würde ich ihr bald nachfolgen. Wenn," fuhr er mit tiefem Gefühle fort, „wenn Eure Gnaden das Unglück haben sollten, Wittwer zu werden, so richte ich die einzige Bitte an Sie, mein Kind in kein allzu prachtvolles Grabmal zu legen, damit ich neben ihm begraben werden kann."

Und alle drei begaben sich zu Julien, um den Ehevertrag von ihr unterzeichnen zu lassen.

IX.

Julie hatte ihrem Vater den Ring, den sie von Adrian empfangen hatte, mit einem tiefen, schmerzlichen Seufzer zugestellt; dann ließ sie sich, schön geschmückt, gleich einem Opferlamme zum Altare schleifen. Raimund war gleich nach der Ceremonie verschwunden, und sie befand sich nun allein in der Gewalt eines Mannes, den sie nicht lieben, nicht einmal achten konnte und an dessen vorgebliche Leidenschaft für sie sie nicht glaubte.

Sie war nicht so bald mit ihrem Gemahle allein, als dieser ihr so zu sagen Glück wünschte, daß sie nun die Gemahlin eines der ersten Edelleute des Königreichs geworden sey.

„Mein Herr," erwiederte sie, „Sie wissen, daß ich Alles gethan habe, um dieser Ehre zu entgehen."

„Aber im Grunde des Herzens sind Sie doch nicht böse, daß Sie Herzogin geworden sind."

„Ich habe meinem Vater das Opfer meines Willens gebracht."

„Opfer!... Das Wort ist hart," sagte La Vaubaliere verletzt.

„Ich hatte ein anderes Leben erträumt," sagte Julie betrübt; „aber in den Anforderungen der Welt und den Gesetzen der Gesellschaft besser unterrichtet als ich, hat mein Vater gesagt, es sey meine Pflicht, ihm zu entsagen, und so habe ich ihm entsagt."

„Sie grollen mir?"

„Habe ich nicht eingewilligt, Ihren Namen zu führen?"

„Darum müssen Sie ihn auch mit allem möglichen Glanz umringen, meine schöne Herzogin!" Er näherte sich ihr und wollte ihr die Hand küssen, aber sie stieß ihn sanft zurück. „Nun, meine Holde," sagte der Herzog etwas pikirt, „sind Sie nicht mein Eigenthum... haben Sie mir Ihre Liebe nicht durch einen Notariatsakt versprochen und sich verpflichtet, mich zu lieben?"

„Ich habe mich verpflichtet, den Namen, den ich empfinge, zu ehren."

„Ja, ja! Aber das ist nicht genug. Julie, wir sind nun vermählt... vorhin wollten Sie mir Grillen in den Kopf setzen mit Ihrer vorgeblichen Liebe."

„Vorhin habe ich Ihnen die Wahrheit gesagt," erwiederte Julie sehr ruhig.

„Wie, Madame! ich habe wirklich einen Nebenbuhler?“

„Sie haben keinen mehr, mein Herr!“ sagte sie edel: „Niemals werden Sie über Diejenige zu erröthen haben, welche die Ehre hat, Ihren Namen zu führen.“

„Wissen Sie, daß es sehr pikant ist, wenn man einem Manne solche Dinge nach der Trauung gesteht?“

„Mein Herr, durch eine jener Handlungen, welche Leute Ihres Standes allzu leicht ansehen, haben Sie das Leben und das Glück eines jungen Mädchens gestört, welches Ihnen nie etwas zu Leide gethan hatte. Dieses Mädchen ist jetzt Ihre Frau. Sie begreift ihre Pflichten und wird sie erfüllen; aber verlangen sie auch nicht mehr von ihr, denn es ist Ihnen bekannt, daß sie ihr Herz verschenkt hatte, bevor sie Ihnen ihre Hand zugestand.“

„Wie!“ rief der Herzog mit ungeheucheltem Erstaunen, „meine Frau wäre nicht meine Frau?“

„Ihre Aufführung wird stets rein und ehrenvoll seyn.“

„Was liegt mir an Ihrer Aufführung!“ rief er wild: „Ihre Liebe will ich haben, und ich werde sie erlangen!“

„Ich fürchte, daß sich der Herr Herzog täuscht; er geruhe sich zu erinnern, daß ich diese Verbindung keineswegs gewünscht habe.“

„Aber,“ rief er, sich vergessend und mit dem Fuße stampfend, „indem Sie unsern Kontrakt unterschrieben, haben Sie sich verpflichtet, meine Frau zu seyn, und beim Teufel! Sie werden es seyn.“

„Ich werde es nicht seyn, denn mein Entschluß ist gefaßt,“ erwiederte sie mit Festigkeit.

„Und Sie glauben, daß es genüge, daß Sie wollen?“

„Ich bin dessen gewiß.“

„Der Wille eines Bauermädchens.“

„Sie vergessen,“ sagte sie mit vieler Würde, „daß Sie mit der Herzogin von La Vaubaliere sprechen.“

„Wohlan,“ sagte er spöttisch, „die Frau Herzogin hat vielleicht nicht überlegt, welch eine Masse von Unannehmlichkeiten ihre abschlägliche Antwort nach sich ziehen könnte.“

„Ich habe es überlegt,“ erwiederte sie kalt.

„Das könnte Ihnen theuer zu stehen kommen!“ rief er wüthend.

„Ich nehme alle Folgen an.“

„Ich hoffe,“ sagte er sanfter, „ich hoffe, die Frau Herzogin wird zu milderen Gefühlen zurückkehren und aufhören, mich zu hassen.“

„Ich hasse Sie nicht, mein Herr!“ sagte sie kalt.

„Nun,“ sagte er, indem er sich galant verbeugte, „so werden Sie damit aufhören, mich zu lieben.“

„Nein.“

„Nicht?“ sagte er erstaunt.

„Niemals.“

„Niemals?“ wiederholte er und bebte vor Zorn.

„Niemals,“ bestätigte sie nochmals mit eisiger Kälte.

„Madame!“ rief er wüthend.

Das Erscheinen des Herzogs von St. Aignan, welcher kam, um das neu vermählte Ehepaar zu dem Könige zu geleiten, machte diesem unangenehmen Auftritte ein plötzliches Ende.

X.

Seit acht Monaten war Julie verheirathet. Sie war sehr verändert, denn nicht nur, daß die unbesiegbare Liebe zu Adrian an ihrem Herzen nagte, sondern sie hatte auch noch das Unglück gehabt, in dieser Zeit ihren Vater zu verlieren, der ruhig von der Welt geschieden war, in dem Wahne, seine Tochter glücklich zurück zu lassen; denn sie hatte das Ende seiner Laufbahn niemals durch eine Klage getrübt, sondern alle ihre Leiden strenge in das Heiligthum ihres Herzens geschlossen. In den ersten Tagen ihrer Ehe hatte der Herzog zwar einige jener zarten Aufmerksamkeiten für sie gehabt, mit welchen man so verschwenderisch gegen das Weib ist, dem man gefallen will; da er aber ihren Entschluß, ihm fremd zu bleiben, nicht überwinden konnte, so hörte er bald auf, sich Zwang anzuthun, und zeigte ihr

die ganze Verdorbenheit seiner Seele ganz unverhüllt. Von Gleichgültigkeit ging er zu Vorwürfen, von Vorwürfen zu Beleidigungen über. Er überließ sich seinen alten Gewohnheiten wieder und stürzte sich in neue Schulden, so daß seine Lage schlimmer als jemals war, und als Julie eines Tages ihm mit Zittern einige Bemerkungen zu machen wagte über die Personen, welche er in seinem Hotel empfing, erwiederte er ihr mit der größten Rohheit, daß nur eine einzige Person darin nicht an ihrem Platze sey, daß er ohne sie gewiß seyn könnte, der Gemahl der Frau v. Lubresac zu werden, welche noch immer Wittwe war. Ja, er ging noch weiter. Julie war gezwungen, seine Maitressen, die er unter erborgten Namen bei ihr einführte, bei sich aufzunehmen und ihnen Plätze an ihrer Tafel einzuräumen. Sie schwieg und ertrug Alles, denn ihr Vater lebte noch; hätte sie sich bei ihm beklagt, so würde sie ihn ja beschuldigt haben, daß er sie unglücklich gemacht habe.

Wohl hatte sie zuweilen daran gedacht, sich an den Notar zu wenden; aber wie konnte sie das? Sie durfte Niemand mehr bei sich empfangen; die Dienerschaft hatte Befehl, alle Briefe, die sie schrieb, in die Hände des Herzogs zu geben; ja, sie durfte nicht einmal für sich etwas von ihnen verlangen, denn sie gingen erst zu dem Herzoge und fragten, ob sie auch gehorchen dürften. Ein alter Geistlicher, der Abbé

Merlin, war der Einzige, der Zutritt bei ihr hatte. Dieser, ein Zeuge ihrer täglichen Leiden und die Gründe ihrer Verheirathung kennend, hatte sie ermuthigt, die Auflösung ihrer Ehe zu verlangen. Sie schrieb nach Rom. Der würdige Geistliche hatte ihr versprochen, alle nöthigen Schritte zum Gelingen ihres Wunsches zu thun; aber schon waren zwei Monate vergangen, ohne daß sie das Geringste von ihm gehört hätte, und sie begann alle Hoffnung aufzugeben.

Der Herzog hatte bei dem Regenten um die Gesandtenstelle bei dem Könige von Spanien nachgesucht und sie erhalten. Vor drei Tagen war er abgereist und sollte zwei Monate wegbleiben. Bevor er in den Wagen stieg, hatte er Juliens Hand ergriffen, und den Blick fest auf ihr bleiches, trauriges Gesicht heftend, sagte er: „Sie sind krank, Julie, kränker als Sie glauben... Ich würde trostlos seyn, wenn ich Sie während meiner Abwesenheit verlöre." Es war dabei etwas so Entsetzliches in seinem Blicke, seine Stimme hatte solch einen prophetischen Ton, daß sich Juliens Herz zusammenzog, ihre Kniee bebten, sie war nahe daran zusammenzubrechen; aber sie rief ihren ganzen Stolz zu Hülfe, und so gelang es ihr, ihm gegenüber keine Schwäche zu zeigen.

Kaum war er fort, als sie sich beeilte, in dem abgelegensten Zimmer des Flügels, den sie bewohnte,

eine seit langer Zeit zugemauerte Thüre wieder in Stand setzen zu lassen. Dieses Zimmer wurde selten betreten. Die Eingangsthüre sowohl, als die vermauerte und noch eine dritte Thüre waren mit sogenannten Portieren, eine Art Vorhänge von schwerem Zeuge, überhängt. Diese Thüre hing mit einer Treppe zusammen, die in den Garten führte, und in dem Garten ging eine kleine Nebenthüre in die abgelegene Straße St. Dominique.

Unter der ganzen Dienerschaft war ihr nur ein junges Mädchen ergeben, das seit Kurzem in ihren Diensten war; durch dieses ließ sie den Notar zu sich bitten und über den geheimen Weg bei sich einführen. Der redliche Mann, der sie seit sieben Monaten nicht gesehen hatte, erschrak nicht wenig über ihr verändertes Aussehen, noch mehr aber über die lange Leidensgeschichte, welche sie ihm erzählte, und an deren Schlusse sie ihm ihr von ihr selbst geschriebenes Testament als Depositum übergab, denn sie hoffte, daß der Tod die Kette bald zerbrechen würde, welche ihr und ihrem Gemahle gleich drückend war.

In dem Testamente hatte sie über die ihr von dem Könige geschenkten hunderttausend Thaler zu Gunsten Adrians verfügt.

Der Notar suchte ihr Trost einzusprechen, sie von ihren düsteren Todesgedanken abzuziehen; er rieth ihr, die Abwesenheit des Herzogs zu benutzen und ihr Gesuch bei dem römischen Stuhle nochmals zu

erneuern, er selbst wollte deßhalb mit dem Abbé Merlin sprechen und sich mit ihm verständigen.

Aber sie schüttelte traurig den Kopf und übergab ihm die Schlüssel zu den beiden verborgenen Thüren, mit der Bitte, sie zu besuchen, so oft er einen Augenblick zu verlieren habe. Sie wünschte seine Besuche vor ihren Leuten geheim zu halten, um nicht auch dieses letzten Trostes beraubt zu werden, und er versprach, täglich zu kommen und einigen Hoffnungsbalsam auf ihr krankes Herz zu träufeln.

Der Notar sah ihr mit betrübten Blicken nach, als sie sich entfernte; er wußte um ihre Liebe zu Adrian, der alte Raimund hatte ihm Alles mitgetheilt, und zudem war ihm mehr als irgend einer andern Person von dem Schicksale dieses jungen Mannes bekannt. Er beschloß, Himmel und Erde für die unglückliche Herzogin in Bewegung zu setzen, und wenn es seyn müßte, selbst nach Rom zu gehen. Plötzlich hörte er Geräusch, und in dem Glauben, daß die Dienerschaft Licht in diesem abgelegenen Gemache bemerkt haben könne und wissen wolle, was in demselben vorgehe, blies er schnell die Kerzen aus und entfernte sich durch die Thüre, durch welche er gekommen war.

Kaum war er verschwunden, als sich die entgegengesetzte Thüre öffnete und ein Mann mit einer Blendlaterne hereintrat. Ihm folgten sechs andere Männer nach, welche einen siebenten trugen, der ge-

bunden war und einen starken Knebel im Munde hatte. Während der Laternenträger die Kerzen in dem Saale anzündete, wurden die Bande des Gefangenen gelöst und ihm der Knebel abgenommen.

„Was bedeutet diese Schändlichkeit?“ rief der Unbekannte: „Wo bin ich? Was ist dies für ein Haus?... Habt Ihr Euch nicht in der Person geirrt, und bin ich es wohl, den Ihr entführen solltet? Ich bin in keine Händel zu Paris verwickelt, bin erst heute angekommen. Noch einmal, seht mich wohl an und versichert mich, ob ich Derjenige bin, den man Euch bezeichnet hat?“

Niemand antwortete; aber gleich darauf trat der Herzog von La Vaubaliere durch dieselbe Thüre ein, und nachdem er seinen Leuten durch einen Wink geboten hatte, sich zu entfernen, sagte er: „Ich hoffe, daß die Leute sich höflich benommen haben. Fürchten Sie sich nicht, mein Herr, und setzen Sie sich, denn ich habe von ernsten Dingen mit Ihnen zu reden.“

Beide setzten sich. In dem Wesen des Fremden drückte sich Verlegenheit aus.

„Sie sind Arzt?“ hob der Herzog an.

„Ja, mein Herr!“

„Wenn ich recht berichtet bin, so sind Sie heute Morgen mit dem Postwagen von Montpellier hier angekommen?“

„So ist es,“ erwiederte der Fremde mit von Furcht untermischter Verlegenheit.

„Sie sind nur auf sich selbst gestützt, sind allein, ohne Familie, wie man mir gesagt hat?“

„Ja, aber diese Vereinzelung wird nicht mehr lange dauern. Eine Familie meiner Wahl wird bald an die Stelle derjenigen treten, welche mir das Schicksal geraubt hat. Ich habe mich vor etwa einem Jahre mit einem jungen Mädchen verlobt, und obgleich ich seit meiner Abreise nichts von ihr gehört habe, so bin ich doch unbesorgt, denn ich beurtheile ihr Herz nach dem meinigen.“

„Wohlan, Doktor! tausend Louisd'or wären ein schönes Hochzeitsgeschenk für die Braut.“

„Tausend Louisd'or!“ rief der Fremde, indem er erstaunt von seinem Stuhle aufsprang: „Einem Arzte tausend Louisd'or!“

„Setzen Sie sich doch wieder,“ sagte der Herzog, „ich sehe nichts so Beunruhigendes in diesen Worten.“

„Eine solche Summe scheint anzudeuten…“

„Daß der Dienst, den man dafür verlangt, von einiger Wichtigkeit ist, und daß die Person, die ihn begehrt, im Stande ist ihn zu bezahlen,“ fiel ihm der Herzog in die Rede.

„Verzeihung,“ sagte der Fremde, in welchem ohne Zweifel unsere Leser bereits Adrian erkannt haben, „Verzeihung! Ich konnte mich irren.“

„Was hatten Sie denn gedacht?“ fragte der Herzog lauernd.

*

„O nichts, nichts!“ erwiederte Adrian, indem er sich wieder setzte; „aber gute Handlungen werden gewöhnlich nicht so theuer bezahlt.“

„Je nachdem,“ sagte der Herzog doppelsinnig; „zudem giebt es Handlungen, welche dem Einen gut, dem Andern böse erscheinen; dieselbe Handlung wird als Verbrechen oder Unvorsichtigkeit betrachtet, man bestraft oder tolerirt sie, je nach der Person, die sie begangen hat. Geschieht es Euch Fakultätsmitgliedern nicht selbst, daß Ihr einen Menschen voll Leben und Gesundheit auf die unschuldigste Weise von der Welt tödtet?“

„Ja, aber unwillkührlich,“ erwiederte der Arzt mit ängstlicher Hast.

„Was nützt das dem armen Teufel, der fort muß, ob Ihr ihn willkührlich oder unwillkührlich expedirt habt... er ist darum nicht minder todt.“

„Wir sind nicht unfehlbar.“

„Ohne Zweifel!... Und nach Allem, was ist der Tod? Oft ein sehr glückliches Ereigniß für die Zurückbleibenden! Ihr Herren Aerzte seyd zuweilen eine Vorsehung für die Erben.“

„Mein Herr,“ sagte Adrian unwillig, „Sie haben eine sonderbare Meinung von den Aerzten.“

„Ich schätze sie sehr hoch,“ erwiederte der Herzog kalt, „sie erzeigen der menschlichen Gesellschaft sehr wichtige Dienste.“

Adrians Verlegenheit und Furcht nahm immer zu; nach einer Pause, während welcher der Herzog die Blicke durchbohrend auf ihn geheftet hielt, faßte er sich endlich ein Herz und sagte: „Mein Herr, je länger ich Sie anhöre, je weniger begreife ich, was Sie von mir verlangen können."

Der Herzog sagte langsam: „Ich habe einen Freund, dessen Frau sehr krank ist..."

„So führen Sie mich zu ihr."

„Das ist unnöthig."

„Wenn die Gefahr so groß ist, wie Sie sagen, so kann der mindeste Aufschub ihr nachtheilig werden."

„Das Leben ist ihr bereits abgesprochen."

„O mein Herr," sagte Adrian mit Feuer, „die Geheimnisse der Vorsehung sind unerforschlich und die Natur erzeugt täglich Wunder."

„Der Mann will nicht, daß die Natur ein Wunder erzeugen soll."

„Und was will er denn?"

„Er will noch in dieser Nacht Wittwer werden," sagte der Herzog, indem er aufstand.

„Entsetzlich! Ich will nichts weiter hören!" rief Adrian aufspringend und auf die Thüre zueilend.

Der Herzog hielt ihn zurück. „Man hat erwartet, Hindernisse zu finden," sagte er, „aber man ist auch entschlossen, sie alle zu überwinden. Sie wer-

den dieses Zimmer nur als Mitschuldiger oder als Opfer verlassen."

„Und fürchten Sie denn nicht, daß die menschliche Gerechtigkeit..."

„Die Gerechtigkeit bestraft nur die Ungeschicklichkeit... Entschließen Sie sich... bereiten Sie einen Trank, dessen Wirksamkeit durch Ihre Gegenwart verbürgt wird... schreiben Sie verschiedene Recepte, so daß man, um keinen Verdacht zu erwecken, jeden einzelnen Bestandtheil in einer andern Apotheke holen kann... Man wird Ihnen Alles bringen, was Sie verlangt haben, und Sie mischen es dann selbst. Willigen Sie ein, so wird man das Versprechen halten, welches ich Ihnen gegeben habe... weigern Sie sich hingegen, so werden Sie den Elenden übergeben, welche Sie hierher gebracht haben, und Ihr Tod sichert das Geheimniß."

Adrian weigerte sich entschlossen; aber der Herzog sagte ihm kalt: „Ueberlegen Sie es wohl, daß Ihre Weigerung dieses Weib nicht retten wird.... Man hat nicht immer das Unglück, sich an einen ehrlichen Mann zu wenden, und ein Anderer ist vielleicht nicht so gewissenhaft wie Sie."

Adrian überlegte lange, plötzlich kam ihm ein Auskunftsmittel in den Sinn, das ihm ausführbar schien, und als der Herzog abermals in ihn drang, sagte er resignirt, daß er seinen Vorschlag annehme.

Der Herzog zog ein Schreibzeug hervor und reichte seine Schreibtafel dem jungen Arzte, der seine Verordnungen auf die Blätter derselben schrieb, sie dann einzeln herausriß und seinem Versucher hinreichte.

„Gut," sagte der Herzog, „man wird die Recepte in die Apotheke schicken. Erwarten Sie hier meine Rückkunft." Als aber Adrian einen Schritt vorwärts that, fügte er hinzu: „Versuchen Sie es nicht, zu entfliehen; das Haus ist umzingelt, alle Ausgänge sind bewacht und überall würden Sie den Tod finden."

Als Adrian allein war, sank er ganz vernichtet in einen Sessel. Es war ihm unbegreiflich, wie er in diese Falle gerathen war. Aber noch war er nicht im Stande gewesen, seine Gedanken zu ordnen und zu überlegen, wie er sich herausziehen könne, als ihm Jemand die Hand auf die Schulter legte und sagte: „Ich habe Alles gehört."

Im höchsten Grade entsetzt drehte sich Adrian um; der Notar stand vor ihm.

„Sie werden diesen abscheulichen Plan nicht ausführen," sagte er drohend.

„Mein Herr!"

„Das edelste Geschöpf nicht hinopfern," fuhr er fort.

„Hören Sie mich an."

„Sie wollen einen Giftmord begehen."

„Nicht doch."

Der Notar hatte Alles mit angehört. Neugierig, zu wissen, was man in dem Zimmer wolle, und ob sein Besuch nicht verrathen sey, hatte er die Thüre nur angelehnt, und war so ein unsichtbarer Zeuge der ganzen Scene zwischen dem Herzoge und dem jungen Manne gewesen. Er machte dem Arzte nun abwechselnd Drohungen und Vorwürfe, um ihn von einem so schändlichen Vorhaben abzubringen, so daß dieser ordentlich den Augenblick abpassen mußte, um ihm in die Rede zu fallen.

„Im Namen des Himmels, mein Herr, schweigen Sie und hören Sie mich an!" rief er endlich. „Ich bin nicht schuldig."

„Sie sind nicht schuldig, und denken doch auf den Tod der Herzogin?" sagte der Notar eifrig.

„Die Herzogin!" rief Adrian erstaunt: „Sie läuft durchaus keine Gefahr, denn ich bin nur auf das abscheuliche Vorhaben ihres Mannes eingegangen, um sie zu retten."

„Aber Sie haben doch Verordnungen geschrieben?"

„Ei, mein Herr, haben Sie denn nicht gehört, daß, wenn ich mich geweigert hätte, er sich an einen Andern gewendet haben würde, dessen Absichten vielleicht nicht so rein gewesen wären, als die meinigen." Er setzte ihm nun auseinander, daß jede der von ihm verschriebenen Substanzen ein Gift wäre,

das, einzeln genommen, den Tod verursachen könnte, daß aber die Vermischung dieser Stoffe ihre schädliche Wirkung neutralisire. Ein von ihm daraus präparirter Trank würde alle seine bösartigen Eigenschaften verlieren und die Herzogin nur in einen lethargischen Schlummer versenken, der auch das geübteste Auge täuschen müßte. Sobald der Herzog seine Rache vollzogen glauben würde und er seine Freiheit erhalten hätte, wolle er sich dem Könige zu Füßen werfen und ihm alle Ereignisse dieser Nacht erzählen, und so die Herzogin der Gewalt ihres Mannes entreißen.

„Aber," sagte der Notar, „wenn nun in Ihrer Abwesenheit eine andere Hand ihr diesen Trank mischte?"

„Dann..." rief Adrian entsetzt.

„Nun?"

„Aber," sagte der Arzt, wieder Muth fassend, „wir haben eine solche Gefahr nicht zu fürchten. Sie haben ja gehört, daß mir die Substanzen zugestellt werden sollen, daß nur ich sie mischen und verbinden soll, und dann können Sie überzeugt seyn, daß die Tage dieser Dame in keinerlei Gefahr sind."

„Sie bürgen mir mit Ihrem Kopfe dafür?"

„Mit meinem Kopfe."

Das Gespräch der beiden Männer spann sich noch über eine Stunde hinaus, und der Notar erfuhr im

Laufe desselben, daß der junge Mann, der Juliens Mörder werden sollte, kein Anderer, als der Geliebte ihres Herzens und zugleich Derjenige war, dem er wichtige Aufschlüsse über sein Schicksal zu geben hatte. Aber er schwieg über Alles; in diesem Augenblicke galt es nur die Rettung der Herzogin. Endlich hörten sie nahende Schritte, ein Schlüssel wurde rasch in dem Schlosse herumgedreht, und der Notar hatte kaum noch Zeit, sich hinter den die geheime Thüre verhüllenden Vorhang zu verbergen.

Es war der Herzog, welcher kam, um dem Doktor seine Freiheit zu verkündigen. Diesem entfuhr ein freudiger Ausruf und er fragte mit Theilnahme, ob er sein Vorhaben aufgegeben habe; aber zu seinem großen Schrecken mußte er erfahren, daß der Herzog, Mitleid mit seinen Bedenklichkeiten habend, die Ingredienzien selbst gemischt und daß das Opfer den Todestrank bereits verschluckt habe.

Adrian fühlte sich fast selbst von der kalten Hand des Todes berührt; er hielt ein solches Verfahren für unmöglich, er bestritt es und beschwor den Herzog, zu sagen, daß er sich täusche. Aber statt aller Antwort schloß dieser die Thüre auf, welche zu dem Gemache der Herzogin führte, die bleich und regungslos auf ihrem Bette lag.

Von rasendem Schmerze getrieben, stürzte Adrian auf sie zu, fühlte ihren Puls, legte ihr die Hand auf das Herz, und ihr plötzlich in das Gesicht sehend,

stürzte er mit dem Ausrufe: „Julie, ich bin Dein Mörder!" regungslos zu Boden.

Der Herzog, welcher ganz gleichgültig bei dieser Scene gestanden und einige Banknoten aus seiner Brieftasche hervorgezogen hatte, rief seinen vertrauten Kammerdiener herbei und gebot ihm, ein pomphaftes Leichenbegängniß für den folgenden Tag anzuordnen.

„Diese Sorge geht Sie nichts an!" tönte plötzlich eine Stimme hinter ihm, und als er sich umdrehte, fand er zu seinem Entsetzen abermals den Notar auf seinem Wege.

„Niemand lege Hand an diese Todte!" fuhr der Notar fort.

„Mit welchem Rechte?" rief der Herzog.

„Ich bin ihr Testamentsvollstrecker."

XI.

Am folgenden Tage fand das Leichenbegängniß der Herzogin mit dem größten Gepränge statt. Aber Julie war nicht todt; durch Adrians Bemühungen war sie dem Leben erhalten worden. O, was hatte er gelitten, als er sie erkannt hatte, als er sie bleich und ohne Leben daliegen sah, und die letzten schwachen Pulsschläge unter seinen Fingern ersterben fühlte. Aber welche Freude war es auch für ihn, als er den ersten Schlag ihres Herzens wieder

fühlte, als eine plötzliche Röthe ihr Gesicht belebte und ein Schrei, der ihren Lippen entfuhr, ihm verkündigte, daß sie lebe.

Der Herzog, der ein Skandal fürchtete und Alles von der Erbitterung der beiden Männer erwarten mußte, wurde von dem Notar, mit Juliens Testament in der Hand, gezwungen, Alles, was dieser wollte, mit der vermeinten Leiche seiner Frau geschehen zu lassen, und wurde, so zu sagen, von diesem als Gefangener in seinem eigenen Hotel gehalten. Es mußte ihm Alles daran liegen, daß Niemand etwas von seiner Anwesenheit in Paris während des Todes der Herzogin ahne, daher konnte der Notar ganz nach Gefallen handeln, Julie konnte unbemerkt über die geheime Treppe fortgebracht und statt ihrer ein mit Sand und Steinen ausgefüllter Sarg begraben werden; auch konnte er bei dem Regenten alle die Schritte thun, welche er für nothwendig erachtet hatte.

Nachdem die Leichenfeierlichkeiten vorüber waren, reiste der Notar mit der noch immer sehr schwachen und leidenden Julie und Adrian nach Orleans ab; auch der Herzog, der sich jetzt erst auf seinen Posten nach Spanien begab und sich selbst nach Adrians Abreise noch zwei Tage in seinem Palaste verborgen gehalten hatte, da er Alles von dessen Heftigkeit fürchtete, mußte seinen Weg über Orleans nehmen, und dort erwartete ihn die Rache.

Er war kaum an dem Gasthause angelangt, als ihn Jemand zu sprechen verlangte, und als er aufsah, stand Adrian vor ihm.

„Sie hier, Doktor!" rief er bleich werdend: „Durch welch einen Zufall finde ich Sie auf meinem Wege?"

„Ich erwartete Sie."

„Ich dächte doch, wir hätten unsere Rechnungen mit einander abgeschlossen."

„Nicht alle."

„Ich habe mein Versprechen gegen Sie erfüllt und bin Ihnen nichts mehr schuldig."

„Sie mir nichts mehr schuldig? O mein Gott!" rief er tief bewegt; dann aber stellte er sich mit gekreuzten Armen vor den Herzog hin und sagte kalt: „Man sagt, daß Derjenige, der ein Weib ermordet habe, vor einem Manne zittere — ist dem also, Herzog?"

„Unsinniger, ich habe Eile!" rief der Herzog, indem er ihn zurückstieß und hinaus wollte.

Aber Adrian faßte ihn mit eiserner Gewalt am Arme und zwang ihn zu bleiben. „Einer von uns beiden muß hier auf dem Platze bleiben," sagte er kalt.

„Um ein solches Spiel zu spielen, sind unsere Stellungen zu ungleich," sagte der Herzog geringschätzig.

„Das ist wahr," erwiederte Adrian, „denn ich bin ein ehrlicher Mann und Sie sind ein Mörder!"

„Unverschämter!"

„Wenn ich, um Sie zu einem Zweikampfe zu zwingen, es auf öffentlicher Straße ausschreien muß, so werde ich es thun."

„Sie würden es wagen?"

„Alles."

„So wollen Sie denn..."

„Sie tödten, wenn Gott gerecht ist."

„Mich tödten?"

„Ich bin dessen im Voraus gewiß; denn Derjenige von zwei Kämpfern, der ein Verbrechen auf der Seele hat, ist schon halb todt."

„Mein Herr, ich bin Edelmann!"

„Und Giftmischer!"

„Und Sie sind es auch, Elender, der meinen Vorschlag angenommen hat!"

„Ich!... Ja, es ist wahr, ich bin schuldig, und darum darf ich einen Mann nicht leben lassen, der feig genug ist, es mir vorzuwerfen."

„Feig? Das ist zu viel!" rief der Herzog aufbrausend.

„So nehmen Sie meine Ausforderung an?"

„Dieses Wort will Blut, und wenn Sie die Ehre hätten, zu dem Adel zu gehören..."

„Der Herr hat diese Ehre," sagte der Notar, der eben hereinkam und die letzten Worte gehört hatte.

Nachdem er die Thüre wieder hinter sich zugemacht hatte, fügte er hinzu: „Er heißt Paul Adrian Cresse von La Vaubaliere.“

Adrian sah ihn mit ungläubigem Erstaunen an, der Herzog warf ihm einen halb drohenden halb verächtlichen Blick zu, er aber fuhr ruhig fort: „Also wird er in seinem Geburtsscheine genannt, welcher in der Schreibstube meines Vorgängers hinterlegt wurde.“

Der Herzog schlug ein Gelächter auf und rief: „Er unserer Familie angehören!“

„Ich wünsche es nicht,“ sagte Adrian kurz.

Aber der Notar betheuerte, daß er zu der Familie des Herzogs gehöre und sein nächster Verwandter sey.

„Er?“

„Er.“

„Sein Vater...“

„War der Ihrige.“

„Aufschneiderei!“

„Wahrheit!... Sie sind Brüder... Brüder wie Abel und Cain.“

„Wir?“ riefen beide mit dem höchsten Ausdrucke des Erstaunens, indem sie sich gleichzeitig von einander entfernten.

„Mein Vater hat nie mehr als einen einzigen Sohn gehabt,“ sagte der Herzog, nachdem er sich gefaßt hatte.

„In Frankreich,“ erwiederte Morisseau; „aber in den Colonien...“

Plötzlich fiel es wie Schuppen von Adrians Augen, seine Erinnerungen wurden wach und er ward sich genau bewußt, daß der Name La Vaubaliere derjenige sey, den seine Mutter so oft mit weinenden Augen genannt hatte. Als er sich darüber gegen den Notar aussprach, wollte ihm der Herzog mit vieler Arroganz verbieten, diesen Namen zu führen; aber Adrian erklärte ihm mit aller Festigkeit, daß, wenn dieser Name wirklich der seinige sey, ihn keine Gewalt der Welt bewegen würde, ihn abzulegen.

Der Herzog käuete gedankenvoll an den Nägeln, dann sagte er halb spöttisch, halb verächtlich: „Und wäre es auch wahr, daß eine Schwäche meines Vaters, die ich nicht zugestehe, diesen lächerlichen Anspruch autorisirt hätte... so müßte sie doch auf irgend einen öffentlichen Akt gegründet sein... Hat mein Vater den Burschen anerkannt? Hat er seinen Geburtsschein unterzeichnet?“

„Nein.“

„Nicht?“

„Das wäre auch unnöthig gewesen, denn er hatte den Heirathskontrakt unterschrieben.“

Der Herzog wollte auffahren, er nannte den Notar einen Verleumder; aber dieser zog ruhig die Abschriften aller Akten, Briefe, Verträge und Erklä=

rungen hervor, welche Paul Adrian Cresse von La Vaubaliere betrafen; die Originale hatte er in Sicherheit gebracht.

Der Herzog von La Vaubaliere, königlicher Gouverneur der französischen Colonien, vermählte sich zu Anfang des Jahres 1694 mit Louise Marie Cäcilie Lupie Dehallas, der einzigen Tochter eines der reichsten Einwohner der Colonien. Er kehrte wieder nach Europa zurück, und Spieler, Verschwender, Wüstling, kurz ein großer Herr in der ganzen Bedeutung des Wortes, vergaß er bald, daß er verheirathet war, und um den allzu drängenden Verfolgungen seiner Gläubiger zu entgehen, wartete er nicht bis seine Frau gestorben war, um eine Andere zu heirathen, die, wie es sich von selbst versteht, ungeheuer reich war. Der Ehevertrag der zweiten Frau wurde am 11. April 1697 unterzeichnet, während der Todtenschein der ersten am 14. Oktober 1699, also mehr als zwei Jahre später, ausgestellt war. Morisseau hatte alle diese Papiere gefunden, als er das Inventar seines Vorgängers aufstellte. Da ihm aber Adrians Existenz unbekannt war, so hatte er keinen Gebrauch von dieser Entdeckung gemacht und auch dem Herzog nie ein Wort davon gesagt. Wozu sollte er ihn in dem Besitze seines Namens und Vermögens stören, wenn dieser Sohn seines Vaters nicht mehr existirte? Aber von dem Augenblicke an, da er Adrian aufgefunden hatte, hielt

er es auch für seine Pflicht, ihn mit der ganzen Kraft seines Amtes, seines Einflusses und seines Verstandes zu unterstützen.

Der alte Bediente, ein geschickter Ränkeschmied, welchem die Herzogin auf der Ueberfahrt nach Frankreich vor ihrem Tode ihren Sohn übergeben hatte, suchte den Herzog von La Vaubaliere auf und kündigte ihm den Tod seiner Frau und die Existenz seines Sohnes an; dann betheuerte er seine wohlmeinenden Gesinnungen und seine Anhänglichkeit an die Person des Herzogs, der es ganz in der Ordnung fand, sein Stillschweigen zu erkaufen. Hierauf brachte er den Knaben unter seinem Taufnamen Adrian in eine Pension. Vor seinem Tode hatte er, von Gewissensbissen gequält, sein Geständniß mit allen Beglaubigungsakten in die Hände von Morisseau's Vorgänger niedergelegt.

„Aber die Beweise, die Beweise!" rief der Herzog mit Arroganz.

„Die Beweise sind in zwanzig Briefen Ihres Vaters niedergeschrieben, deren Originale an einem sichern Orte sind."

Der Herzog schwur, einen solchen Akt nie anzuerkennen, er wolle seine Zuflucht zu den Gerichten nehmen. Der Notar, der seiner Sache gewiß war, hatte nichts dagegen einzuwenden; aber der hochherzige Adrian wollte nichts davon wissen, daß das Andenken seines Vaters vor die Gerichte geschleift,

noch daß das Grab, welches seine Fehler bedecke, geöffnet werden solle, um die Handlungen seines Lebens daraus hervorzuziehen.

„Das sind schöne Phrasen, die nichts beweisen," sagte der Herzog grob.

„Doch," fiel ihm der Notar hastig ein, „sie beweisen, daß der Herr ein wahrer La Vaubaliere ist, dem mehr als Ihnen daran liegt, die Ehre seiner Familie rein zu erhalten."

Adrian ging noch weiter: sein Bruder, da das Unglück einmal gewollt hatte, daß sie beide Söhne eines Vaters waren, sollte alle seine Güter, Aemter und Würden behalten; er sollte in den Augen der Welt der einzige Sohn und Erbe des Herzogs von La Vaubaliere seyn; er wollte sein Ehrenwort verpfänden, daß dieses Geheimniß nie über seine Lippen kommen sollte... aber der Herzog ließ ihn gar nicht ausreden, sondern verlangte in der höchsten Wuth die augenblickliche Vernichtung aller auf Adrians Rechte bezüglichen Akten.

Adrian verweigerte ihm ein eben so herzloses als unsinniges Ansinnen, und der Notar sagte mit großer Kälte: „Wenn Sie etwa die collationirten Copien zur Einsicht haben wollen, so stehen Sie Ihnen zu Diensten, aber die Originale nicht."

„Ich will, ich werde sie haben!" rief er mit verdoppelter Wuth.

„Sie werden sie nicht erhalten, und sollten Sie mich auch ermorden lassen,“ sagte Adrian bestimmt.

„Sie oder Dein Leben, elender Fälscher!“ rief der Herzog: „Wer er auch seyn mag, der Herzog von La Vaubaliere soll nur einen Sohn haben… so mag denn die Vorsehung oder der Zufall zwischen uns wählen!“

Er zog den Degen und drang wüthend auf Adrian ein, der genöthigt war, auch den seinigen zu seiner Vertheidigung zu ziehen. Vergebens suchte Morisseau sie zu trennen. Schon hatten sie einige Male die Klingen gekreuzt, als Julie todtenbleich, gleich einem aus dem Grabe erstandenen Geist, mit dem Ausrufe: „Um Gotteswillen, zwei Brüder!“ unter der Thüre erschien.

Adrian senkte seinen Degen fast beschämt zu Boden; der Herzog ließ den seinigen mit einem Schrei des Entsetzens fallen und starrte die Erscheinung mit wild emporgesträubten Haaren an. Aber als er hörte, als er sich überzeugte, daß sie lebte, daß sie unter dem Anscheine des Todes ein Leben bewahrt hatte, welches seiner Grausamkeit entgehen sollte; da stieß er zahllose Flüche und Verwünschungen aus. Seine Wuth erreichte aber den höchsten Grad, als er erfuhr, daß das Weib, welchem Adrians Hände die Pforten des Grabes erschließen sollten, die Hoffnung, die Liebe, das Idol seines ganzen Lebens war; als

ihm Julie gestand, daß dieses der Mann ihres Herzens sey, den sie nie aufgehört habe zu lieben und dessen Bild stets zwischen ihm und ihr gestanden habe, und ihm der Notar sagte, daß der Preis des Verbrechens dazu gedient habe, die Ausführung desselben zu verhindern, denn mit dem für Adrian bestimmten Gelde hatte er die Bedienten des Herzogs erkauft, die Julie nächtlicher Weise zu ihm gebracht, wo sie durch Adrians Sorgfalt wieder in das Leben zurückgerufen worden sey.

Der Notar rieb sich vergnügt die Hände, als er den Herzog gleich einem Jammermanne niedergeschmettert vor sich stehen sah.

Julie sagte ihm mit ruhiger Würde: „Nicht ich, Ihr Gewissen allein mag Ihnen die Vorwürfe machen, welche Ihr Betragen verdient. Indem mein Vater mich zwang, Ihre Hand anzunehmen, glaubte er nicht, mein Leben den Gewaltthaten eines Mörders auszusetzen. Und so gebe ich Ihnen denn den Namen zurück, den ich mit Ergebung angenommen habe und der durch mich nicht den geringsten Makel erhalten hat."

„Was sagen Sie, Madame?" stammelte der Herzog.

„Ich sage, mein Herr, daß unsere Bande gebrochen sind," erwiederte sie fest, „daß sich zwischen Ihnen und mir ein Grab erhebt, auf welches Sie selbst unsern Scheidebrief geschrieben haben."

„Todt oder lebend gehören Sie mir!“ rief er schäumend.

Adrian bemerkte ihm, daß die Herzogin von La Vaubaliere nicht mehr existire, da authentische Akten ihren Tod bewiesen.

„Wir werden diese Akten vernichten!“ rief er wüthend: „Wir werden die Existenz der Dame erweisen, und sie wird immer die Herzogin von La Vaubaliere bleiben.“

„In dieser Beziehung haben Sie recht,“ sagte der Notar, indem er auf Adrian zeigte: „aber hier steht der Herzog von La Vaubaliere, der einzige Zweig des genealogischen Baumes.... Sie, mein Herr, aus einer zweiten Ehe geboren, aus einer nichtigen Ehe, da sie vor der Auflösung der ersten geschlossen wurde, Sie sind nicht einmal ein natürliches Kind.“

„Ha!“ rief er, „so ist mir mindestens dieser so verhaßte Brudertitel ein sicherer Bürge, daß er niemals ihr Gatte werden wird.“

Da zog der Notar das päpstliche Breve hervor, welches die Ehe des Herzogs von La Vaubaliere mit Julie Raimund auflöste und als nichtig erklärte.

XII.

Noch an demselben Tage wurde der Herzog auf Befehl des Regenten verhaftet, nach Paris gebracht und dort in die Bastille gesetzt, wo er nach lang-

jähriger Gefangenschaft, von aller Welt vergessen, starb.

Alle Ehrenstellen ablehnend, lebte Adrian in stiller Zurückgezogenheit auf den ihm zugefallenen Gütern ein glückliches, zufriedenes Leben an der Seite seiner Julie und im Kreise blühender Kinder. Ihre schönsten Festtage waren immer diejenigen, welche ihnen der wackere Notar schenkte, der jährlich einige Wochen bei ihnen zubrachte, und den sie dankbar als den Begründer ihres Glückes betrachteten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zitz, Kathinka,

Erzählungen und Novellen

Bd.: 2

Nürnberg 1845

P.o.germ. 1674 tb-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124000-4